Heft 2, Juni 2018 / 98. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Redaktion:
Michael Kohler

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Blick von der Kastelburg auf Waldkirch.
Copyright: Stadt Waldkirch. Foto: Roland Krieg.

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 164

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 165

AUFSÄTZE SCHWERPUNKTTHEMA HEIMATTAGE 2018 IN WALDKIRCH

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Waldkirch
Roman Götzmann 166

Heimattage Baden-Württemberg 2018 in Waldkirch
»Stadt, Land – alles im Fluss«
Anna Scholand 167

Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch
Andreas Haasis-Berner 172

Der Stiftsbezirk von St. Margarethen in Waldkirch
Peter Zürcher 183

TalGeschichte(n): Neukonzeption der Abteilung Stadt- und Regionalgeschichte im Elztalmuseum Waldkirch
Christine Reinhold 200

Der Bergbau in Suggental
Eröffnung des Themenwanderwegs Silbersteig Suggental
Andreas Mack 206

Der Europabrunnen in Waldkirch
Ein besonderer Ort für Städtepartnerschaftsbegegnungen seit über 50 Jahren
Hildegard Neulen-Hüttemann 214

»Waldkirch klingt gut«
Orgeln für Gott und die Welt seit 1799
Markus Zimmermann 220

AUFSÄTZE

Schlaglichter. 100 Bücher des Jahres 1918
Ausstellung und Internet-Präsentation der Badischen Landesbibliothek
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen ... 232

Französisch in der Grundschule an der Rheinschiene
Bonjour le Français!
Au revoir le Français!
Thomas Kniep 244

PAMINA – ein Modell für mehr Bürgernähe und Bürgerbeteiligung in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit?
Frédéric Siebenhaar 252

Die Freiburg-Colmar-Bahn
Eine wichtige Verbindung mit einer wechselvollen Geschichte
Hannes Linck 263

Kulturelle Kooperation am Oberrhein
Die grenzüberschreitenden Aktivitäten der Stadt Bühl
Wolfgang Jokerst 269

Das Haus der Badischen Heimat in Freiburg und seine Farbgebung
Gerhard Kabierske 278

DENKMALSCHUTZ

Vorstellung Frau Stephanie Zumbrink 297

Denkmalschutz und Architektur 298

Erhalt der wasserbaulichen Anlage des Klosters St. Peter
Petra Wichmann 298

Aktuelle Veranstaltungen – Ausstellungen – Vorträge
»Häuser und Höfe im Wandel« 300

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

August Babberger und die Höll
Zur aktuellen Ausstellung im Hans-Thoma-Kunstmuseum, Bernau im Schwarzwald
Andreas Gabelmann 303

AUS DEM LANDESVEREIN

Mitgliederversammlung 2018
Top 4 der Tagesordnung:
Bericht des Chefredakteurs
»Das zukünftige Profil der Badischen Heimat«
Heinrich Hauß 308

PERSONALIA

Der Landesverein Badische Heimat e.V. verleiht Heinrich Hauß die Ehrenmitgliedschaft
Sven von Ungern-Sternberg 311

Professor Paul-Ludwig Weinacht zum 80. Geburtstag
Sven von Ungern-Sternberg 311

Hansjörg Noe wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2018 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Anja Bertsch 312

Markus Moehring wurde mit dem »Hebeldank« 2018 des Hebelbundes Lörrach e. V. geehrt
Elmar Vogt 313

Christoph Meckel wurde mit dem Johann Peter Hebel-Preis 2018 des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet
Elmar Vogt 314

Ehrennadel des Arbeitskreises Heimatpflege an Dr. Konrad Exner
Volker Kronemayer 316

Heimatmedaille Baden-Württemberg 2017: Nachtrag
Volker Kronemayer 317

Buchbesprechungen 318

Editorial

Liebe Freunde und Mitglieder der Badischen Heimat!

Das vorliegende Heft hat den Schwerpunkt »Waldkirch« und trägt damit den Heimattagen Rechnung. Heinrich Hauß ist in seinem Vorwort näher darauf eingegangen. Allen, die an der Erstellung des Heftes beteiligt waren, gilt mein Dank und meine Anerkennung! Ganz besonders sei Herrn Dr. Markus Zimmermann gedankt, der für die Organisation der Beiträge zum Schwerpunktthema verantwortlich war.

Kurz vor Redaktionsschluss fand unsere Mitgliederversammlung in Pforzheim statt. Wir werden darüber im nächsten Heft ausführlich berichten. Vorab geht mein Dank an alle, die zum Gelingen der Mitgliederversammlung beigetragen haben.

Ein neuer Vorstand ist gewählt worden – mit einigen Veränderungen. Für Christoph Bühler, dem ich für sein Engagement und die vielen guten Ideen danke, ist für den Bereich Öffentlichkeitsarbeit Herr Müller-Bremberger gewählt worden. Für Frau Dorothee Kühnel, die uns als Beisitzerin im Vorstand erhalten bleibt, ist Frau Dr. Speckamp als Schriftführerin neu im Vorstand. Das bisherige Mitglied des Beirates, Prof. Hepp, ist nun Beisitzer im Vorstand.

Allen ausgeschiedenen Mitgliedern des Vorstandes gilt mein Dank, ebenso allen, die sich weiterhin oder erstmals engagieren wollen.

Mit großer Freude weise ich darauf hin, dass wir mit Frau Stephanie Zumbrink nunmehr eine verlässliche Kraft gewonnen haben, die regelmäßig die Belange des Denkmalschutzes in unserer Zeitschrift bearbeiten wird.

Ich muss Ihnen nun noch die traurige Nachricht übermitteln, dass unser langjähriger Weggefährte Prof. Wolfgang Hug kurz vor Pfingsten verstorben ist. Wir werden ihm in der nächsten Ausgabe einen ehrenden Nachruf widmen.

Ihr Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

Die Bewerbung Waldkirchs für die Ausrichtung der Heimattage 2018 verdankt sich der vor 1100 Jahren erfolgten Gründung des Frauenklosters St. Margarethen, der »eigentlichen Keimzelle Waldkirchs«. Klostergründung und »Der Stiftsbezirk von St. Margarethen« nehmen deshalb einen breiten Raum in der vorliegenden Publikation ein.

Als Motto der Heimattage in Waldkirch wurde eine Ableitung des Kinderschreibspiel-Verses »Stadt, Land – alles im Fluss« gewählt. Globalisierung, Digitalisierung und die soziale, demografische und kulturellen Entwicklungen sind somit »Impulsgeber« für die Heimattage. »Beschleunigung« ist nach Zeitdiagnosen der Soziologen heute eine »Norm der Gesellschaft«. Heimat wird gegenwärtig als »Beheimatung« im Sinne eines individuellen Prozesses (Beate Mitzscherlich, »Heimat ist etwas, das sich mache«, 1997) definiert. Diese Tendenz ist in Bezug zu setzen zu gegenläufigen gesellschaftlichen Entwicklungen der Fremdbestimmung. Wünschenswert wäre deshalb, dass diese Heimatoption unter den Voraussetzungen der gesellschaftlichen Beschleunigung auf den Heimattagen diskutiert würde (Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne, 2005). Sollten die Veranstalter diese aktuelle Diskussion auf den Heimattagen in Gang setzen, wäre eine nachfolgende Dokumentation wünschenswert.

Die umfangreichen Themenschwerpunkte der Heimattage: »Stadtgeschichten«, »Musik im Blut«, »Begegnen und Bewegen«, »Heimatgefühle« können bei der beschränkten Seitenzahl für die Aufsätze nur zum Teil angesprochen werden.

Die Redaktion dankt Herrn Dr. Markus Zimmermann für die Vermittlung der Aufsätze zum Thema Heimattage in Waldkirch.

Die Organisatorin der seit 1978 in Baden-Württemberg durchgeführten Heimattage, Frau Anna Scholand, beginnt die Aufsatzreihe mit einer Einführung in Motto und Programm.

Das Elztalmuseum für Regionalgeschichte und Orgelbau präsentiert die Neukonzeption der Dauerausstellung. Der Aufsatz »Der Bergbau im Suggenthal« beschreibt den neu konzipierten Themenwanderweg »Silbersteig Suggenthal«. Dem Slogan »Waldkirch klingt gut« ist der Aufsatz der seit 1799 in Waldkirch beheimateten Kirchen- und Drehorgel-Produktion gewidmet.

In der Sparte »Ausstellungen in Baden« wird die Ausstellung und Internet-Präsentation »Schlaglichter. 100 Bücher des Epochen Jahres 1918« in sechs Themenblöcken besprochen.

Die in den letzten Heften besonders von Prof. Gerd Hepp betriebene »grenzüberschreitende Zusammenarbeit« wird in diesem Heft mit Aufsätzen zu »Pamina«, dem »Französischunterricht in der Grundschule« und der »Freiburg-Colmar-Bahn« konsequent fortgesetzt.

Nach der Sanierung des Hause der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße beschäftigt sich Dr. G. Kabierske mit dem historischen Hintergrund der wieder aufgenommen violett roten Farbgebung.

Heinrich Hauß

Grußwort des Oberbürgermeisters Roman Götzmann

Liebe Leserinnen und Leser,

»Heimat« ist ständig im Fluss und dabei mehr und mehr ein Gefühl als ein Ort. Denn alles ist in Bewegung, vor allem wir Menschen selbst. Deshalb haben wir als Motto für die diesjährigen Heimattage des Landes Baden-Württemberg das Thema »Stadt, Land – alles im Fluss« gewählt.

Die Heimattage 2018 in Waldkirch sollen anregen, sich ganz gezielt auf die Suche nach den persönlichen Heimatgefühlen zu begeben. Dabei schöpfen wir auf vielfältige Weise aus dem historischen und kulturellen Reichtum unserer Stadt und der Region.

Bergbau in Suggental, die Kloster- und Stiftsgeschichte St. Margarethen oder der Orgelbau – im Zuge der Auseinandersetzung werden uns die eigenen Besonderheiten stärker bewusst.

Historisch blicken wir auf eine über 1100-jährige Geschichte zurück. 918 wurde das Benediktinerinnenkloster St. Margarethen gegründet, dem wir unseren Ursprung verdanken. Aus der Vergangenheit heraus schlagen wir eine Brücke zur Dynamik unseres Landes – unserer Zeit und unserer Zukunft!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Freude bei der nun folgenden Lektüre!

Roman Götzmann

Heimattage Baden-Württemberg 2018 in Waldkirch

»Stadt, Land – alles im Fluss«

Anna Scholand

Als offizielles Landesfest Baden-Württembergs finden die Heimattage jährlich seit 1978 in einer anderen Region des Bundeslandes statt, die sich den Bürger/-innen mit all ihren Facetten präsentieren. Vor allem sollen sie dazu anregen, sich mit dem Heimat-Begriff intensiv zu beschäftigen. Die Heimattage 2018 in Waldkirch stehen unter dem Motto »Stadt, Land – alles im Fluss« – hier hinter verbirgt sich ein abwechslungsreiches Programm mit mehr als 250 Veranstaltungen.

Die Heimattage Baden-Württemberg – eine Veranstaltungsreihe mit langjähriger Erfolgsgeschichte.

Bereits seit 1978 wird das offizielle Landesfest Baden-Württembergs jährlich von einer anderen Stadt, Kommune oder einem Zusammenschluss von Gemeinden ausgerichtet. Diese rücken ein Jahr lang nicht nur in den landesweiten Blickpunkt, sondern sind auch Schaufenster für das ganze Bundesland. Gleichzeitig setzen die Heimattage jährlich verschiedene Impulse. Etwa mobilisieren und steigern sie bürgerschaftliches Engagement und stärken den Zusammenhalt in der Heimattage-Stadt sowie im ganzen Land. Sie schaffen nachhaltige Effekte – steigern die touristische Bekanntheit oder erhöhen die mediale Aufmerksamkeit. Sie regen die Besucher/-innen an, sich mit ihren ganz persönlichen Heimatgefühlen zu beschäftigen und das durch unterschiedliche Veranstaltungen, die Tradition mit modernen Elementen verbinden und Junge wie auch Ältere ansprechen.

HEIMAT – ein Begriff, unendlich viele Definitionen

Doch was ist überhaupt Heimat? – Galt der Begriff und das damit verbundene Lebensgefühl Jahrzehnte lang als verstaubt, spießig und deutschnational belastet, erlebt er seit geraumer Zeit eine regelrechte Renaissance. Dabei ist Heimat weitaus mehr als das häufig gezeichnete Postkartenidyll und mehr als nur ein Begriff. Heimat ist etwas ganz Persönliches. Es ist etwas, das jeder selbst mit Leben füllt; zum Beispiel das, was man beim Gedanken an Heimat fühlt, riecht oder schmeckt. Heimat manifestiert sich aber auch in Traditionen oder Brauchtum, der Kunst oder den Menschen selbst. Heimat ist persönlich, erlebbar und veränderbar.

Genau hier setzen die Heimattage Baden-Württemberg jährlich an: durch vielfältige Veranstaltungen geben sie den Bürger/-innen einen Ort des Dialogs und der freien Auseinandersetzung mit den verschiedenen Facetten

Vorstellung des Heimattage-Programmheftes mit Staatsrätin Gisela Erler (Foto: Patrick Seeger)

des Heimat-Begriffs. Sie geben kein vorgefertigtes Bild von Heimat vor, sondern regen an, sich intensiv mit der eigenen Heimat sowie auch den Vorstellungen anderer zu beschäftigen. So entsteht ein buntes Kaleidoskop, das die vielfältigen Facetten von Heimat widerspiegelt. Denn »Heimat darf alles sein – nur nicht ausgrenzend« – so Staatsrätin Gisela Erler zur Pressekonferenz der Vorstellung des Jahresprogramms im Januar 2018 in Waldkirch.

Ablauf der Heimattage

Die Heimattage Baden-Württemberg haben zwei jährliche traditionelle Höhepunkte: den Baden-Württemberg-Tag im Mai sowie die Landesfesttage Baden-Württemberg im September. Der Baden-Württemberg-Tag steht im Zeichen des modernen Baden-Württembergs. Hier präsentieren sich die leistungsstarke Wirtschaft und der Einzelhandel, die kulturelle Vielfalt bis hin zu touristischen Attraktionen und Freizeitangeboten. Krönender Abschluss sind die Landesfesttage. An diesem Wochenende stehen traditionelle Werte und Bräuche der Region und des Landes im Vordergrund. Höhepunkt ist der Landesfestumzug. Die weiteren, zahlreichen Veranstaltungen werden von den Heimattage-Städten in Zusammenarbeit mit vielen Ehrenamtlichen, Institutionen, Vereinen und Einrichtungen gemeinsam entwickelt.

Bereits 2012 hatte sich die Stadt Waldkirch als Austragungsort der Heimattage Baden-Württemberg beim Land beworben – und das explizit für das Jahr 2018. In diesem Jahr feiert Waldkirch 1100 Jahre Klostergründung. Denn 918 wurde das Frauenkloster St. Mar-

»Stadt, Land – alles im Fluss« (Foto: Clemens Emmler)

garethen gegründet, die eigentliche Keimzelle von Waldkirch. Dieses Jubiläum sowie die ureigensten Besonderheiten der Stadt waren Ausgangspunkt für die Planungen der Heimattage in Waldkirch.

Motto »Stadt, Land – alles im Fluss«

Mit der über 40-jährigen Heimattage-Geschichte ist es vor allem die jährliche Herausforderung, das Charakteristische des Austragungsortes hervorzuheben und das Jahr zu etwas Einzigartigem zu machen. Auch das Heimattage-Team Waldkirch wurde mit dieser Herausforderung konfrontiert. Herausgearbeitet wurden ein Jahres-Motto sowie vier Themenschwerpunkte.

Gemeinsam mit der Agentur »blatteins« wurde das Motto »Stadt, Land – alles im Fluss« entwickelt. Das Motto sollte den Rahmen vorgeben, in dem sich kreative und innovative Veranstaltungsideen entfalten konnten. Auf den ersten Blick handelt es sich hierbei um die spielerische Ableitung vom bekannten Kinderspiel »Stadt, Land, Fluss«. Doch dieses Motto spielt vor allem auf die derzeitigen Veränderungen an, die alle Menschen – auch die Bewohner/-innen in Baden-Württemberg – beschäftigen: die Auswirkungen von Globalisierung, Digitalisierung, aber auch soziale, demografische und kulturelle Entwicklungen sind ubiquitär. Diese spürbare Dynamik ist wichtiger Impulsgeber für die Heimattage Baden-Württemberg 2018. So wirft das diesjährige Programm einen Blick auf die weitgreifenden Veränderungen in Geschichte, Gegenwart und Zukunft.

Außergewöhnliche Konzert-Performance in der Kirche St. Margarethen (Foto: Oliver Look)

Vier Themenschwerpunkte

Was macht Waldkirch und die Region aus? Wie ist hier das Leben geprägt? Was beschäftigt die Waldkircher? – In verschiedenen Workshops und größeren Ideenrunden mit Waldkircher Ehrenamtlichen wurde sich im Vorfeld intensiv mit diesen Fragen auseinandergesetzt und gemeinsam Veranstaltungsideen entwickelt.

Die Ideen wurden zu vier Themenschwerpunkten zusammengeführt:

»Stadtgeschichten«
»Musik im Blut«
»Begegnen & Bewegen«
»Heimatgefühle«

»Stadtgeschichten«

Angeregt durch die 1100-jährige Klostergeschichte sollen Veranstaltungen in diesem Themenschwerpunkt Impulse geben, sich mit den Wurzeln der eigenen Identität intensiv auseinanderzusetzen. Auch historische und kulturelle Schätze der Stadtgeschichte stehen 2018 im Fokus. Diese sind ein wesentlicher Bestandteil der eigenen Identität, denn das über Jahrhunderte hinweg gewachsene kulturelle Erbe prägt bis heute den Charakter der Stadt.

Die Besucher/-innen können sich etwa auf die neugestaltete Abteilung der Stadt- und Regionalgeschichte im Elztalmuseum freuen (ab 7.9.18) oder oder in die Zeit des Mittelalters beim Historischen Marktplatzfest (27.–29.7.18) eintauchen. Regelmäßige thematische Stadtführungen für verschiedene Zielgruppen geben zudem spannende Einblicke in die Geschichte Waldkirchs.

»Musik im Blut«

Tradition und Leidenschaft prägen die große Musikbegeisterung Baden-Württembergs. Mehr noch: das facettenreiche Musikleben ist Teil seiner einzigartigen Kulturlandschaft. Auch die Waldkircher lieben Musik. Hier gibt es Deutschlands älteste Musikschule und mit ihrer über 200-jährigen Orgelbautradition steht die Stadt für hervorragende Handwerkskunst. Hinzu kommen unzählige Musik- und Gesangvereine, die ihr Können auch 2018 unter Beweis stellen werden.

Die Besucher/-innen können sich freuen auf ein »Musik-Picknick« am idyllischen Stadtrainsee-Gelände (8.7.18), dem stimmgewaltigen Open-Air-Konzert »Waldkirch musiziert« (13. und 14.7.18) mit der Aufführung der »Carmina Burana« und einer speziellen Auftragskomposition oder die »Tage der Waldkircher Jahrmarktsorgeln« (20. und 21.10.18).

»Begegnen & Bewegen«

Vielfalt, Zusammenhalt und bürgerschaftliches Engagement sind wesentlich für den Charakter des deutschen Südwestens. Fast jeder zweite Baden-Württemberger engagiert sich ehrenamtlich. Gemeinschaftssinn ist dabei sogar absoluter Erfolgsgarant. Um die 200 Vereine bei 22.000 Einwohnern – die Waldkircher zeigen mit ihrem ehrenamtlichen und lebendigen Vereinsleben eindrucksvoll die Stärken des Gemeinschaftsgeistes. Der enorme Stellenwert des ehrenamtlichen Engagements für die Gesellschaft soll 2018 in verschiedenen Projekten und bei Veranstaltungen eine Rolle spielen. Zudem sollen die Besucher gemeinsam aktiv werden. Überall gilt es, das großartige Wir-Gefühl zu spüren!

Die Veranstaltungen reichen von einem bunten Tanzfestival (26.–29.4.18) und dem »Tag der Helfer« (10.6.18) über die »Tour de Waldkirch« (24.6.18) bis hin zur Interkulturellen Woche (14.9.–3.10.18).

»Heimatgefühle«

Welche Heimatgefühle empfinden eigentlich die Baden-Württemberger? Ein Stück Heimat ist etwas ganz Persönliches. Das sind gelebte Traditionen und Brauchtum, Kultur, vertraute Landschaft, kulinarische Spezialitäten oder auch geliebte Menschen. Veranstaltungen sollen bei den Heimattagen 2018 anregen, sich ganz gezielt auf die Suche nach den persönlichen Heimatgefühlen zu begeben.

Highlights sind der Wald-Tag (22.4.18), die Jugendkonferenz »Werte.Heimat.Politik« (21.9.18) oder auch der Mundologia Foto-Vortrag »Unsere wilde Heimat« (1.12.18).

Eine Liebeserklärung an die Heimat

Die Heimattage Baden-Württemberg sind vor allem eines – ein riesiges Gemeinschaftsprojekt. Unterstützt werden sie dieses Jahr durch das ehrenamtliche Engagement zahlreicher Waldkircher, vieler Vereine, Institutionen und auch Unternehmen. Dieses spiegelt sich auch im Programm wider – denn wie könnten die Besonderheiten Waldkirchs und der Region in mehr als 250 Veranstaltungen besser hervorgehoben werden, als durch das ehrenamtliche Engagement der Waldkircher selbst.

Mehr Informationen:
www.heimattage-waldkirch.de

Anschrift der Autorin:
Anna Scholand M. A.
Geschäftsstelle Heimattage
Marktplatz 1–5
79183 Waldkirch
E-Mail: anna.scholand
@stadt-waldkirch.de

HEIMATTAGE Baden-Württemberg WALDKIRCH 2018

Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch

Andreas Haasis-Berner

Das Kloster St. Margarethen wurde 918 durch Herzog Burkhart I. von Schwaben und seine Frau Reginlind am Ausgang des Elztales gegründet. Im Jahre 994 gelangte das Kloster ans Reich und erhielt großzügige Privilegien. Nach diesem Zeitpunkt sind keine Schenkungen mehr nachweisbar. Die geringen Einnahmen und die sich durch Klimaverschlechterung und Pest im 14. Jahrhundert verstärkende Not führten zu einem Niedergang des Klosters. Im Jahre 1430 starb die letzte Äbtissin. 1431 erfolgte die Umwandlung des Klosters in ein Kollegiatstift.

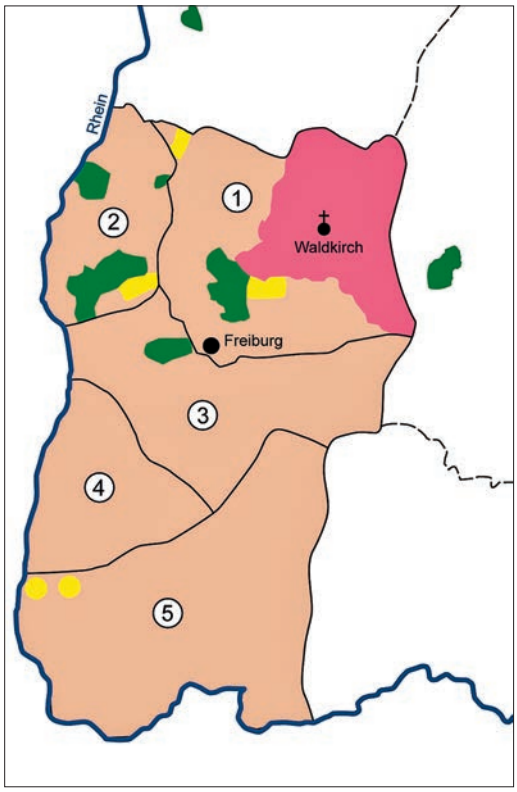
Die Anfänge im 10. Jahrhundert

Burkhart I. hat bald nach seiner Wahl zum Herzog von Schwaben im Jahre 917 zusammen mit seiner Frau Reginlind in Waldkirch (heute Kreis Emmendingen) ein Frauenkloster gegründet. Die Forschung geht davon aus, dass die ersten Schritte hierzu ab 918 unternommen wurden. Das Gründungsjahr ist streng genommen nicht bekannt. Da Herzog Burkhart schon 926 in Novara gestorben ist, bleibt für die Gründung des Klosters nur der Zeitraum zwischen November 917 und April 926. Die Gründung eines Klosters ist ein Prozess, der längere Zeit in Anspruch nimmt. Nach dem eigentlichen Entschluss zur Gründung muss ein geeigneter Platz gesucht und gefunden werden, man braucht Handwerker, die den Wald roden, das Bauholz zurichten, die Kirche und die ersten Wohngebäude errichten. Noch komplizierter wird es, wenn die Kirche gleich in Stein errichtet werden sollte: Dann brauchte es Köhler für die Holzkohle, Kalkvorkommen, Kalkbrenner, Bauhandwerker, die ein Steingebäude auf mauern können, ggf. noch Steinmetze für das Bearbeiten von Steinen etc. Dieser Vorgang kann mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Und da das Kloster den Tod des Herzogs überlebt hat, dürfte es zu diesem Zeitpunkt schon funktionsfähig gewesen sein. Aus diesem Grund geht die Forschung davon aus, dass der Entschluss zur Klostergründung gleich nach dem Amtsantritt von Burkhart I. gefasst wurde. Das Herzogspaar stattete das Kloster mit einem sehr großen Besitz aus, der das Wassereinzugsgebiet der Elz von ihrer Quelle bis nach Buchholz umfasste.

Das geistige, kulturelle und politische Zentrum des Herzogtums Schwaben lag damals rund um den Bodensee. Konstanz war seit etwa 600 der Bischofssitz, die im 8. Jahrhundert gegründeten Klöster auf der Reichenau waren zwar am Ende ihrer Blütezeit, behüteten jedoch immer noch eine der umfangreichsten und kostbarsten Bibliotheken des Reiches. Das Kloster St. Gallen war ähnlich begütert. Sein Besitz verteilte sich ebenfalls

Karte des Herzogtums Schwaben um 1000. Ganz links ist die Lage von Waldkirch mit einem Stern markiert. (Karte aus: Alfons Zettler, Schwaben)

über große Teile des Herzogtums. Auf dem Hohentwiel bei Singen befand sich eine für die damalige Zeit uneinnehmbare Befestigung. Sie und die Königspfalz Bodman am Nordwestende des Bodensees waren gewissermaßen die Residenzen der Herzöge. Zürich, am Nordufer des Zürichsees gelegen, war nicht nur durch seine Pfalz politisch wichtig, sondern durch die Kirchen auch ein geistiges Zentrum. In Zurzach fanden wohl schon da-



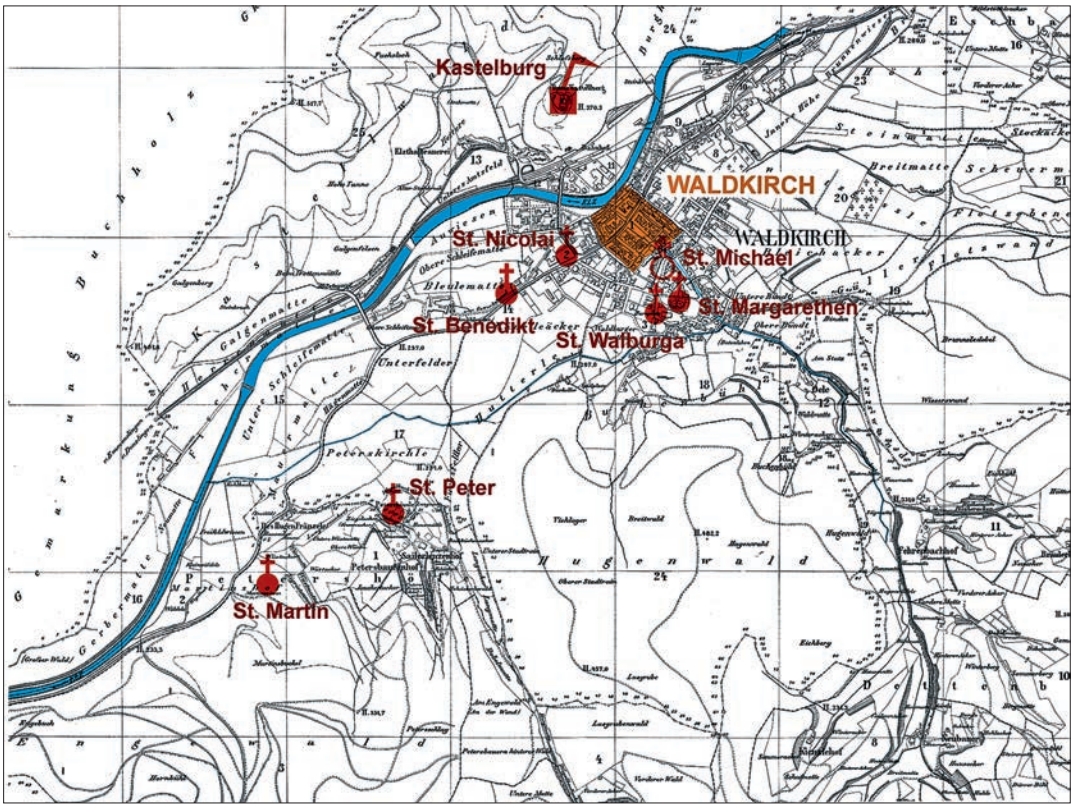
Das Archidiakonat Breisgau (ocker) mit der Gründungsausstattung des Klosters in rosa und den späteren Schenkungen (grün, gelb). (Karte: Andreas Haasis-Berner)

mals jährliche Messen und Wallfahrten statt. Zudem befanden sich auf dem Gebiet des Herzogtums einige der wichtigsten Alpenpässe bzw. die Zugänge zu ihnen.

In der Überlieferung werden als Gründerinnen neben Reginlind weiterhin die *ducissae* (= Herzoginnen) Gisela und Hadwig genannt. Mit der Herzogin Gisela dürfte die Schwiegermutter von Herzog Burkhart gemeint sein. Sie stammt aus der bedeutendsten, norditalienischen Hochadelsfamilie, der Unruochinger. Hadwig ist die Frau von Burkhart II. und somit die Schwiegertochter des Gründers. Sie führte Teile des Herzogtums bis zu ihrem Tod, u. a. das Kloster Waldkirch. Darüber hinaus hieß auch eine Tochter von Burkhart I. und Reginlind Gisela. Das Panegyricon – ein Lobgedicht –, welches in der stiftischen Überlieferung auf uns gekommen ist, spricht von ihr als erster Äbtissin. Sie dürfte anfangs noch zu jung gewesen sein für dieses Amt. Aus diesem Grund gehe ich davon aus, dass die Überlieferung im Laufe der Zeit zwischen den beiden Giselas nicht mehr sauber unterscheiden konnte und sie zu einer Person verschmolzen hat. Möglicherweise war Burkharts Mutter die erste und seine Tochter dann die zweite Äbtissin.

Die Gründung eines Klosters erfüllte mehrere Zwecke. Einer der wichtigsten Gründe war die Pflege der Familienmemoria. Das heißt, an diesem Ort wurde der Herzogsfamilie und ihrer Vorfahren gedacht und für sie gebetet. Dies war ein wesentlicher Teil der Jenseitsfürsorge. Eng damit verbunden war der Wunsch nach einem Begräbnisort für den Herzog, die Herzogin und ihre Angehörigen. Warum das Kloster an der westlichen Peripherie des Herzogtums gegründet wurde, ist nicht bekannt. Denkbar ist, dass damit ein Ort gesucht wurde, der vor den einfallenden Ungarn einigermaßen sicher war. Eine weitere Möglichkeit ist, dass Herzog Burkhart I. Zugriff auf Breisach hatte oder suchte und durch die Gründung des Klosters die herrschaftliche Erfassung der Region unterstützen wollte. Vielleicht wurde mit der Gründung auch der Zugang zu einem Schwarzwaldübergang (Elztal/Simonswäldertal) gesichert.

In der Freiburger Bucht gibt es einige Orte, an denen sich Herrschaft archäologisch nachweisen lässt. An erster Stelle ist Breisach zu nennen, der Ort, der dem Breisgau seinen Namen gegeben hat. Als weitere Höhensiedlungen sind der Zähringer Burgberg bei Freiburg sowie der Mauracher Berg bei Denzlingen zu nennen, auf denen bei Grabungen Siedlungs-



Das untere Elztal mit der Klosterkirche St. Margarethen und den weiteren, 1178 erwähnten Kirchen und Kapellen. Zur Orientierung ist auch die 1250 gegründete Stadt Waldkirch und die Kastelburg eingezeichnet. (Karte: Andreas Haasis-Berner)

reste des 8. bis 10. Jahrhunderts nachgewiesen wurden. Königsaufenthalte sind in Sasbach sowie in Efringen-Kirchen urkundlich belegt. Klöster gab es in der Ortenau (Schuttern, Gengenbach, Ettenheimmünster). Im Münstertal bestand die Zelle St. Trudpert und erst mit Säckingen findet sich nach Süden hin das nächste Kloster.

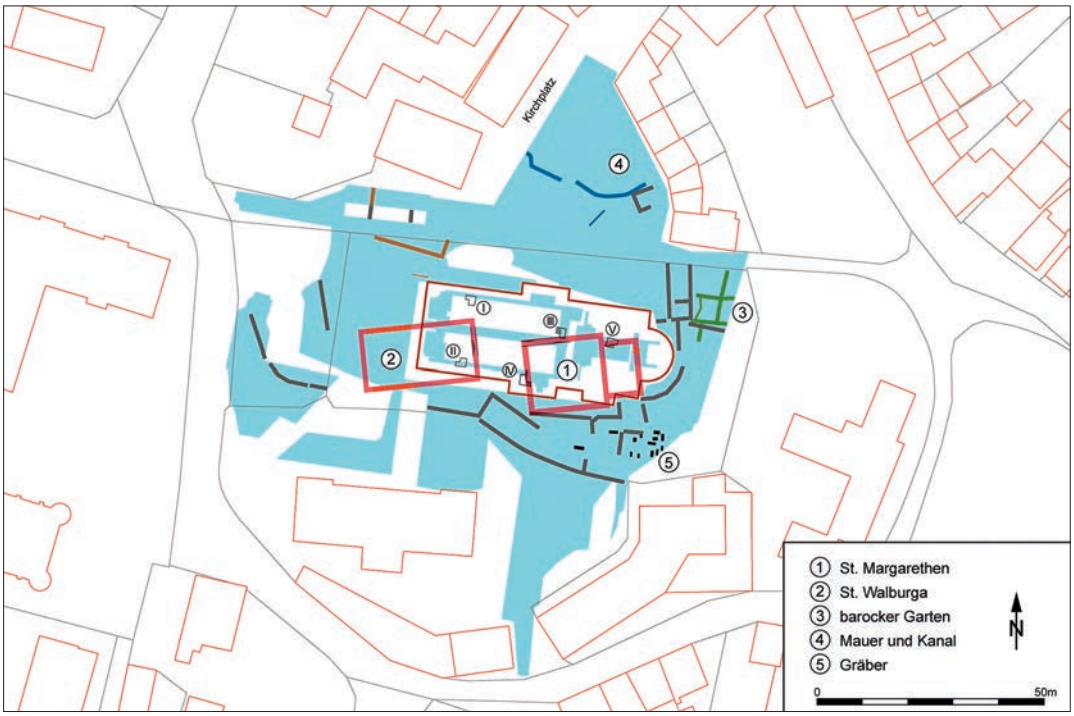
Das Elztal scheint in der Merowingerzeit noch nicht besiedelt gewesen zu sein – zumindest kennen wir bislang keine Gräberfelder dieser Zeit und auch die Ortsnamen sprechen für eine jüngere Entstehung. Da die Gründung eines Frauenklosters jedoch mit Sicherheit nicht in einem Urwald erfolgt ist, ist eine gewisse Erschließung des Elztales vorauszusetzen, eine Erschließung die während der Karolingerzeit erfolgt sein dürfte. Die ältesten Siedlungsanzeichen stellen die beiden Kirchen St. Peter und St. Martin südlich von Waldkirch dar. Bei ihnen dürfte es sich um Kirchen handeln, die jeweils zu einem Hof gehört haben, der hier stand. Nicht zuletzt die kirchenrechtliche Abhängigkeit der Kirchen in Denzlingen und Gundelfingen von den genannten Kirchen, aber auch ihr typisch frühmittelalterliches Patronat sprechen dafür, dass sie vor der Klostergründung existiert ha-

ben. Wie es zu ihrer Gründung gekommen ist, kann nicht ermittelt werden. Festzuhalten bleibt, dass das Elztal zum Zeitpunkt der Klostergründung zumindest so weit erschlossen war, dass die vorhandenen Höfe die Versorgung eines kleinen Klosters gewährleisten konnten.

Das auf einem kleinen Sporn neben dem Dettenbach gegründete Kloster bestand aus der Klosterkirche St. Margarethen sowie der Laienkirche St. Walburga. Wo sich die Klausurgebäude befunden haben, ist bislang noch nicht bekannt. Im Jahre 1178 werden weitere Kapellen erwähnt, die vermutlich im 11. und 12. Jahrhundert errichtet wurden: die Friedhofskapelle St. Michael, sowie St. Nikolai und St. Benedikt. Im 12. Jahrhundert gab es somit in Waldkirch vier Kirchen und drei Kapellen.

Was ist nach dem Tod des Herzogs Burkhart I. passiert? Wir wissen nur, dass Burkhart I. 926 in Novara verstorben ist. Wo er bestattet wurde, ist unbekannt. Es wäre nun nicht ungewöhnlich, wenn er nach Norden in sein Herzogtum überführt worden wäre, um dort bestattet zu werden, aber hier schweigt die Überlieferung. Auch wenn das Argument »e silentio« schwach ist: Es gibt keinerlei Hinweise auf eine Bestattung in Waldkirch, was bedeuten könnte, dass er nicht hier seine letzte Ruhe fand. Was zwischen der Gründung des Klosters und dem Übergang an das Reich passiert ist, bleibt überwiegend unbekannt und kann nur indirekt erschlossen werden. Als Burkhart I. verstarb, war sein Sohn Burkhart noch zu jung, um die Herrschaft zu übernehmen. Aus reichspolitischen Gründen wurde seine Witwe Reginlind mit Herzog Hermann verheiratet, der damit zum Herzog von Schwaben ernannt wurde. Sie gründen 934 das Kloster Einsiedeln. Hermann wird 949 auf der Reichenau bestattet. Auf ihn folgte ihr Sohn Liutolf als Herzog. Und erst nach dessen Tod im Jahre 953, 27 Jahre nach dem Tod seines Vaters, kam Burkhart II. zum Zug. Burkhart II. und seine Frau Hadwig (Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich I.) gründen 970 ein neues Kloster – diesmal auf dem Hohentwiel. Burkhart II. wird nach seinem Tod ebenfalls auf der Reichenau bestattet. Dies scheint darauf hinzuweisen, dass der Breisgau und das Kloster in Breisgau nicht mehr ganz so wichtig waren. Hadwig führt das Herzogsamt in »ihrem« Besitz (Hohentwiel, Bodman, Waldkirch) noch bis zu ihrem Tod weiter.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wurde der Südwesten des Reichs von einem Skandal erschüttert. Graf Guntram, einer der Mächtigsten des Reiches, Sohn einer elsässischen Adelsfamilie und mit umfangreichem Besitz ausgestattet, verweigerte Otto I. seinen Dienst. Dies war Hochverrat. Der König fackelte nicht lange, setzte den Grafen kurzerhand ab und konfiszierte seinen Besitz. Diesen Besitz behielt Otto jedoch nicht lange, sondern schenkte ihn an die wichtigsten geistlichen Herrschaften im Südwesten: dem Kloster Einsiedeln, dem Bischof von Konstanz und – dies lässt sich gut belegen – dem Kloster Waldkirch. Die Schenkung an Waldkirch dürfte um das Jahr 970 erfolgt sein. Bestandteil der Vereinbarung war offenbar, dass das Kloster mit dem Tod von Burkhart II. und seiner Frau Hadwig an das Reich fallen sollte. Burkhart starb zwar schon 973, doch seine Frau überlebte ihn noch 21 Jahre. Aus diesem Grund fiel das Kloster erst 994 an das Reich. Otto III. beeilte sich, nach Sasbach zu kommen, um dort diesen Vorgang zu beurkunden. Das Kloster wurde mit umfangreichen Privilegien (Zollfreiheit, hohe und niedere Gerichtsbarkeit, freie Wahl des Vogtes etc.) ausgestattet, was die Äbtissin zu einer Art Gräfin machte. Selbstverständlich war die Äbtissin für die



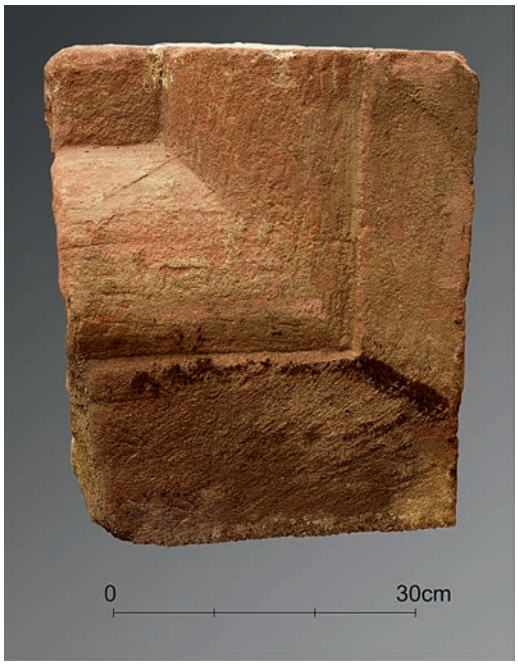
Plan mit den durch archäologische und geophysikalische Untersuchungen dokumentierten Mauern, insbesondere der beiden Kirchen St. Margarethen und St. Walburga. (Karte: Andreas Haasis-Berner)

Einsetzung der Pfarrer und somit indirekt die Verkündigung des Glaubens im größten Teil ihres Besitzes verantwortlich.

Waldkirch gehörte zum Bistum Konstanz. Das Bistum ist in zahlreiche Archidiakonate unterteilt. Innerhalb des Archidiakonats Breisgau, das aus den heutigen Landkreisen Emmendingen, Breisgau-Hochschwarzwald, Stadtkreis Freiburg und Landkreis Lörrach bestand, gab es das Dekanat Waldkirch / Glotter / Freiburg. Dieses Dekanat entsprach der Größe nach in etwa dem östlichen Teil des heutigen Landkreises Emmendingen. Und allein die Hälfte des Dekanats entsprach dem Besitz des Klosters Waldkirch. Das Kloster war somit eine der größten, zusammenhängenden, geistlichen Grundherrschaften des Bistums. Eine der wichtigsten Aufgaben des Klosters war die Fortführung der Christianisierung, die Besetzung und Bezahlung der Pfarrer in etwa zwei Dutzend Pfarreien und die Errichtung von Kirchen und deren Unterhalt. Dies belegt die herausragende Rolle, die das Kloster in der Ausbreitung und Festigung des Glaubens in diesem Raum innehatte.

Im Jahre 1178 bestätigt Papst Innozenz III. dem Kloster Waldkirch seine Rechte und seinen Besitz. In dieser Urkunde werden viele Ortschaften im Elztal das erste Mal erwähnt. Die bestätigten Rechte sind:

- Freie Wahl der Äbtissin
- Besitzstandswahrung des Klosters. Bei Zuwiderhandlung drohen Enteignung und Exkommunikation
- Die Nonnen dürfen freie Frauen als Konversen aufnehmen



1985 im Rest des Westportals gefundener Werkstein. (Foto: Clark Urbans)

- Die Nonnen dürfen für Weltliche einen Begräbnisplatz haben
- Neubrüche, die das Kloster selbst bewirtschaftet sind zehntfrei
- Das Futter, das die Nonnen für ihr Vieh brauchen, ist zehntfrei.

Herkunft der Äbtissinnen und Nonnen

Im 10., 12. und 13. Jahrhundert lassen sich durchweg Angehörige des Hochadels als Äbtissinnen nachweisen, wie Angehörige der Herzoge von Schwaben oder Bertha von Baden (1217), die Schwester des Markgrafen von Baden. Im 14. und 15. Jahrhundert sind nur noch Vertreterinnen des lokales Adels belegt, wie Katharina von Stoffeln, Anna von Schwarzenberg, Anna von Sulz, Anastasia von Tübingen, Margarethe von Schwarzenberg und Agathe von Üsenberg (1423–1430). Hier zeichnet sich ein Prestigeverlust des Klosters ab dem 13. Jahrhundert ab.

Die Nonnen kommen aus Familien des schwäbischen Herzogtums: Offenia von Ottenbach (Kt. Zürich), Elisabeth von Tübingen, Heilika von Gundelfingen (Kr. Reutlingen), Mechtild von Wintzenun (?), Anna, Nichte des Burggrafen von Nürnberg und des Grafen von Grüningen (Württemberg), Mechtild von Dürrheim (Schwarzwald-Baar-Kreis), Amelya von Rüsegg (Kt. Aargau), Brigitta von Bürglen (Kt. Thurgau). Hier sind insbesondere die Bezüge zu Familien aus dem Schweizer Mittelland hervorzuheben, der Region, aus der die zweite Linie der Schwarzenberger (die Herren von Eschenbach und Schnabelburg) stammen. Offenbar waren bis zum Ende des Klosters Verbindungen wirksam, die den Eintritt von Töchtern dieser Familien in dem alten Herzogskloster gefördert haben. Das Kloster bestand vermutlich nie aus mehr als sechs Geistlichen. Seine Attraktivität sank immer mehr. Im Jahre 1430 starb schließlich die Äbtissin Agathe von Üsenberg »in bitterer Armut« als letzte Bewohnerin des Klosters.

Was wissen wir vom Kloster selbst?

Bislang wurden nur wenige Bodeneingriffe archäologisch begleitet. Die wichtigsten Untersuchungen erfolgten 1985 bei der Anlage der neuen Warmluftheizung. In den Heizungsschächten trafen Schichten und Baubefunde zutage. Der Heizungsschacht Nr. 4 befindet sich nahe dem Südeingang. Hier wurden die Reste des Westportals sowie vier Bauphasen dokumentiert. Ein Werkstein dieses Portals ist mit Steinen vom Westportal der Kloster-

kirche in Alpirsbach vergleichbar. 1976 wurde ein weiterer Werkstein gefunden: ein Zackenfries. Auch dies ist ein typisches Element romanischer Kirchen der Zeit um 1200, wie z. B. vom Bamberger Dom, St. Antonio in Piacenza oder der Ortskirche in Eichel (Main-Tauber-Kreis). Aus der St. Walburgakirche soll der romanische Taufstein stammen, der sich heute in der St. Piuskapelle auf dem Kandel befindet.

Die geophysikalischen Untersuchungen sowie die bei Bodeneingriffen dokumentierten Baubefunde lassen den Grundriss von zwei Kirchen erkennen, deren Mittelachse im Vergleich zu der heutigen um einige Grad verschoben ist. Die aus der Frühzeit des Stiftes stammende Beschreibung, nach der zwischen der St. Walburgakirche sowie der St. Margarethenkirche nur wenige Meter Platz waren, konnte bestätigt werden. Bislang nicht lokalisiert werden konnte die Klausur. Aufgrund der soeben genannten Befunde hat Hans-Jürgen van Akkeren die romanische St. Margarethenkirche und die St. Walburgakirche rekonstruiert.

1976 verlagert aufgefundener Werkstein mit Zackenfries. (Foto: Clark Urbans)

Die Vögte

Bis 994 werden die Herzöge die rechtlichen Belange des Klosters vertreten haben. Dann erhielt das Kloster das Recht zur freien Vogtswahl. Die Vögte nahmen die weltlichen Aufgaben des Klosters – Einziehen von Abgaben, Vollstrecken von Gerichtsurteilen etc. – wahr. Wer zwischen 994 und dem frühen 12. Jahrhundert Vogt war, ist mangels Quellen unbekannt. Ab dem frühen 12. Jahrhundert ist eine Familie nachzuweisen, die sich dann ab 1136 nach ihrer Burg – der Schwarzenburg – die Schwarzenberger nennen. Doch dürften sie zuvor in der Burg nahe dem Kloster gesessen haben. Diese Niederungsburg wird Ende des 13. Jahrhunderts von dem Verwalter der Schwarzenberger, Johannes Ammann, an Egenolf Küchlin veräußert. Von dieser Familie hat die Burg ihren Namen. Die Lage der Küchlinsburg in unmittelbarer Nähe zum Kloster spricht dafür, hier den ursprünglichen Sitz des Klostervogtes zu sehen. Ähnliche Dispositionen kennen wir von Münstertal – St. Trudpert, Alpirsbach, Ettenheimmünster, Sulzburg und Schuttern, um nur einige Beispiele zu nennen. Aus ihrer Stellung heraus bringen sich die Schwarzenberger nach und nach in den Besitz wichtiger Rechte und von Grundbesitz, offenbar nur im Bereich des Elztales. In den außerhalb des Elztales liegenden Meiertümer behält das Kloster seine Rechte.

Die Schwarzenberger lassen sich in zwei Linien – eine ältere und eine jüngere Linie – gliedern. Zu der jüngeren Linie ist nicht viel bekannt. Sie lässt sich über vier Generationen verfolgen, deren Vertreter stets den Namen

Der Kenzinger Künstler Hans-Jürgen van Akkeren hat aufgrund der archäologischen Befunde diese Rekonstruktion der Klosterkirche St. Margarethen (rechts) und der Kirche St. Waldburga (links) erstellt. (Foto: Hans-Jürgen van Akkeren)

Konrad tragen. Sie sind zunächst bis kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts im Umfeld der Zähringer zu finden. Mit der Wahl von Friedrich Barbarossa zum König sind die Schwarzenberger jedoch staufertreu. Der letzte Vertreter – Konrad IV. – zieht mindestens drei Mal, eventuell sogar vier Mal ins Heilige Land. Nach seinem Tod in Akkon geht die Herrschaft Schwarzenberg auf eine Nebenlinie, die Eschenbach-Schnabelburger über. Deren Vertreter siedeln in den 1240er Jahren endgültig ins Elztal über. Um 1250 gründen sie die Städte Waldkirch und Elzach sowie die immer noch imposante Kastelburg. Die Kastelburg wird um 1250 errichtet. Der Bergfried ist mit einer Grundfläche von 12 x 12 m und 28 m Höhe einer der größten seiner Art. Bauhistorische Untersuchungen durch Stefan King im Jahre 2017 haben gezeigt, dass er seine heutige Höhe durch mindestens eine Erhöhung (vermutlich im 14. Jahrhundert) erreicht hat. Die Kastelburg wurde ab 2002 von der »Aktion Kastelburg in Not« vorbildlich saniert, der Turm 2017 im Auftrag der Stadt Waldkirch. Unter der jüngeren Linie der Schwarzenberger lässt sich die Aneignung von Rechten des Klosters deutlich erkennen.

Das Leben im Kloster

Zum Leben im Kloster gibt es nur eine Schriftquelle. Im Jahre 1267 fordert Bischof Eberhard die Nonnen zur Einhaltung bestimmter Regeln auf. Sie sollen ihr Essen gemeinsam einnehmen, Fleisch sollen nur Kranke und Schwache essen, ihre Kleider sollen aus dem schwarzen Mantel, einem Rock und einem Schleier bestehen, sie sollen in einem gemeinsamen Schlafsaal schlafen und wenn sie die Klostergebäude verlassen, dann am besten nur im Baumgarten. Anhand weiterer Urkun-

Im mittleren Drittel des 18. Jahrhunderts wurde die barocke St. Margarethenkirche sowie die Propstei erstellt. Sie bilden zusammen mit vielen weiteren Bauten dieser Zeit ein einzigartiges Ensemble des dem Kloster nachfolgenden Kollegiatstiftes. (Foto: Andreas Haasis-Berner)

den scheint der Konvent nicht mehr als sechs Nonnen umfasst zu haben. Somit war es ein kleines Kloster.

Der Niedergang

Der Niedergang, der sich ab dem frühen 14. Jahrhundert anhand von Veräußerungen ablesen lässt, scheint vielfache Ursachen zu haben. Zum einen sicherlich die Tatsache, dass viele Rechte in der Zwischenzeit von den Schwarzenbergern beansprucht wurden und die damit zusammenhängenden Einkünfte in deren Taschen wanderten. Dies wurde durch die ungünstige Entwicklung verstärkt, dass die Erträge aus der Naturalwirtschaft gegenüber denen der Geldwirtschaft immer stärker zurückgingen. Das Elztal weist verhältnismäßig schlechte Böden auf, die offenbar nur für den Anbau von Hafer – dem billigsten Getreide – taugten. Und die Klimaverschlechterung des 14. Jahrhundert traf diese Grenzregionen in besonderem Maße. Der Pest-bedingte Bevölkerungsrückgang betraf die Mittelgebirge sicherlich stärker, als die fruchtbaren Regionen, was zu weniger Arbeitskräften und somit zu weiter zurückgehenden Erträgen führte. Alle diese Gründe zusammen führten sicherlich zu einer finanziellen Not, die letztlich auch den Neueintritt von Nonnen verhindert hat. Innerhalb von 100 Jahren verkauft die Äbtissin nahezu den gesamten Besitz außerhalb des Elztales, um

die gröbste Not zu lindern – letztlich ohne Erfolg.

Die Nonnen wurden immer wieder durch die Pfarrer der drei Waldkircher Kirchen unterstützt. Sie werden den Niedergang des Klosters deutlich wahrgenommen haben. Deshalb ist es durchaus möglich, dass sie schon früh eine Umwandlung des Klosters in ein Kollegiatstift vorbereitet haben. Denn da die letzte Äbtissin Ende 1430 verstorben ist und schon nach wenigen Monaten die Umwandlung von allen geistlichen Stellen und dem Kaiser genehmigt worden war, muss dieser Vorgang schon zuvor mit allen entscheidenden Personen besprochen worden sein.

Die Umwandlung in ein Kollegiatstift rettete den Besitz des Klosters in eine neue Organisation, die fast 400 Jahre bis zur Säkularisation Bestand hatte und die im 18. Jahrhundert mit der St. Margarethenkirche und zahlreichen Wohngebäuden einen einzigartigen, bis heute erhaltenen Baubestand geschaffen hat.

Literatur

Andreas Haasis-Berner: Die Schwarzenburg bei Waldkirch, in: 700 Jahre Stadtrecht Waldkirch. 1300–2000 (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Waldkirch), S. 121–148.

Andreas Haasis-Berner: Archäologischer Stadtkataster von Waldkirch, Bd. 39. Filderstadt-Plattenhardt 2015.

Andreas Haasis-Berner: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch. Waldkirch 2017.

Hermann Rambach: Die Stiftskirche St. Margaretha in Waldkirch. Waldkirch 1991 (mit Farbabbildungen ergänzte Ausgabe von 1959).

Anschrift des Autors:
Andreas Haasis-Berner
Pater-Maximilian-Kolbe-Weg 24
79183 Waldkirch
Haasis-Berner@web.de

Der Stiftsbezirk von St. Margarethen in Waldkirch

Peter Zürcher

Von 1431 bis 1806 bestand in Waldkirch ein Kollegiatstift aus sechs Kanonikern unter der Leitung von Propst, Dekan und Kustos. Die Verfassung dieser geistlichen Korporation war über Statuten geregelt, die bis 1750 regelmäßig erneuert wurden. Ihren architektonischen Ausdruck fanden diese im barocken Stiftsbezirk, der geschlossen erhalten ist. Um die Stiftskirche von Peter Thumb scharen sich zwölf Hauptgebäude, angeführt von Propstei (Elztalmuseum) und Dekanei (heute katholisches Pfarrhaus).

Wer sich heute von Westen der Stadt Waldkirch nähert, kann sich nur noch schwer vorstellen, wie beeindruckend die unverbaute Silhouette von Kastelburg, Stadt Waldkirch mit doppelter Ringmauer und markantem Niedertor sowie dem Stiftsbezirk im ausgehenden 18. Jahrhundert gewesen sein muss. Vor allem der freistehende Stiftsbezirk, der auch in der frühen Neuzeit nie in das Stadtgebiet einbezogen wurde, hatte eine imposante Ausstrahlung. Auf dem Areal des ehemaligen Benediktinerinnenklosters, auf einer Anhöhe über der Stadt, die seit der Römerzeit besiedelt ist, war er weithin sichtbar. Erst ab 1870 kam es zu einer Erweiterung des Stadtgebiets auf dem Areal der vormals eigenständigen Gemeinde Stahlhof. Damit wurde die historische Topographie überformt, die über Jahrhunderte vom Gegeneinander und Zueinander der Sphären Kloster bzw. Kollegiatstift, Burg bzw. Landesherrschaft und Stadt ausgeformt worden war.[1] Bis zur Säkularisation entwickelte sich der Sozialraum aus der Dynamik von geistlicher, weltlicher und städtischer Herrschaft; diese Grenzziehungen gibt es heute nicht mehr. Die vorliegenden Ausführungen beobachten die Ausprägung und Identifizierung des Stiftsbezirks.

Waldkirch um 1850 (Stahlstich von F. Foltz nach R. Höfle) (Vorlage: GLAK J-B Baden (Land) 1, 62)

Kontinuität und Diskontinuität: Vom Kloster zum Stift

Dank neuerer Forschungen ist die Geschichte des Benediktinerinnenklosters St. Margare-

Kirchplatz mit Dekanei, Fruchtkasten, Kaplaneien, Kanonikerhaus, Bedienstetenhäuser, Chorregentenhaus und Stiftskirche (von links nach rechts) (Foto: Peter Zürcher)

then (918–1430) relativ gut erschlossen.[2] Wenig zufriedenstellend ist dagegen der Kenntnisstand über die Nachfolgeinstitution, des gleichnamigen Kollegiatstifts (1431–1806). Soweit ersichtlich, gibt es an keinem anderen Ort der Germania Sacra das Phänomen, dass ein Frauenkloster im Spätmittelalter in ein Kollegiatstift umgewandelt wurde, das dann bis Ende des Alten Reiches Bestand hatte. Gleichwohl war es wiederholt von außen in Frage gestellt: Um 1460 war vergeblich versucht worden, es der Universität Freiburg zu inkorporieren; im 16. und im ausgehenden 18. Jahrhundert wiederholten sich diese Versuche.[3] Nach dem Dreißigjährigen Krieg fand das Stift nur zögerlich zu einem neuen Selbstbewusstsein. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wird über diverse Neuanschaffungen das eigene Standesbewusstsein demonstriert (ab 1690 mehrere Messkelche, 1698 neues Chorgestühl und vier Glocken von Ignaz Joseph Thouvenel). Ganz erstaunlich ist die Bautätigkeit im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, durch die der gesamte Stiftsbezirk neu gestaltet wurde – zu einer Zeit, als sich längst die Säkularisation der Reichskirche abzeichnete. Er umfasste zuletzt 13 Hauptgebäude mit zahlreichen Nebengebäuden und zeugt von einem Selbstbewusstsein, das letztlich mehr vorgibt zu sein, als es tatsächlich der Fall ist. Der Stiftsbezirk muss als architektonische Demonstration des eigenen Anspruchs und der Selbstbehauptung gegenüber der vorderösterreichischen Landesherrschaft gewertet werden.

Dass es 1430/1431 zu einem reibungslosen Übergang vom Benediktinerinnenkloster zum Kollegiatstift St. Margarethen kam, ist überraschend und erklärungsbedürftig. Das ganze 14. Jahrhundert war zu beobachten gewesen, dass die Vögte das Kloster fest im Griff hatten und auch die Wahl der Äbtissin entsprechend beeinflussten. Von den letzten fünf Äbtissinnen (ab 1345) stehen drei in einem unmittelbaren verwandtschaftlichen Verhältnis zur Familie des Vogtes. Neben politischen und wirtschaftlichen Faktoren hat wohl auch die Tatsache, dass die Kraft nie dazu gereicht hatte, sich einer Klosterreform anzuschließen, dazu beigetragen, dass das Kloster über Jahrhunderte in seiner Substanz bedroht war. Eine Entvogtung bzw. ein Zurückdrängen der Einflüsse der Vögte hat nicht stattgefunden; es ist keine intensivere Beziehung zu einem schutzmächtigen Männerkloster nachweisbar; ab dem 12. Jahrhundert gibt es nicht einmal Hinweise auf eine Gebetsverbrüderung wenigstens mit benachbarten geistlichen Korporationen.

Seit den 1360er Jahren ist nachweisbar, dass die Pfarrer von St. Peter, St. Martin und St. Walburga, die zugleich als Kanoniker des Klosterkonvents bei Wahlen, Personalangelegenheiten und Rechtsgeschäften ein Mitspracherecht hatten, verstärkt Einfluss ausübten. Vor allem die Person Johannes von Tunsel (um 1329–1395) lässt aufhorchen, der Generalvikar und Offizial des Bischofs von Konstanz war.[4] Mit ihm treten Peter Morser (Pfarrer von St. Martin) und Johannes Mathis (Pfarrer von St. Peter) regelmäßig aktiv in Klosterangelegenheiten in Erscheinung. Es muss davon ausgegangen werden, dass die Pfarrer langfristig die Ablösung des Benediktinerinnenklosters durch eine neue geistliche Verfassung vorbereitet haben, nachdem der Konvent stark dezimiert war und ab Beginn des 15. Jahrhunderts wohl nur noch aus der Äbtissin und einer Nonne bestand. Offensichtlich gab es kein Bestreben, den Konvent personell zu stärken. Vielmehr verband das Streben nach umfassender Besitzstandswahrung – an Einkünften, Rechten und Titeln – die lokalen Potentaten: die letzten Pfarrer von St. Martin (Ladislaus von Blassenberg), St. Peter (Konrad von Bittelsbach) und St. Walburga (Berthold von Rüdenfels), die bald die führenden Kanoniker des Kollegiatstifts wurden (Propst, Dekan und Kustos), der amtierende Vogt Hans Werner von Schwarzenberg sowie die Besitzer der Meiertümer des Klosters. Diese Gruppe dürfte die treibende örtliche Kraft gewesen sein, die vor 1430 die Umwandlung in ein Kollegiatstift vorbereitet hat.[5]

Es war eine Gunst der Stunde, dass zum 23. Juli 1431 das Konzil in Basel einberufen wurde. Dorthin bestanden beste Verbindungen, da Berthold von Rüdenfels und Ladislaus von Blassenberg auch Kanoniker am Münster von Basel waren. Noch 1430 – das genaue Todesjahr und -datum sind unbekannt – starb mit Agathe von Üsenberg die letzte Äbtissin und Konventualin des Benediktinerinnenklosters St. Margarethen. Wie die Urkundenüberlieferung zeigt, standen ab Herbst 1431 die drei Pfarrer, der Vogt und die Meier in unmittelbaren Kontakt mit der päpstlichen Kanzlei und dem Konzilspräsidenten, Kardinallegat Giuliano Cesarini. Aber erst das Zusammenwirken der örtlichen Kräfte, der päpstlichen Delegation (die kirchliche Reformen und Ordensreformen förderte), des zuständigen Bischofs von Konstanz und Kaiser Sigismunds vollendeten den Vorgang, der in mehreren Urkunden zwischen November 1431 und Oktober 1437 seinen Ausdruck fand.[6]

Die Verfassung des Kollegiatstifts St. Margarethen

Die neue geistliche Korporation war als Kollegiatstift (»collegium canonicorum saecularium«) verfasst.[7] Damit bezeichnet man seit dem 12. Jahrhundert eine Gemeinschaft von Priestern, die an einer bestimmten Kirche gemeinsam für die feierliche Liturgie und insbesondere das Stundengebet zuständig sind. Sie werden Kanoniker, Chorherren oder auch Stiftsherren genannt. Die Kirche trägt die Bezeichnung Kollegiatkirche oder Stiftskirche. Es handelt sich dabei um eine nicht-klösterliche Lebensform, die also keinem Orden angehört und auch keine Ordensgemeinschaft mit Ordensregel bildet. Die Kanoniker gehören vielmehr dem Diözesanklerus an, sind aber eine eigene Gemeinschaft mit eigenen Statuten. Diese fußen auf der Kanonikerregel etwa eines Chrodegang von Metz (um 755) oder auf den Institutiones Aquisgranenses (816). Gleichwohl haben sich aus der Tradition der Kollegiatstifte eigene Orden entwickelt, z. B. die Augustiner-Chorherren oder auch die

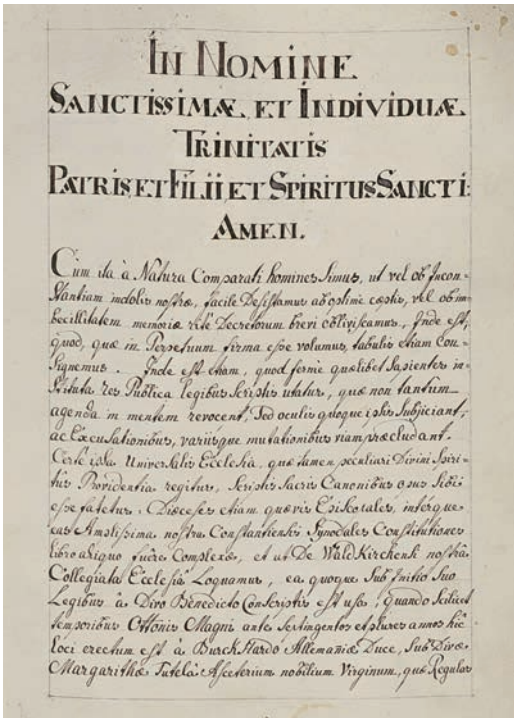
Stiftskirche St. Margarethen (Foto: Erwin Reiter)

Prämonstratenser. Zahlreiche Kollegiatstifte sind im Zuge der Reformation untergegangen, die meisten übrigen wurden 1803/1806 säkularisiert. Die Josephinischen Reformen hatten sie unbeschadet überlebt, da sie – wie auch Waldkirch – unmittelbar in der Seelsorge tätigt waren.[8] Gleichwohl gibt es auch heute noch aktive Kollegiatstifte: Für den Südwesten unbedingt empfehlenswert ist ein Besuch in Beromünster (Kanton Luzern), wo bis heute ein vitales geistliches Leben in einem beeindruckenden Stiftsbezirk erlebt werden kann! Eine Sonderform der Kollegiatstifte bilden die Domkapitel der (Erz-) Bistümer, die eine vergleichbare Verfassung aufweisen.

Bereits in der Errichtungsurkunde wurden grundlegende Regelungen getroffen. Es werden sechs Kanonikate (halber Apostelkonvent) eingerichtet, die das Stiftskapitel bilden. Unter den Kanonikern sind drei Dignitäre: Propst, Dekan und Kustos/Thesaurar. Dem Stift werden die erwähnten drei Pfarreien inkorporiert. Die Bestimmungen wurden in den ersten regulären Statuten entfaltet, die 1437 der Bischof von Konstanz bestätigte. Immer wieder wurden die Statuten revidiert bzw. ergänzt, zuletzt 1749/50.[9] Anzumerken bleibt, dass deren Bestimmungen zum Teil ein Ideal darstellten: Über die realen Verhältnisse (vgl. etwa die Verpflichtungen zur Residenz und zum Chordienst, die nachdrücklich eingeschärft werden), können nur Detailstudien Aufschluss geben. Die Angaben in der Literatur zeigen, dass vom Soll deutlich abgewichen wurde.

Dignitäre, Kanoniker, Kapläne

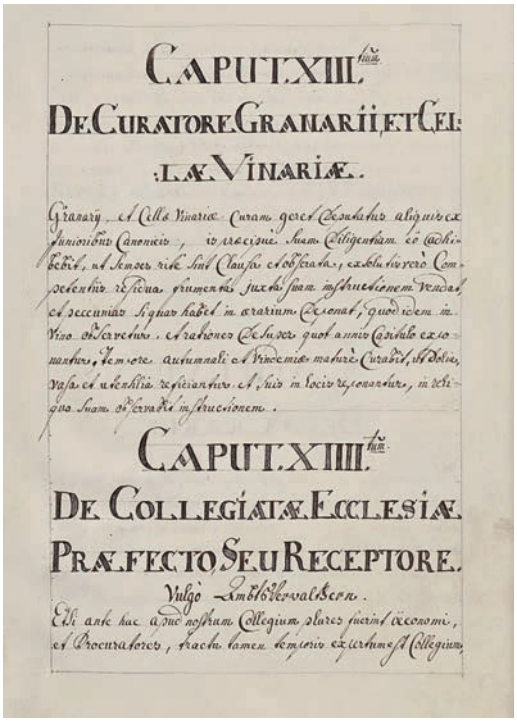
Erster Dignitär (Würdenträger) war der *Propst,* der das Stift – als Haupt und Familienvater – nach innen und außen leitete. Er wurde vom Stiftskapitel in freier und geheimer Wahl gewählt.[10] Er hatte die Verantwortung für die geistliche und weltliche Ordnung, das heißt für den Chordienst und die Stiftsgüter (Lehen, Rechte, Einnahmen). Zusammen mit dem Amtmann leitete er die Amtstage/Gerichtstage und übte so die Obrigkeit über die Stiftsuntertanen aus. Er leistete die Gastfreundschaft des Stifts in der Propstei. Von der Chorpflicht war er, außer an bestimmten Feiertagen, weitgehend befreit, musste aber für seine zahlreichen Aufgaben – wie die jüngsten Statuten einschärften –, die ständige Residenzpflicht erfüllen. Er leitete die Kapitelsitzungen, die regulär alle 14 Tage am Dienstag stattfanden.



IN NOMINE
SANCTISSIMÆ, ET INDIVIDUÆ
TRINITATIS
PATRIS ET FILII ET SPIRITUS SANCTI
AMEN.

Cum ita à Natura Comparati homines simus, ut vel ob inconstantiam indoli nostræ, facile Deflectamur ab optimis cœptis, vel ob imbecillitatem memoriæ illa Decretorum breui obliuiscamur, inde est, quod, quæ in perpetuum firma esse volumus, tabulis etiam Consignemus. Inde est etiam, quod omnes quotidie sapientes institutis rei Publicæ legibus scriptis utantur, quæ non tantum agenda in mentem reuocent, sed oculis quoque ante subjiciant, ac Excusationibus, variisque mutationibus viam præcludant. Certe ista Universalis Ecclesia, quæ tamen peculiari Diuini Spiritus Providentia regitur, scriptis sacris Canonibus esse suos scriptos fatetur. Diœcesis etiam quævis Episcopalis, inter quas Amplissima nostra, Constantiensis Synodales Constitutiones libro aliquo fuere Complexæ, et ut De Waldkirchensi nostra Collegiata Ecclesia Loquamur, ea, quoque sub initio suæ Legibus à Diro Benedicto Conscriptis est usa, Quando Sedente Imperiosus Ottonis Magni arte Sedingentos et plures annos hic loci erectum est à Burckhardo Allemaniæ Duce, Sub Diro Margarithæ Tutelæ Affectium nobilium Virginum, quæ Regulas

Statuten des Kollegiatstifts vom 18. März 1750, Einleitung (Vorlage: GLAK 21 Nr. 7686)



CAPUT XIII.tum
DE CURATORE GRANARII, ET CELLÆ VINARIÆ.

Granary et Cellæ Vinariæ Curam gerat Consultus aliquis ex Junioribus Canonicis, in precisis suam Obligentiam ea cognoscat, et semper sub Clausis et obsignatis, exclusis vero Competentibus rebus, frumentis juxta suam instructionem vendat, et pecunias signat habet in arcarium deponat, quod idem in Vino observetur. Rationes deinde quot annis Capitulo exponantur, Temore autumnali et Vindemia maturè Curabit, ut dolia, vasa et utensilia reficiantur, et suis in locis reponantur, in reliquis suam observabit instructionem.

CAPUT XIIII.tum
DE COLLEGIATÆ ECCLESIÆ PRÆFECTO SEU RECEPTORE.
Vulgo Amtsverwalter.

Etsi ante hac ad nostrum Collegium plures fuerint œconomi, et Procuratores, tractu tamen temporis ex certiores et Collegium

Statuten des Kollegiatstifts vom 18. März 1750, Kapitel 13 (Verwaltung des Kornspeichers und Weinkellers) und 14 (Über den Amtsverwalter) (Vorlage: GLAK 21 Nr. 7686)

Entscheidungen wurden dort nach Möglichkeit einmütig *(unanimiter)* gefällt, sonst mit der Mehrheit der Voten *(maiora vota)*. Der Propst hat keine zwei Stimmen; vielmehr mussten strittige Fälle dem Bischof von Konstanz vorgelegt werden. Verträge in größeren Angelegenheiten und der Verleih von Zehnten etc. durfte der Propst nicht alleine beschließen, sondern nur zusammen mit dem Kapitel. Die Kanoniker genossen volle Akteneinsicht. Damit zeigt sich auch im Waldkircher Kollegiatstift jene besondere Rechtskonstellation, wie sie in den Hochstiften der Germania Sacra wesentlich war: Die Fürst(erz)bischöfe waren in ihrer Amtsführung stets auf die Domkapitel angewiesen, die als Mitregenten *(conregnantes)* ein wesentliches Element der Stabilität und Kontinuität bildeten und die Bischofwahl als ihr vornehmstes Recht ausübten.

Die zweite Dignität hatte der *Dekan* inne. Auch er wurde gewählt, war Vertreter des Propstes und regierte das Stift *sede vacante*, das heißt nach dem Tod des Propstes. Ihm oblagen insbesondere alle Aufgaben, die mit der geistlichen Ordnung zusammenhängen. Er war Pfarrer von Waldkirch und wachte über die Liturgie, die Ordnung der Seelsorge, führte die Kirchenbücher, übte nach dem Tod eines Kanonikers das Obsignationsrecht (Versiegelung der Erbmasse) aus und führte die Erbschaftsverhandlungen. Seine besondere Pflicht galt der Disziplin des Chorgebets, weshalb er auch *oculus chori* (Auge des Chores) genannt wurde.

Die Waldkircher (?) Kanoniker verehren den Heiligen Johannes von Nepomuk als Stiftspatron (Johannes Pfunner) (Elztalmuseum Stadt Waldkirch, Foto: Erzb. Ordinariat, Bilderarchiv)

Der dritte Dignitär, der *Kustos* bzw. Thesaurar, war für die Ausstattung der Stiftskirche, den Stiftsschatz, alle Gottesdienstbedürfnisse, die Stiftsgebäude und die Bautätigkeit des Stifts zuständig. Jedes Jahr im Frühjahr und Herbst nahm er mit zwei weiteren Kanonikern eine Baubegehung vor. Vertreten wurde er vom ältesten Kanoniker.

Die *weiteren drei Kanoniker* hatten Pflichten vor allem in der Pflege des Stundengebets im Chor. Dafür genossen sie eine Pfründe, aus deren Ertrag sie ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten. Außerdem wurden sie für Aufgaben in der Seelsorge herangezogen. Auch sie hatten Residenzpflicht. Das Stift durften sie länger als zwei Tage nur mit Erlaubnis der Dignitäre verlassen. Die *drei Kapläne* leisteten schließlich die Basisarbeit in der Seelsorge in Waldkirch und in den Filialkirchen. Sie wirkten aber auch bei der feierlichen Liturgie in der Stiftskirche mit.[11]

Weitere Bestimmungen der Stiftsstatuten

Das Kollegiatstift verfügte über sechs Kanoniker-Pfründen, die aus Anteilen am stiftischen Ärar, jährlichen Zuweisungen aus den stiftischen Erträgen (der Propst erhält zwei Portionen der Einnahmen, der Dekan eineinhalb, der Kustos eineinviertel, die übrigen eine Portion) und nichtständigen Einnahmen (Portionen für den Chordienst, Präsenzgelder und Sonderleistungen für die Dignitäre, etwa aus den Einkünften aus neubesetzten Kanonikate während der sogenannten Karenzjahre) bestanden. Außerdem stand allen das Wohnrecht in einem der stiftseigenen Kanonikerhäusern zu. Aus wirtschaftlichen Gründen waren allerdings nicht immer alle Kanonikate besetzt: Das war ein Mittel der Konsolidierung der Stiftsfinanzen, da freie Pfründen dem Ärar (und anteilig dem Propst) zufielen.

War eine Kanonikerpfründe durch Tod oder Resignation (Rücktritt) frei, konnte das Kapitel über die Wiederbesetzung entscheiden; vom Bischof von Konstanz musste allerdings eine Bestätigung erfolgen. Das Vorschlagsrecht lag im monatlichen Wechsel bei einem der Kanoniker, beginnend mit dem Propst im Januar, der es ausüben konnte, wenn die Pfründe im Januar frei wurde etc. Ein neuer Kanoniker hatte zunächst hohe Ausgaben: Er musste 20 Gulden Statutengelder (Einstandsgeld) zahlen und erhielt zunächst drei Jahre

lang (sog. Karenzjahre) keine Einnahmen aus seiner Pfründe, obwohl er bereits alle Pflichten zu erfüllen hatte. Die Residenzpflicht erlaubte insgesamt zwei Monate Abwesenheit aus Waldkirch (Urlaub). Während dieser Zeit war ein Kanoniker vom Chordienst befreit. Kuraufenthalte und Krankheitszeiten blieben davon unberührt, ebenso Abwesenheiten im Auftrag des Stifts (z. B. wegen Gesandtschaften). Die liturgischen Dienste waren exakt geregelt, beginnend mit den Dignitären, über die Kanoniker in der Reihe ihres Amtsalters (Anciennität) bis hin zu den Kaplänen.[12] Der jeweils zuständige Prediger war übrigens zwei Tage zuvor von Verpflichtungen in der Seelsorge und vom Chor befreit. Bei Verletzung von Dienstpflichten wurden Strafgelder fällig. Abwesenheit vom Chorgebet wurde mit Entzug der Chorgelder geahndet.

Die Statuten, die einmal im Jahr im Kapitel verlesen wurden, umfassten zahlreiche weitere Einzelbestimmungen, die das stiftische Leben nach innen und außen regelten. Vom Rechnungswesen angefangen (die drei Schlüssel zur Kapitelskasse haben der Propst, der Dekan und ein weiterer Kanoniker; die Rechnung führt der Präfekt, der an den Kapitelssitzungen beratend teilnimmt), über die Verwaltung des Fruchtkastens und der Weinkeller (zuständig ist der jüngste Kanoniker) bis hin zu Bestimmungen der stiftischen Ämter, Dienstboten und Gewerke (Chorregent, Sigrist, Musiker, Amtmann, Verwalter, Unterschaffner, Baumeister, Gesandter, Bote, Jäger, Maurer, Drescher etc.).

Der Stiftsbezirk: Die Stiftsstatuten als Architekturensemble

Ihren architektonischen Ausdruck fanden die Stiftsstatuten in den einzelnen Stiftsgebäuden. In Waldkirch kann ein geschlossen erhaltenes Architektur-Ensemble besucht werden, das im 18. Jahrhundert vollständig neu errichtet wurde und dabei sowohl die Einheit nach innen – die Demonstration der stiftischen Verfassung in einem Gebäudekomplex – als auch die Differenz nach außen – nämlich die Selbstinszenierung gegenüber dem Landesherren und der Stadt – darstellt. Der Stiftsbezirk ist eine Einheit *sui generis;* er darf nicht als Teil der vorderösterreichischen Stadt gesehen werden, sondern verkörpert die *Präsenz* eines eigenen Landstandes (seit Mitte des 15. Jahrhunderts) mit Sitz und Stimme auf der Prälatenbank. Nachdem die Stiftskirche auch Pfarrkirche war, wurde der Bevölkerung dauerhaft auch die *Präzedenz* (Vorrang) des Ka-

Stiftsbezirk mit den Hauptgebäuden und Gärten
(Bearbeitung: Peter Zürcher | Grundlage: OpenStreetMap)

Sitz des Propstes in der Stiftskirche
(Foto: Peter Zürcher)

pitels vor Augen geführt: Die liturgische Ordnung unterschied sehr genau, welche Gottesdienste nur *in choro* gefeiert wurden, welche dagegen nur oder auch *in foro,* das heißt für die Gemeinde.[13]

Strukturiert wird der Stiftsbezirk durch die Stiftskirche, sechs Kanonikerhäuser, das Amtshaus und die Kaplaneigebäude, die zwei große Plätze umschließen. Alle Häuser weisen verbindende Elemente auf: eine zweigeschoßige, im Fall der Propstei dreigeschoßige Bauweise und eine Fassadengestaltung, wie sie für die Adelspalais der weiteren Gegend typisch sind; die Portale sind durch eine doppelläufige Treppenanlage zugänglich; die Häuser haben alle große Gewölbekeller, die sich als Vollunterkellerung mitunter über 1,5 Geschoßhöhen erstrecken und an ein Kanalsystem angeschlossen sind (so sonst nirgends in der Stadt). Zu jedem der Häuser gehören ein durchgestalteter Garten mit Gartenhaus und Nebengebäude (Ställe, Wagenremise, Backhaus etc.). Die Grundstücke sind von einer Steinmauer mit eindrucksvollen Hofeinfahrten umgeben.

Stiftskirche St. Margarethen

Die *Stiftskirche* von Peter Thumb ist eine Inszenierung des Zueinanders und Gegeneinanders von Kollegiatkirche und Pfarrkirche. Nach ihrer Fertigstellung (1732–1734) kam es zum Streit um die neue Sitzordnung im Kirchenraum.[14] Auch wenn etwa anlässlich der Propstwahlen der bischöfliche und österreichische Wahlbeobachter sowie andere auswärtige Gäste zugegen waren, war die Diskussion um Rang und Sitz ein ständiges Thema. Umso markanter ist deshalb der Sitz des Propstes, den er in der feierlichen Liturgie einnahm, wenn er nicht selbst Zelebrant war: Auf zwei Staffeln erhöht saß er auf einem Stuhl mit Rücken- und Armlehnen unter der unverkennbaren Andeutung eines Baldachins; die Stuhlbeine sind als Löwenpranken ausgebildet, die Beine der Assistenzstühle dagegen als Schafsbeine. Die Herrschafts-Symbolik ist unverkennbar; in seiner Ausstattung setzt sich diese Thronanlage über alle liturgischen Regeln hinweg und kann nur als provokante Selbstdarstellung verstanden werden. Der Ausstattung des gesamten Chorraums setzt diesen als dezidierten Klerikerraum demonstrativ vom Hauptschiff ab, das den Laien zugewiesen ist. Das Chorgestühl von Johann und Josef Anton Schupp (1698) wurde aus dem Vorgängerbau übernommen. Die sechs Wappen über dem Gestühl sind die der sechs

Chorgestühl der Stiftskirche von Johann und Josef Anton Schupp (1698) (Foto: Erwin Reiter)

Kanoniker, die bei der Grundsteinlegung am 24. März 1732 amtierten, angebracht im strengen Wechsel von Epistel- und Evangelienseite nach der Anciennität der Kanoniker, beginnend mit Propst Franz Joseph Egermayer bis zum jüngsten Kanoniker Anton Ruetsch. Die Deckengemälde illustrieren exklusiv das besondere Priestertum, wie es das Konzil von Trient herausgestellt hat: in den Hauptgemälden die drei Ämter Christi und damit des Priesters (regieren, lehren und heiligen), in den Seitenbildern die liturgische Kleidung und die Gerätschaften zur Feier des Messopfers. Durch zahlreiche weitere Details distanziert sich der Chor vom Hauptschiff, das vor allem durch die Bruderschaftsaltäre charakterisiert wird.[15] Akustisch ist die Stiftszeit im Übrigen bis heute im 10-Minuten-Takt wahrnehmbar: In Waldkirch ist nicht nur der Viertelstunden-Schlag der Kirchturmuhr zu hören, sondern auch der sogenannte Vor-Schlag – ein Glockenton fünf Minuten vor jeder Viertelstunde, wie er in Kollegiatstiften üblich war, damit die Kanoniker rechtzeitig ihre Häuser zum Chorgebet verließen. In Beromünster ist dies in gleicher Weise bis heute der Fall!

Propstei

Vornehmstes Gebäude nach der Stiftskirche ist die *Propstei,* mit Mittelrisalit und hervortretenden Eckrisaliten. Nach dem Fruchtkasten (1732/33) und der Stiftskirche (1732/34) ist sie das erste von sechs Kanonikerhäusern, die alle neu errichtet wurden (1753–55). Die frühe Erbauungszeit zeigt sich im konservativen Schema, das die bescheidene Treppe

Portal der Propstei, heute Elztalmuseum (Foto: Peter Zürcher)

noch deutlich nach hinten rückt, während sie in den weiteren Stiftsgebäuden markant nach vorne gezogen wird. In geistlichen Staaten, in denen die Gewalt durch Wahl, nicht durch Vererbung weitergegeben wurde, spielte das Treppenhaus bei der *traditio clavis,* der Schlüsselübergabe an den neuen Regenten, eine entscheidende Rolle. Während gerade ab 1750 fürstbischöfliche Residenzen um neue Treppenhäuser erweitert wurden (exemplarisch in Eichstätt und Meersburg), unterblieb dies in Waldkirch. Die *traditio clavis* fand nach der Wahl des Propstes an der Eingangstreppe statt.

Die Räume des Erdgeschoßes dienten als Küchen- und Versorgungsräume mit direktem Kellerzugang (links des Eingangs).[16] Im Westflügel befanden sich die stiftische Verwaltung und das Gewölbe des Stiftsarchivs, das nur über die Kanzlei zugänglich war. Im 1. Obergeschoß befanden sich die Amts- und Wohnräume des Propstes. Eine doppelflügelige Tür führte mittig in einen Empfangs- und Speisesaal, dem sich östlich das Amtszimmer des Propstes, ein Kabinett und schließlich der Kapitelsaal mit dem zentralen Wappen des Erbauer-Propstes Franz Joseph Merklin anschlossen; hier fand alle zwei Wochen die Kapitelsitzung statt. Westlich bildeten die Privaträume eine viergliedrige Zimmerflucht aus vermutlich Vorzimmer, Schlafzimmer, Bibliothek und Wohnzimmer/Gästezimmer. Alle Amtsräume sind bauzeitlich mit reichem Rokokostuck verziert worden. Die Privaträume wurden dagegen offensichtlich unter dem letzten Propst modernisiert (zeittypischer Deckenplafonds mit nur einfachen Profilleisten). Die Räume hatten keine stiftseigene Ausstattung, sondern wurden vom jeweiligen Propst bestückt. Im Tagebuch des St. Märgener Abtes Michael Fritz, der anlässlich der Wahl 1769 in der Propstei untergebracht war, ist zu lesen, er wäre gerne zügiger wieder abgereist: »Dan es ware eine große Unruhe im Hause wegen Menge der Gästen, zudem waren Zimer und Beth schlecht eingerichtet, weil die Erben des Verstorbenen alles mit sich genohmen und hiemit müßte alles entlehnet werden. Das Bett, worinn ich schlafete, gehörte dem Canonicus Aneser, welches er mir selbsten zugesagt.«[17]

Im zweiten Obergeschoß waren die Fest- und Gasträume zu finden, die entsprechend nur zeitweise genutzt wurden. An den zentralen, üppig stuckierten Festsaal schließen sich rechts und links jeweils ein Durchgangsraum und ein weiterer Saal an. Im Saal des Westrisalits ist der Lambris mit Grisaille-Malereien versehen, die unter anderem die Kirchen von Suggental, Buchholz und Gütenbach sowie die Heiligen Margaretha, Wal-

Propst Georg Alban Maier (1655–1684): Sein Bild ist das erste natürliche Portrait der Propstgalerie (Elztalmuseum Stadt Waldkirch, Foto: Roland Krieg)

burga, Martin und Petrus darstellen. Im Saal des Ostrisalits stellen die Grisaillen unter anderem die vier Jahreszeiten, die vier Erdteile, Tag und Nacht sowie die Stiftskirche St. Margarethen dar. Zur Propstei gehörte auch ein großer Garten mit Gartenhaus hinter der Stiftskirche (heute Gelände des Kindergartens Regenbogen). Alle Räume sind – trotz bewegter Vergangenheit – bis heute in hervorragender Weise erhalten und werden bei der Neugestaltung des Elztalmuseums in ihrer eigenständigen musealen Qualität hervorgehoben werden. Zu hoffen ist, dass insbesondere das Stiftsarchiv, das noch als Büroraum genutzt und durch den Einbau eines Kachelofens sowie die Versetzung der bauzeitlichen Tresor-Tür entfremdet ist, wiederhergestellt wird.

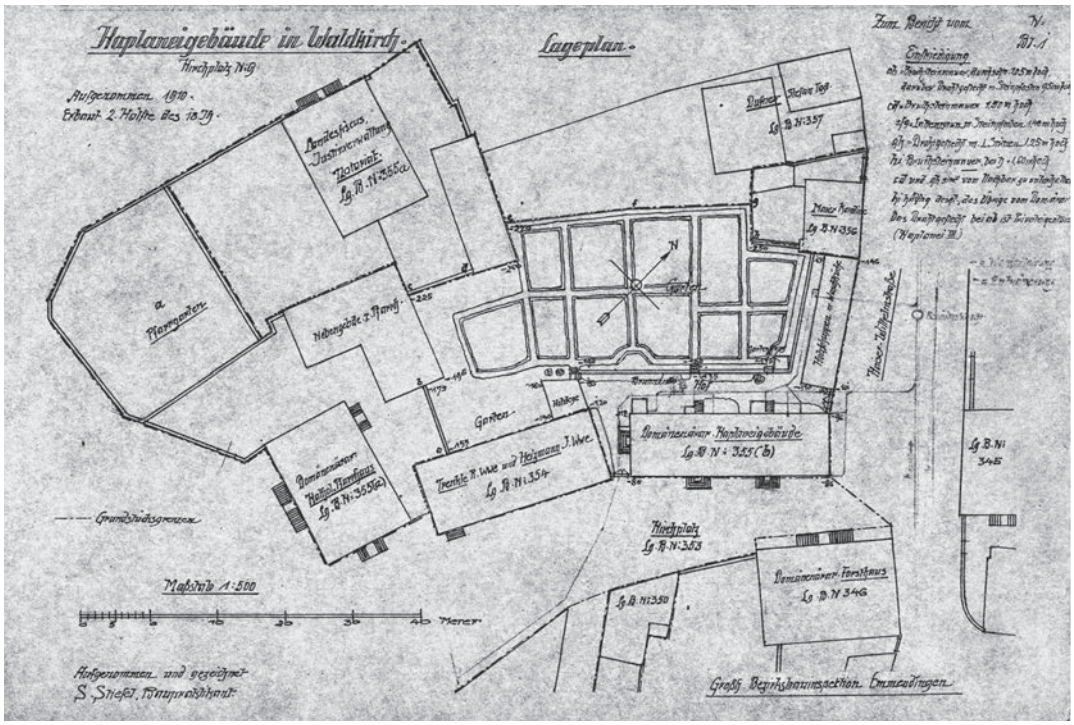
Portal der Dekanei, heute Pfarrhaus (Foto: Peter Zürcher)

Dekanei

Die Dekanei (erbaut 1767) ist heute katholisches Pfarrhaus. Die Raumstruktur und die Qualität der Ausstattung sind grundsätzlich der Propstei vergleichbar und ganz auf das Amt des Dekans zugeschnitten: im Erdgeschoß links die Küchenräume, rechts die Amtsräume und das Archivgewölbe, da der Dekan u. a. das Pfarrarchiv führte; im Obergeschoß eine repräsentativ gestaltete Raumflucht von fünf Räumen, darunter zwei Säle, die als Enfilade aneinandergereiht sind, ergänzt um ein Gastzimmer, den Abtritt und eine Kammer.

Kanonikerhäuser

Die übrigen vier Kanonikerhäuser haben heute die Adressen Kirchplatz 2 (erbaut 1771, Gartenmauer datiert 1772, Amtssitz des Kustos, heute Kindergarten), Kandelstraße 10 (1795, heute privat), Dettenbachstraße 1 (1771, am Standort der Kyffelburg, heute privat) und als jüngstes Gebäude Propsteistraße 1 (1795, der Vorgängerbau war die De-

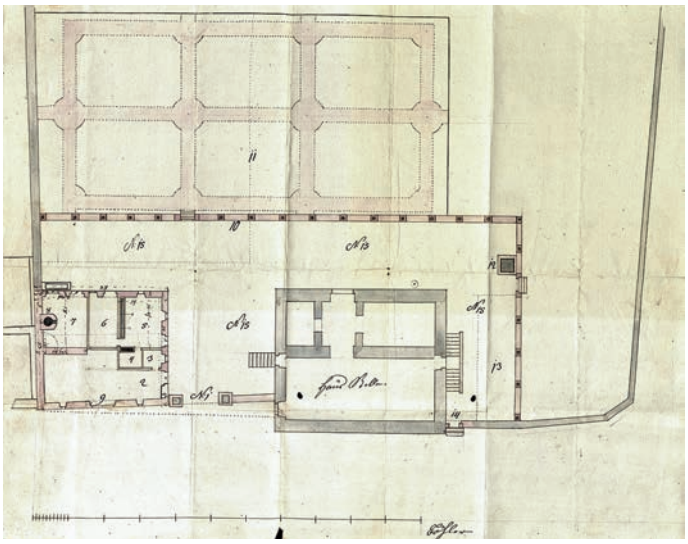


Lageplan Dekanei mit Nebengebäuden, Fruchtkasten und Kaplaneien mit den historischen Gartenanlagen (Pfarrarchiv St. Margarethen, Plansammlung)

kanei, heute in städtischem Besitz). Zu dieser Gebäudegruppe sind auch das stiftische Amtshaus (1772/73, Kirchstraße 16, heute Ökumenische Sozialstation) und das Kaplaneigebäude (1779, Kirchplatz 1, 3 und 5, drei selbständige Wohneinheiten) zu zählen. Alle Gebäude weisen innen und außen die gleiche Grundstruktur und gediegene Ausstattung auf – bis dahin, dass sich Architekturelemente in Details gleichen (Türen, Beschläge, Lambris etc.), was auf die homogene Bautätigkeit von gut 20 Jahren hinweist. Als rangniedrigstes Gebäude haben die Kaplaneien keine Freitreppe, wohl aber den großen Keller. Das Chorregentenhaus (1795, Kirchplatz 10) verfügt ebenfalls über eine großzügige Raumgestaltung mit zeittypischen Deckenplafonds und einfachen Profilleisten, hat aber keinen Gewölbekeller.[18] Mit dem gegenüberliegenden Fruchtkasten (1732/33, Zehntkasten, heute Kath. Gemeindezentrum) und den angrenzenden drei Bedienstetenhäusern (Kirchplatz 4, 6 und 8) arrondiert es den repräsentativen Kirchplatz.

Von den Gebäuden Kandelstraße 10 und Propsteistraße 1 liegen die Original-Baupläne vor, die auch die Gartengestaltung und Nebengebäude zeigen.[19] Es ist in ausgezeichneter Weise nachvollziehbar, wie sich das Zueinander von Außenraum (Hof, Garten mit Gartenhaus, Nebengebäude, Fassade des Hauptgebäudes) und Innenraum gestaltet und wie die Raumgliederung komponiert ist, nachdem sich die Entwicklung zum differenzierten Wohnen in all diesen Gebäuden durchgesetzt hatte.[20] Die Pläne sind

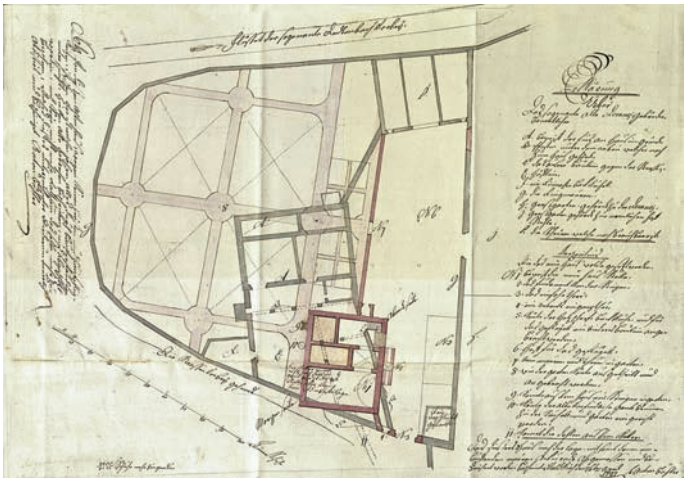
derart detailliert, dass etwa auch für die ehemalige Kustodie (Kirchplatz 2) die Architekturelemente der Gartengestaltung exakt nachgewiesen werden können.[21] Der Grundriss zum Haus Propsteistraße 1 lässt zusammen mit den zahlreich erhaltenen bauzeitlichen Details am eindrücklichsten die Innenarchitektur eines Waldkircher Kanonikerhauses erleben. Nachdem das Gebäude, das sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur Propstei (Elztalmuseum) befindet, vor wenigen Jahren in städtischen Besitz übergegangen ist, bleibt zu hoffen, dass es seiner Wertigkeit entsprechend saniert und nach Möglichkeit ebenfalls einer musealen Nutzung zugeführt wird: Hier könnte in hervorragender Weise spätbarock-klassizistische Wohnkultur erlebbar gemacht werden!



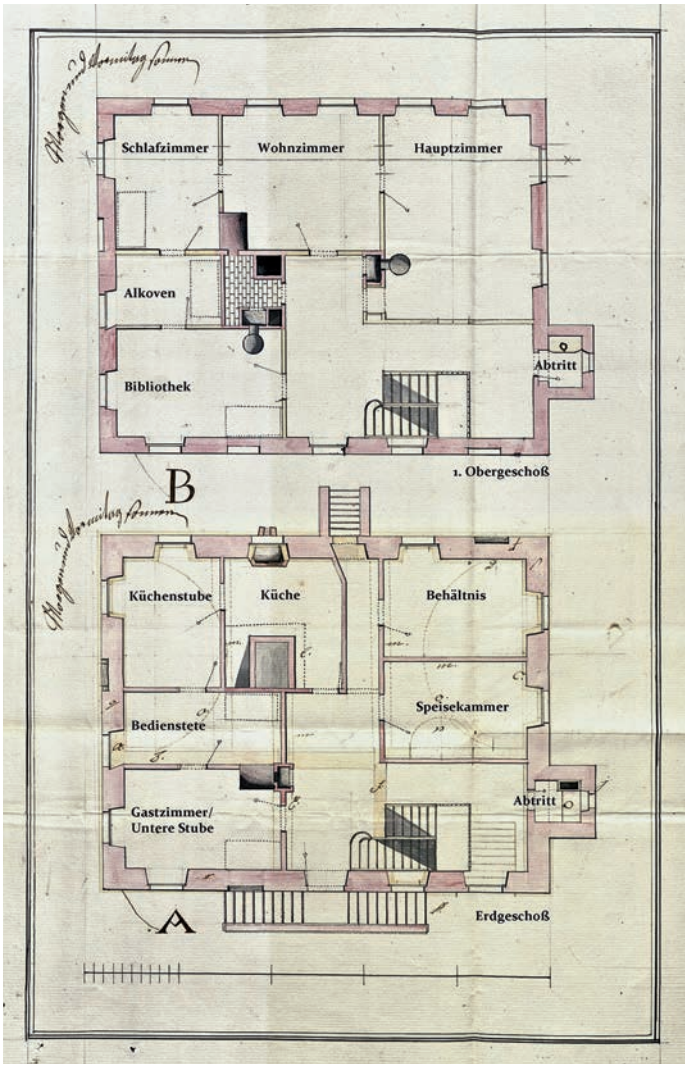
Lageplan Kanonikerhaus Kandelstraße 10 mit Kellergeschoss, Stall, Hof und Garten (Vorlage: GLAK G Waldkirch 17)

Sakrale Kunst in St. Margarethen: Ausdruck von Tradition und Kontinuität

Bis heute hat sich in St. Margarethen ein großer Bestand an Kunst- und Kulturgütern erhalten. Aus klösterlicher Zeit hat die Jahrhunderte und schließlich die Säkularisation allerdings nur ein Objekt in Waldkirch überdauert, ein Pektorale aus dem 12. Jahrhundert.[22] Die Überlieferung des Kirchenschatzes setzt dann unmittelbar in der Frühzeit des Kollegiatstiftes ein, in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Großteil der Stücke aber korrespondiert mit dem architektonischen Erbe: Sie wurden im 18. Jahrhundert angeschafft und haben die Säkularisation



Lageplan Kanonikerhaus Propsteistraße 1 mit Vorgängerbebauung (schwarz) und Neubau (rot), Nebengebäude und Garten (Vorlage: GLAK G Waldkirch 16)



Grundriss Erdgeschoss und 1. Obergeschoss des Kanonikerhauses Propsteistraße 1 (Vorlage: GLAK G Waldkirch 14; Rekonstruktion der Raumaufteilung: Peter Zürcher)

überstanden, weil Waldkirch sehr rasch als bedeutende Pfarrei mit mehreren Klerikern errichtet wurde. Die große Menge an Einzelstücken erklärt sich dahingehend, dass der Badische Staat, der nicht nur für den Bauunterhalt, sondern auch für die Kultbedürfnisse zahlungspflichtig war, von Anfang an die Sakristei je Kleriker großzügig mit einer vollständigen Ausstattung an Messgeräten, Paramenten etc. bedacht und dabei auf die Überlieferung an Kunst- und Kulturgütern des ehemaligen Kollegiatstifts zurückgegriffen hat. Dadurch haben sich am angestammten Ort Objekte erhalten, die in hervorragender Weise das Traditionsverständnis des Stifts belegen, das bis zum Ende des Alten Reiches wiederkehrend die Kontinuität mit dem Benediktinerinnenkloster St. Margarethen durch Kunstwerke unterstrichen hat, die ikonographisch weit in die Klosterzeit zurückgreifen. Die Stiftertafel aus der Zeit vor 1440 dokumentiert einen linearen Übergang vom Kloster zum Stift.[23] Die lokale Heiligenverehrung, wie sie etwa in Altarpatrozinien und der Ausstattung der Vasa Sacra deutlich wird, bedient sich der Heiligen, die seit dem 10. Jahrhundert und den Stiftungen des 12. Jahrhunderts nachgewiesen sind. Von herausragender Bedeutung sind schließlich zwei Vortragekreuze der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Eines wurde zum Abschluss des Kirchenneubaus um 1740 derart neu gefasst, dass zusätzlich auch das Pektorale des 12. Jahrhunderts montiert werden konnte: Durch diese Kompilation wurden eine 600jährige Kloster- und Stiftsgeschichte (ca. 1150–1750) als Kontinuum unmittelbar sinnenfällig.

Altarkreuz (um 1450/1740) (Foto: Peter Zürcher)

Kelch mit den Stiftsheiligen (Meister Georg Ernst, Augsburg 1630/1635) (Foto: Peter Zürcher)

Erbe und Auftrag: Die Pfarrei St. Margarethen engagiert sich!

Die Pfarrei St. Margarethen sieht sich selbst in dieser Tradition und versucht, das reiche geistliche und kulturgeschichtliche Erbe nicht nur für die nächsten Generationen zu erhalten, sondern zeitgenössisch in Kommunikation mit den Menschen heute zu bringen. 2016 bis 2018 konnte dank einer großzügigen Förderung durch die Erzbischof Hermann Stiftung der Erzdiözese Freiburg eine Projektstelle finanziert werden, die das intensive ehrenamtliche Engagement in der Erfassung, Erschließung und Vermittlung des Inventars der Stiftskirche konzertiert gefördert hat.

In Zusammenarbeit mit dem Land Baden-Württemberg, dem Erzbischöflichen Ordinariat und dem Erzbischöflichen Bauamt Freiburg wird derzeit an einem zukunftsweisenden Depotkonzept für die reichen Kunst- und Kulturgüter gearbeitet. Der Eingangsbereich der Stiftskirche ist bereits bauzeitlich durch seine künstlerische Ausstattung deutlich als Vorbereitungsraum (Narthex) in der persönlichen Zuwendung an das Heilige gestaltet worden. Dieser Grundgedanke wurde aufgegriffen, neu interpretiert und dafür in Zusammenarbeit mit der Ganter Akademie Waldkirch ein neuer Kommunikationsraum mit Ausstellungsmodulen konzipiert. Zugleich wurde auch die Überlieferung des Pfarrar-

chivs von St. Margarethen erstmals vollständig erschlossen. Im neu eingerichteten Zentralarchiv der Kirchengemeinde werden künftig auch die Pfarrarchive von Buchholz und Kollnau untergebracht sein, die zur Seelsorgeeinheit gehören. Der Schlüssel in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses geprägten und für die Kirchen- und Kulturgeschichte des Elztals und des Breisgaus bedeutenden Orts sind jedoch nicht zuerst Objekte, sondern Personen, die sich durch ihr freiwilliges Engagement der Kommunikation dieses Erbes verpflichtet wissen – ihnen gilt Dank und Anerkennung für ihren Einsatz!

Anmerkungen

1 Andreas Haasis-Berner: Waldkirch (= Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 39). Esslingen am Neckar 2015.

2 Vgl. dazu den Aufsatz von Andreas Haasis-Berner in dieser Ausgabe der Badischen Heimat. Ders.: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch. 500 Jahre klösterliches Leben im Elztal (= Waldkircher Stadtgeschichte 2). Waldkirch 2017. Christine Kleinjung: Norm und Praxis der religiösen Lebensform in Waldkirch bis zur Aufhebung der Frauengemeinschaft 1431. In: ZGO 164 (2016) 61–99.

3 Dieter Speck: Universität und Stift in Freiburg: Facetten, Vorhaben, Fehlschläge. In: Sönke Lorenz et al. (Hg.): Stiftsschulen in der Region. Wissenstransfer zwischen Kirche und Territorium (= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 50). Ostfildern 2005, 123–140, v. a. 124–127, 137–140.

4 Theodor Kurrus: Magister Johannes von Tunsel. Generalvikar und Offizial von Konstanz († 1394). In: FDA 89 (1969) 310–356.

5 Haasis-Berner: Kloster St. Margarethen; Kleinjung, a. a. O. Über den unveröffentlichten Vortrag von Jürgen Dendorfer über den Übergang vom Kloster zum Kollegiatstift vgl. den Tagungsbericht »Religiöse Frauengemeinschaften am südlichen Oberrhein. 30.3.2017–1.4.2017, Waldkirch«. In: H-Soz-Kult 25.10.2017 (abgerufen: 25.3.2018).

6 Max Wetzel: Waldkirch im Elztal. Stift, Stadt und Amtsbezirk. 2 Bände. Waldkirch 1912 und 1923, 151–154.

7 Grundlegend: Guy P. Marchal: Einleitung. Die Dom- und Kollegiatstifte der Schweiz. In: Ders. (Red.): Die weltlichen Kollegiatstifte der deutsch- und französischsprachigen Schweiz (= Helvetia Sacra II, 2). Bern 1977, 27–102. Alfred Wendehorst / Stefan Benz: Verzeichnis der Säkularkanonikerstifte der Reichskirche (= Schriften des Zentralinstituts für fränkische Landeskunde 35). Neustadt a. d. Aisch 1997. Gernot Michael Müller (Hg.): Das ehemalige Kollegiatstift St. Moritz in Augsburg (1019–1803). Geschichte, Kultur, Kunst. Lindenberg 2006. – Die Verwendung des Begriffs Chorherr für die Kanoniker und der vorherrschende Sprachgebrauch in Waldkirch, der vom Chorherrenstift spricht, sorgt anhaltend für die irrige Angabe, es habe sich um ein Augustiner-Chorherrenstift gehandelt (vgl. z. B. HStA Stuttgart B 512 a: Waldkirch, Augustinerchorherrenstift [laut Beständeübersicht über www.landesarchiv-bw.de, abgerufen: 25.3.2018] und öfters in der Literatur): Davon kann keine Rede sein. Der Normdatensatz der Germania Sacra-Forschung ist eindeutig: »Kollegiatstift St. Margarethen, Waldkirch« (GSN: 20585). In: Germania Sacra, http://klosterdatenbank.germania-sacra.de/gsn/20585 (abgerufen: 25.3.2018).

8 Hermann Franz: Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus. Freiburg 1908.

9 Es ist ein Desiderat der Forschung, eine kritische Synopse aller erhaltenen Waldkircher Stiftsstatuten zu erstellen, die eine Vielzahl von Parallelen zu den Statuten der hochstiftischen Domkapitel der Germania Sacra aufweisen (vgl. exemplarisch Hugo A. Braun: Das Domkapitel zu Eichstätt von der Reformationszeit bis zur Säkularisation (1535–1806). Verfassung und Personalgeschichte (= Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 13). Stuttgart 1991). Zur Überlieferung der Waldkircher Statuten vgl. vorläufig: GLA Karlsruhe 26 Nr. 456 (1437 Dezember 7), GLA 26 Nr. 459 (1453 Oktober 10), GLA 26 Nr. 464 (1466 März 15), EAF A4/731 (Entwürfe 1716 Mai 26 und 28, November 11), GLA 26 Nr. 537 (1737 Mai 10), PfA St. Margarethen Waldkirch, Akten 637 (vorläufige Signatur) (1749 August 10), GLA 21 Nr. 7686 (1749 August 10). Zu den Inhalten der Stiftsstatuten, wie sie in diesem Aufsatz wiedergegeben sind: Karl Heinrich Roth von Schrecken-

stein: Beiträge zur Geschichte des Stifts und der Stadt Waldkirch. In: ZGO 36 (1883) pass. Wetzel, a. a. O., 153 f., 159–161, 166–168, 369–374, 450, 463–476. Heinrich Roth: Geschichte des Frauenklosters und Chorherrenstiftes St. Margareta in Waldkirch im Breisgau. Typoskript, Waldkirch 1944, 42–45, 225–235.

10 Zu den Propstwahlen vgl. die entsprechenden Kapitel zu den Pröpsten bei Wetzel, a. a. O.

11 Während die Pröpste namentlich alle, die Dekane weitgehend bekannt sind, gibt es keine geschlossene Liste der Kustoden, geschweige denn der Kanoniker. Eine Prosopographie der Angehörigen des Kollegiatstifts ist ein dringendes Desiderat der Forschung und wäre eine Grundlagenarbeit.

12 Eine Aufstellung der liturgischen Verpflichtungen je Kanoniker findet sich bei Roth, a. a. O., 87–97.

13 PfA St. Margarethen Waldkirch, Akten 637 (vorläufige Signatur).

14 GLA Karlsruhe 107 Nr. 155; Hermann Rambach: Waldkirch und das Elztal. Von den Anfängen bis Ende des 18. Jahrhunderts. Waldkirch 1989, 225.

15 Zur Baugeschichte und Ausstattung der Stiftskirche immer noch maßgeblich: Hermann Rambach: Die Stiftskirche St. Margaretha in Waldkirch. Waldkirch 1991[2].

16 Zur Geschichte des Propsteigebäudes vgl. die beiden Aufsätze von Hermann Rambach im Kapitel »Ein Museum für das Elztal« in: Heinrich Lehmann / Willi Thoma (Hg.): Forschen und Bewahren. Das Elztäler Heimatmuseum in Waldkirch. Kultur- und landesgeschichtliche Beiträge zu Eltzal und zum Breisgau. Waldkirch 1983, 19–73, 75–94; die Angaben zur Raumnutzung müssen jedoch zum Teil korrigiert werden.

17 Franz Kern: Das Tagebuch des vorletzten Abtes von St. Märgen im Schwarzwald, Michael Fritz. In: FDA 89 (1969) 140–309, 189; ebd. 186–189 aufschlussreiche Aufzeichnungen, wie eine Propstwahl vorgenommen wurde.

18 Auch vom Fruchtkasten (GLA Karlsruhe 107 Nr. 77) und vom Chorregentenhaus (GLA G Waldkirch 18 und 19) sind bauzeitliche Pläne erhalten.

19 Kanonikerhaus Kandelstraße 10: GLA Karlsruhe G Waldkirch 17 (Keller, Grundriss Stall, Garten) und 20 (Grundrisse EG und 1. OG); Kanonikerhaus Propsteistraße 1: GLA G Waldkirch 14 (Grundrisse EG und 1. OG), 15 (Ansichten) und 16 (Lageplan mit Bestandsplan (alte Dekanei), Neubauten und Garten).

20 Die Arbeit von Anja Fiedl-Muschweck über »Das Stift Sankt Veit in Herrieden« (Studien zu Kanonikern, Herrschaft und Außenbeziehungen (1678–1804). St. Ottilien 2017) gibt hervorragende Hinweise zur Gestaltung der dortigen Kanoniker-, Amts- und Kaplaneihäuser und erlaubt so eine genauere Beschreibung des Waldkircher Befunds (vgl. ebd. 343–345: Faksimilie von Bauplänen, ebd. 487–493 zu Nutzung der Räume auf der Grundlage der Nachlassinventare). Wie in Herrieden lassen sich auch in Waldkirch in jedem der Gebäude schlüssig zuordnen: Erdgeschoß mit Untere Stube, Küche, Küchenstube, Speisekammer, Behältnis, Bedienstetenstube; Obergeschoß mit Wohnzimmer, Hauptzimmer/Saal, Schlafzimmer, Alkoven, Bibliothek, Gastzimmer und Abtritt.

21 Die Gartenanlage wurde jüngst zum Teil saniert (Umfassungsmauern mit würfelförmigen Sandsteinquadern für die Zaunpfosten, die vormaligen Torpfosten noch im Abraum vorhanden). Deutlich erkennbar ist der Standort des ehemaligen Gartenhauses durch Maueransätze und zurückspringende Sandsteinplatten auf der Mauerkrone der Südmauer.

22 Abbildung in Haasis-Berner: Kloster St. Margarethen, 305.

23 Text und Abbildung ebd., 45 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Peter Zürcher
Kirchplatz 10
79183 Waldkirch
jubilaeum.margarethen
@outlook.de

TalGeschichte(n): Neukonzeption der Abteilung Stadt- und Regionalgeschichte im Elztalmuseum Waldkirch

Christine Reinhold

*Das Elztalmuseum für Regionalgeschichte und Orgelbau erneuert die Dauerausstellung der stadt- und regionalgeschichtlichen Abteilung. 1100 Jahre Siedlungsgeschichte des Elztals werden neu präsentiert. Die Besucher*innen erfahren auf zwei Stockwerken die Geschichte des Elztals anhand ausgewählter Schwerpunkte. Die Ausstellung lädt ein, sich mit den Besonderheiten des Tales zu beschäftigen. Ein Rundgang durch die Regional- und Stadtgeschichte sowie einzelne Themeninseln möchten Besucher*innen einen Einblick in die bewegte Geschichte der Region ermöglichen und zur Beschäftigung mit den Themengebieten anregen.*

Erste Einblicke in die neue Ausstellung gibt es im Rahmen der Landesfesttage am 8. und 9. September 2018 während der »Tage der offenen Tür«.

2018 ist ein besonderes Jahr für die Stadt Waldkirch. Anlässlich des Jubiläums »1100 Jahre Klostergründung St. Margarethen« konnte das offizielle Landesfest, die Heimattage Baden-Württemberg, nach Waldkirch geholt werden.

Das Elztalmuseum für Regionalgeschichte und Orgelbau erneuert hierzu die Dauerausstellung der Abteilung Regionalgeschichte. 1100 Jahre Siedlungsgeschichte im Elztal – beginnend mit Gründung des Frauenklosters St. Margarethen 918 bis in die 1980er Jahre hinein – gilt es neu zu inszenieren und zu präsentieren. Die Besucher*innen werden neue Einblicke in die Geschichte von Stadt, Tal und ihren Bewohnern bekommen und ihre Heimat oder ihr Reiseziel mit neuen Augen betrachten können.

Im Jahr der Heimattage Baden-Württemberg ist es der Stadt Waldkirch, als Trägerin des Museums, ein Anliegen, die lokale und regionale Geschichte in ansprechender und moderner Form der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ideen für die Neugestaltung der Abteilung standen schon länger im Raum. Im Oktober 2016 beschloss der Gemeinderat der Stadt Waldkirch die Durchführung der Neukonzeption. Seit Januar 2017 wird nun intensiv daran gearbeitet, dass die Besucher*innen ab Mitte September 2018 die neue Dauerausstellung erkunden können.

Die Ausstellung

Zwei Stockwerke und zwölf Räume mit etwa 360 m² stehen für die Neukonzeption der Abteilung zur Verfügung. Der Titel der Ausstellung »TalGeschichte(n)« ist richtungsweisend:

Abbildung des Elztales auf einer Postkarte, die 1925 gelaufen ist.
(Private Leihgabe an das Elztalmuseum, Eugen Felle, Das Elztal aus der Vogelschau. Erschienen im Verlag G. Ramer, Waldkirch.)

zum Einen soll die Lokal- und Regionalgeschichte verdeutlicht werden, zum Anderen ist es ein Anliegen, anhand von Geschichten aus 1100-Jahren die Alltags- und Lebenswelt der Region erfahrbar zu machen.

Während sich Besucher*innen im ersten Stockwerk auf einen chronologischen Rundgang durch die bewegte Regionalgeschichte des Elztals begeben, warten im zweiten Stockwerk fünf Themeninseln auf ihre Entdeckung.

Eine zusätzliche Ebene, die sich durch die gesamte Ausstellung ziehen wird, ist die Hausgeschichte. Als Propstei von dem Baumeister Ludwig Oswald in den Jahren 1753 bis 1755 erbaut und seit 1985 als Museum genutzt, hat das Haus viel zu erzählen. Es ist das größte Exponat im Museum, gleichzeitig Zeuge der Stadtgeschichte und auch die Schnittstelle zur Lokal- und Regionalgeschichte.

Professionelle Unterstützung für die Gestaltung der Ausstellung kommt von Seiten der Gestaltergruppe »Raumeinsichten«, die mit ihren Visionen für das Haus in einem Wettbewerb punkten und sowohl museumsinterne Gremien als auch den Verwaltungs- und Sozialausschuss sowie den Gemeinderat überzeugen konnten. Da sich das Museum in einem denkmalgeschützten, barocken Gebäude befindet, wird es keine baulichen Eingriffe in die bestehenden Raumstrukturen geben. Die Gestaltungslösungen, die entwickelt werden, erfolgen in enger Absprache mit der Denkmalpflege. Insgesamt wird die Ausstellung durch neue Inszenierungen und die Verwendung von Großgrafiken eine neue und klare Gestaltungslinie im Haus präsentieren.

Auch moderne Medien werden eingesetzt. Audio, Video und multimediale Elemente schaffen Vertiefungsebenen, die zur gezielten Beschäftigung mit einem Themenbereich einladen sollen. Für den auditiven Bereich konnte eine Kooperation mit der Radio-AG des Geschwister-Scholl-Gymnasiums etabliert werden. Unter der Leitung eines Schulsozialarbeiters arbeiten Schüler der Klassenstufen 7 bis 12 an der Produktion der Audiospuren mit.

Tatkräftige Unterstützung für die Neukonzeption kommt zudem von engagierten Bürger*innen, Firmen sowie Vereinen aus dem gesamten Elztal. Sowohl Bildmaterial und Exponate als auch Fachwissen und Know-how kommen der Ausstellung zu Gute und bereichern das Angebot.

Das Elztalmuseum in Waldkirch. (Stadt Waldkirch, Das Elztalmuseum in Waldkirch.) (Foto: Jürgen Gocke)

1. Obergeschoss

Im ersten Stockwerk wird es anhand von einzelnen Schlaglichtern eine chronologische Reise durch verschiedene Epochen geben. Sieben Themen bestimmen diesen Rundgang. Die Besucher*innen lernen Aspekte des Tals kennen, beginnend mit der Klostergründung St. Margarethen und der Herrschaft der Schwarzenberger im Elztal während des Mittelalters[1], über das Kollegiatstift St. Margarethen[2] bis hin zu den Edelsteinschleifereien in Waldkirch[3]. Das Edelsteinschleifer-Handwerk machte Waldkirch über Jahrhunderte hinweg zu einem der Zentren für die Verarbeitung von Edelsteinen, in Deutschland und Europa. Große Teile der Stadtbevölkerung waren vom 15. bis 19. Jahrhundert in diesem Gewerbe beschäftigt. Durch die historische Edelsteinschleiferei Wintermantel ist das Gewerbe heute noch in der Stadt sichtbar und ermöglicht es, das Handwerk des »Borens und Balierens« in der Ausstellung ansprechend zu inszenieren.

Für den Themenbereich der Badischen Revolution kann die Sammlung des Hauses mit zwei Highlight-Objekten aufwarten; der Revolutionsfahne von 1848, die getarnt als Fahne des Turnvereins erhalten blieb, sowie die einzigartige Daguerreotypie von fünf Waldkircher Revolutionären. Die dargestellte angeregte Diskussionsrunde zeigt Mitglieder des Waldkircher Volksvereins mit Bierglas, Pfeife und Zeitung. Das fortschrittliche Denken der Personen zeigt sich schon in ihrer Bereitschaft, sich durch die damals erst zehn Jahre bestehende Technik »ablichten« zu lassen. Wie Mark Häberlein anmerkt, erschließt sich dieses Bild »als geradezu idealtypische Repräsentation kleinstädtischer bürgerlicher Revolutionäre.«[4]

Daguerreotypie der Waldkircher Revolutionäre. (Elztalmuseum, Vermutlich Leopold Schmitt, Führer der Volksaufstände in Waldkirch, Mai 1849. Inv.Nr. B 162.) (Foto: Roland Krieg)

Eines der frühen Selbstporträts zeigt den Künstler mit seiner Frau Elisabeth im Hintergrund. Elztalmuseum, Georg Scholz, Selbstporträt vor der Staffelei, 1914. Inv.Nr. B 1276. (Foto: Roland Krieg)

Der letzte Raum des Rundgangs widmet sich dem 20. Jahrhundert. Anhand der Themenbereiche »Erster Weltkrieg«, »Nationalsozialismus« und »Nachkriegszeit« wird sich an die Lebenssituationen der Einwohner*innen des Elztales angenähert.

2. Obergeschoss

Im zweiten Stockwerk wird sich der Identität des Tales aus unterschiedlichen Blickwinkeln, anhand von Themeninseln gewidmet. In fünf Räumen können Besucher*innen die vielseitige Sammlung des Hauses auf sich wirken lassen. Ausdrücke dieser Identität finden sich in verschiedenen Gewändern etwa in der Tracht des Elztals oder in närrischer Form als Bajass aus Waldkirch oder Schuttig aus Elzach, den beiden ältesten Fastnachtsfiguren aus dem Elztal.

Auch die Kunstsammlung des Hauses wird in der neuen Ausstellung präsent sein. Gezeigt werden Porträts von drei namhaften Künstlern aus Waldkirch, die überregional von Bedeutung sind. Es handelt sich um Arthur Fauser, Rudolf Riester und Georg Scholz. Hochkarätig in diesem Bereich, ist die Sammlung des Künstlers Georg Scholz (1890–1945). Als Vertreter der »Neuen Sachlichkeit« ist Georg Scholz durch seine Werke weltbekannt. 1925 wurde er zum Professor an der Badischen Landeskunstschule in Karlsruhe ernannt. 1933 wurde er aus dem Lehramt entlassen. Im nationalsozialistischen Regime galt er als als »entarteter Künstler«. 1939 folgte das Berufsverbot. Nach Waldkirch kam der Wolfenbüttler 1935, hier starb er 1945, nachdem er wenige Wochen zuvor zum Bürgermeister der Stadt ernannt worden war.[5]

Das Elztal kann zudem auf eine lange Gewerbegeschichte mit verschiedenen Traditionen zurückblicken. Da das Orgelbau- und Musikautomaten-Gewerbe aus Waldkirch[6] mit einem eigenen Schwerpunkt im Museum bedacht ist und auf die Edelsteinschleifereien ebenfalls im ersten Stockwerk eingegangen wurde, wird in dieser Themeninsel der Fokus auf andere Gewerke und Industrien gelegt. Im 19. Jahrhundert war die Textilindustrie prägend für die Wirtschaft. Die Firmen Gütermann aus Gutach und die Spinnerei und Weberei Kollnau sind herausragende Beispiele für diese Entwicklung. Ganz entscheidend für die Wirtschaft im Tal war die Wasserkraft sowohl der Elz als auch des Gewerbekanals in Waldkirch[7]. Die Nutzung dieser Kraft kam vielen verschiedenen Gewerken zu Gute, beispielsweise Getreide- und Papiermühlen sowie den Edelsteinschleifereien. Auch der Bergbau auf Blei und Silber, welcher beispielsweise im 13. Jahrhundert im Suggental[8] betrieben wurde sowie das Eisen- und Hüttenwerk Kollnau profitierten von der Nutzung der Wasserkraft.

Die Hausgeschichte

Die verschiedenen Nutzungsweisen des Hauses erzählen eine spannende Geschichte.

Beginnend mit der Residenz der Pröpste des Kollegiatstifts St. Margarethen (1431–1806) gibt es einige Besonderheiten in den Räumen, so beispielsweise das Wappen des Propstes Franz Joseph Merklin, zu dessen Zeit das Gebäude errichtet wurde, als zentralen Mittelpunkt der Stuckdecke im ehemaligen Kapitelsaal. An diesem Beispiel zeigt sich eine Herausforderung an die Neugestaltung, das Haus als Exponat hervorzuheben. Das Wappen soll in den Blick der Besucher*innen gelangen und gleichzeitig thematisiert dieser Raum die Geschichte des Elztals im 20. Jahrhundert.

Einige Jahre nach der Säkularisation wurde im Haus die »Baumwollenwaarenfabrick« (1815–1873) der Gebrüder Kapferer aus Freiburg eingerichtet. Auf den Handwebstühlen wurde bis zur Geschäftsauflösung gearbeitet. Da sich das Haus nicht für die Einrichtung industrieller Maschinen eignete, wurde es verkauft. Eingerichtet wurde das Hotel und Pension St. Margaretha (1873–1891). Dieses fand guten Anklang bei Reisenden. Ein krönendes Beispiel hierfür ist der Besuch des deutschen Kaiserpaares Wilhelm I. und Augusta, die ihren Geburtstag im Haus bei einer Tasse Kaffee feierte.

Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre hinein wurde das Gebäude hauptsächlich als Schule genutzt; zunächst als »Internationales Lehrinstitut von Dr. Plähn« (1891–1920), anschließend als Realschule und Progymnasium. Ausnahmen bildeten die Beschlagnahmung des Gebäudes durch das 19. Armeeoberkommando der Wehrmacht im Februar 1945 sowie die französische Besatzung von April 1945 bis März 1946.[9] All diese Hausgeschichten werden in einer eigenen Präsentationsebene erzählt und den Besucher*innen vor Augen geführt.

Das Museum

Im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierte sich unter dem Waldkircher Bürgermeister Xaver Weiß eine städtische Altertümersammlung. Nach dessen Pensionierung wollte sich jedoch niemand finden, der die Sammlung übernahm. Erst 1931 wurde das Heimatmuseum Waldkirch gegründet. Von da an wurde es in verschiedenen Räumlichkeiten der Stadt untergebracht, bis es schließlich in das ehemalige Propstei-Gebäude einziehen konnte.[10]

Nach langjährigen Renovierungsarbeiten am Haus wurde das Elztäler Heimatmuseum 1985 eingeweiht. Aufgebaut wurde es von dem

Der Besuch des Deutschen Kaiserpaares im Hotel St. Margaretha. (Elztalmuseum, Wilhelm Dürr, Kaiserliche Familie im Hotel St. Margaretha, 1880. Inv.Nr. B 154.)

Heimatforscher und Ehrenbürger der Stadt Hermann Rambach. Ursprünglich widmete sich das Haus mit der vorwiegend volkskundlichen Sammlung der Geschichte des Elztals. Mit dem sukzessiven Einzug der Sammlung von historischen Musikautomaten, der weltweitbekannten Waldkircher Traditions- und Erfolgsgeschichte, änderten sich sowohl die inhaltlichen Schwerpunkte der Dauerausstellung als auch der Name des Museums. Im Zuge der Neukonzeption sollen nun die beiden Schwerpunkte des Hauses »Regionalgeschichte und Orgelbau« gleichwertig nebeneinanderstehen und Besonderheiten der Region aufzeigen.

Mit Eröffnung der neuen Dauerausstellung wird an der fortlaufenden Geschichte des Hauses weitergeschrieben. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Museum Waldkirch

Elztalmuseum für Regionalgeschichte und Orgelbau
Kirchplatz 14, 79183 Waldkirch

Öffnungszeiten:
Di–Sa: 13–17 Uhr, So: 11–17 Uhr
Öffentliche Orgelführungen:
Mi: 15 Uhr, So: 14:30 Uhr

Führungen auch auf Anfrage möglich (auch außerhalb der Öffnungszeiten)

Neue Dauerausstellung »TalGeschichte(n)« ab September 2018

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu den Aufsatz von Andreas Haasis-Berner in dieser Ausgabe der Badischen Heimat.
2 Vgl. hierzu den Aufsatz von Peter Zürcher in dieser Ausgabe der Badischen Heimat.
3 Michael Kaiser: »funff tusend Punder Korner«. Das Edelsteingewerbe in Freiburg und Waldkirch im Spiegel archäologischer und historischer Quellen. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 27, Stuttgart 2003. S. 1045–1172.
4 Mark Häberlein: Waldkirch in der Revolution 1848/49. Aufruhr und Repression in einer badischen Kleinstadt. Waldkirch 1998. S. 7.
5 Die letzte große Sonderausstellung im Elztalmuseum zu Georg Scholz »Zeitbilder« war 2015 zu sehen. Vgl. hierzu den Ausstellungskatalog Evelyn Flögel, Stadt Waldkirch (Hg.): Zeitbilder. Georg Scholz 1890–1945. Waldkirch 2015.
6 Vgl. hierzu den Aufsatz von Markus Zimmermann in dieser Ausgabe der Badischen Heimat.
7 Vgl. hierzu Andreas Haasis-Berner: Der Gewerbekanal von Waldkirch. Zur Nutzung von Wasser und Wasserkraft in Mittelalter und Neuzeit. Waldkirch 2014.
8 Der Urgraben, ein 22 Kilometer langer Hangkanal, ermöglichte den Betrieb einer Wasserkunst. Durch diese wurden die Gruben im Suggental entwässert. Zu diesem bedeutenden Denkmal der Technikgeschichte siehe Andreas Haasis-Berner: Wasserkünste, Hangkanäle und Staudämme im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Untersuchung zum Wasserbau am Beispiel des Urgrabens am Kandel im mittleren Schwarzwald. Rahden 2001.
9 Zur Geschichte des Hauses vgl. Hermann Rambach: Die Margarethe. Vom Prälatensitz zum Heimatmuseum – Eine Baugeschichte. In: Heinrich Lehmann und Willi Thoma (Hg.):Forschen und Bewahren. Das Elztäler Heimatmuseum in Waldkirch. Kultur- und landesgeschichtliche Beiträge zum Elztal und zum Breisgau. Waldkirch 1983. S. 19–75.
10 Ebd.: Hermann Rambach: Zur Geschichte des Elztäler Heimatmuseums Waldkirch. S. 75–95.

Anschrift der Autorin:
Christine Reinhold M.A.
Elztalmuseum
Sachbearbeitung Kultur
Kirchplatz 14
79183 Waldkirch

Der Bergbau in Suggental

Eröffnung des Themenwanderwegs Silbersteig Suggental

Andreas Mack

Der im Mai 2018 offiziell eröffnete Silbersteig Suggental führt durch eine faszinierende Landschaft, die der Mensch über und unter der Erde mitgestaltet hat. Auf zwei Rundwegen macht der neukonzipierte Themenwanderweg die Geschichte der Bergleute auf ihrer jahrhundertealten Jagd nach Silber und anderen wertvollen Erzen lebendig. An unterschiedlichen Stationen erfährt man vom sagenumwobenen Aufstieg und plötzlichen Untergang der einst ergiebigen Gruben, welche urkundlich durch die Anlage eines über 22 km langen Hangkanals für das Jahr 1284 belegbar sind. Heute sind die teilweise durch den Verein Silberbergwerk Suggental e. V. freigelegten Stollen nach Voranmeldung oder am Tag der offenen Tür zu besichtigen.

Die Erschließung des Schwarzwaldes und der kulturelle und wirtschaftliche Aufstieg seiner regionalen Zentren im Hochmittelalter waren unmittelbar mit den Leistungen des Bergbaus in dieser Zeit verbunden. Mit der wachsenden Bedeutung des Silbers für die Geldwirtschaft gewannen Aufsuche, Abbau, Verhüttung und Verarbeitung des edlen Metalls immer mehr an Bedeutung. Auf der Suche nach dem Silbererz drangen die Prospektoren bis in entlegene Täler vor und wurden vielerorts fündig. Hunderte von Bergwerken wurden in der Folgezeit angelegt, genannt seien hier nur die bekannten Gruben auf dem Schauinsland und im Münstertal. Die Gründung des Marktes Freiburg im Jahre 1120 und der Baubeginn des Freiburger Münsters um 1200 ist sicherlich ohne die reichen Silbererzgruben der Umgebung nicht denkbar. Freiburg wurde Handelsplatz und Münze für das Silber, das aus den vielen Bergwerken des südlichen und mittleren Schwarzwalds bezogen wurde.

Auch die Entwicklung Waldkirchs, das im Jahr 1300 durch die Herren von Schwarzenberg sein Stadtrecht erhielt, wird maßgeblich durch den Bergbau gefördert worden sein. So waren die auf dem schwarzenbergischen Herrschaftsgebiet gelegenen Silbergruben des Suggentals mit ihren zahlreichen Schächten und Stollen alles andere als unbedeutend. Im Gegenteil, zusammen mit den benachbarten Bergwerken im Glottertal bildeten sie offensichtlich eines der reichsten Reviere des Breisgau. Die erste gesicherte urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1284, als der Graf von Freiburg, Egino II, einem Zusammenschluss von wohlhabenden Freiburger Bürgern die Erlaubnis erteilt, einen Wasserkanal vom Kandel hinab bis zu den Bergwerken des

Suggentals und des Eichbergs zu erbauen, um sie mit Wasserkraft zu versorgen. Etwa 22 km lang war dieser Hangkanal, der eine große technische Leistung und ein einzigartiges Montandenkmal darstellt. Heute kann man entlang dieses »Urgrabens« eine herrliche mit einem »U« ausgeschilderte Wanderung von der »Platte« aus über Rohr und Luser bis hinab zum Adamshof unternehmen.

Es war ein großes Unglück, dass der Suggentaler Bergbau bereits wenige Jahre nach der Fertigstellung des Kanals durch ein Unwetter unterging und dabei mindestens 150 Bergleute in den Tod gerissen wurden. Danach erfahren wir erst im 18. Jahrhundert wieder etwas von den Erzgruben durch die Niederschriften vorderösterreichischer Bergräte. Damals lag die Berghoheit bereits lange bei den Habsburgern. Das Bergwerk im Suggental war wieder zu neuem Leben erweckt worden. Die Gruben wurden teilweise vom Schutt der Jahrhunderte geräumt und es folgte eine wenn auch nur mäßig erfolgreiche Phase der Erzförderung. Als man die industriellen Nutzungsmöglichkeiten von Schwerspat erkannte, den die »Alten« noch als nicht brauchbare Gangart auf Halde geworfen hatten, erlebte das Revier zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch ein letztes Mal eine kleine Blüte, dann versank es vollends in den Dornröschenschlaf.

Dieser dauerte bis ins Jahr 1986, als sich die Bergbauforschungsgruppe Suggental der Vereinigung der Freunde der Mineralogie und Geologie e. V., Bezirksgruppe Freiburg, gründete und sich aufmachte, die alten Grubengebäude zu erforschen, freizulegen, zu sichern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat die Erforschung der Bergbaugeschichte Südwestdeutschlands einen großen Aufschwung genommen. Das Interesse der Menschen an den Zusammenhängen zwischen der Siedlungs- und Handelsgeschichte und dem Bergbau, aber auch an den Lebensbedingungen der im Bergbau Tätigen und an den Wirkungen des Bergbaus auf die Umwelt ist gewachsen. Sind die schriftlichen Quellen aus dem uns hier besonders interessierenden Mittelalter auch sehr rar, so hat sich doch unser Wissen durch Beobachtungen, Ausgrabungen und Forschungen in jüngster Zeit sehr vergrößert.

Geschichtlicher Zusammenhang

Über einen möglichen Beginn des Suggentaler Bergbaus in römischer Zeit (2. bis 3. Jahrhundert n. Chr.) besitzen wir nur indirekte Zeugnisse. Die am Mauracher Hof in Denzlingen in den Jahren 1972–1974 gefundenen Reste römischer Eisenverhüttungsöfen, Schlackenhalden und die dort vorliegenden Hinweise auf die Verhüttung bleihaltiger Erze machen es jedoch wahrscheinlich, dass die Römer die Lagerstätten im Suggental und im Glottertal bereits kannten. Der insbesondere auf Blei ausgerichtete römische Bergbau wurde überwiegend in der Verhautechnik durchgeführt, man arbeitete sich also von den an der Oberfläche anstehenden Erzen aus graben- oder trichterförmig in die Tiefe voran. Es ist gut möglich, dass sich der nachfolgende Bergbau in den ehemals von Römern kontrollierten Gebieten an diesen alten Bergbauspuren orientierte. Eisenerze wurden nachweislich um 400 n. Chr. am Einbollen zwischen Denzlingen und Suggental abgebaut. Erste Hinweise auf einen frühmittelalterlichen Bergbau auf Blei-Silber-Erze im Mittleren und Südlichen Schwarzwald stammen aus dem 9. Jahrhundert.

Generell dürfte der Erzbergbau im Schwarzwald seine Blütezeit zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert erlebt haben. Das älteste und

Querschlag im St.-Josephi-Stollen mit etwa 80 Zentimeter Höhe (Foto M. Eckmann)

wichtigste Dokument stellt die Schenkungsurkunde Kaiser Konrads aus dem Jahr 1028 dar, in der die Ausbeute der Silbergruben des Breisgaus dem Bischof von Basel überlassen wurde. Unter den darin aufgeführten Bergbauorten finden sich Suggental und Glottertal nicht. Auf den Beginn des Suggentaler Silberbergbaus gibt es aber ebenfalls frühe Hinweise (1092), leider ist der Wert dieser historischen Quelle nicht unumstritten. Der hochmittelalterliche Glottertäler Bergbau läßt sich durch die Datierung von zahlreichen Schmelzplätzen und Keramikfunden auf Glottertäler und Denzlinger Gemarkung indirekt seit der Zeit um 1200 nachweisen.

Nach der Erlaubnis durch den Grafen von Freiburg, Egino II, begann spätestens im Jahr 1284 ein Zusammenschluss aus Freiburger Bürgern mit dem Bau des Hangkanals vom Kandel bis hinab ins Suggental und zum Herzogenberg (heute Eichberg) im Glottertal. Geht man davon aus, dass mit dem Wasser des Kanals in erster Linie Wasserkünste, also Hebemaschinen für das in die Stollen eindringende Wasser, betrieben werden sollten, so war der Suggentaler Bergbau zu dieser Zeit schon tief unter die Erdoberfläche und damit auch unter das Niveau des Talbachs vorgedrungen. Dies weist darauf hin, dass der Bergbau auf die Suggentaler Erzgänge mindestens bereits seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts umgegangen ist. Um das frühe Ende der ertragreichsten Phase der Gruben ranken sich viele Geschichten, die schließlich zu der Sage vom versunkenen Tal ausgemalt wurden. Dass es eine große Naturkatastrophe gegeben hat, die den Bergbau schlagartig beendete, ist unbestritten. Da in den verschiedenen schrift-

lichen Quellen unterschiedliche Jahreszahlen herumgeistern, ist die Datierung dieses Ereignisses noch nicht zweifelsfrei gelungen. Nach dem jetzigen Kenntnisstand ereilte das Unglück die Silbergruben im Jahr 1288, als während eines Unwetters die Schächte und Stollen, wohl aber auch die Bergbausiedlung mit der Kirche überflutet wurden und dabei das Leben vieler Menschen auslöscht wurde. Vermutlich brachen damals die Dämme eines Staubeckens in der Nähe des heutigen oberen Adamshofs. Denkbar ist auch eine Schlammlawine, die sich auf den vom Wald entblößten Hängen löste und ihren Weg ins Tal suchte. Vom Unglück wissen wir unter anderem aus dem Anniversarbuch der Waldkircher St. Margarethenkirche vom Jahr 1584: »Am dritten Tag nach Allerheiligen wird Kapitelskonvent und die Jahrzeit gehalten für die Bergleut und die anderen Einwohner des Suggentäler Tales beiderlei Geschlechts welche bei der plötzlichen und schrecklichen Wasserüberschwemmung und dem Bergwassereinbruch erstickten als die Berge einstürzten, ihren letzten Tag kläglich beschlossen im Jahre des Herrn Tausendzweihundertachtundfünfzig. Es gingen 150 Menschen zugrunde, die gefunden worden sind und in Buchholz begraben liegen, ohne die, welche durch das Wasser weggeschwemmt wurden und in den übereinander stürzenden Bergen geblieben sind.«

Man kann sich ausmalen, welche Folgen dieses Unglück für den Bergbau im Tal hatte. Die Bergleute mit ihren hohen beruflichen Fähigkeiten und ihrer Ortskenntnis waren tot. Die Schächte und Stollen waren mit Schlamm und Wasser gefüllt, das Dorf der Bergleute vermutlich fortgerissen. Der Bergbau kam wohl völlig zum Erliegen. So ist es kein Wunder, dass wir vom Suggentaler Bergbau in den Annalen der nächsten Jahrhunderte so gut wie nichts mehr erfahren. Im benachbarten Glottertal konnte der Silbererzabbau für einige Zeit noch fortgesetzt werden. Noch im Jahr 1289 erkauften sich die Betreiber der Bergwerke für 300 kg Silber das Recht auf die Holznutzung im Mooswald bei Freiburg. Aber bereits 1297 wurden die Glottertäler Bergwerke auf einem Rachefeldzug gegen den Grafen von Freiburg, Egino, durch den elsässischen Landvogt Thiebald von Pfirt zerstört.

Auch wenn in manchen Bergbauzentren des Südschwarzwaldes mit Erfolg weiter Erz gefördert wurde, so kam es doch generell im ausgehenden 14. Jahrhundert wegen der Großen Pest (1348/49), des kalten Klimas und anderer Faktoren, die insbesondere die Wirtschaftlichkeit der Silberlagerstätten betrafen, zu einem Niedergang des Schwarzwälder Bergbaus. Erst ab dem Ende des 15. Jahrhunderts zeichnet sich auch infolge montantechnischer Weiterentwicklungen und neuer Investitionen in den Bergbau eine Erholung ab. Aber bereits durch den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) kam der Bergbau zwischen Schwarzwald und Vogesen völlig zum Erliegen. Ob im Suggental zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert ein erwähnenswerter Silberbergbau stattfand, entzieht sich unserer Kenntnis. Eisen wurde bis ins Jahr 1683 abgebaut und noch 1566 eine Schmelzhütte errichtet, die dann später nach Simonswald und schließlich Kollnau verlegt wurde.

Im 14. Jahrhundert hatte das Haus Habsburg die Herrschaft im Breisgau und großen Teilen des Schwarzwaldes angetreten. Schließlich wurde für die österreichischen Vorlande in Freiburg 1783 eine »K.K. Kammer in Münz- und Bergwesen« eingerichtet. Mehrfach kamen nach und nach Bergbausachverständige in den Schwarzwald, um die alten Gruben zu untersuchen. So bereiste auch der K.K. Bergdirektoratsrat Joseph Wenzel Freiherr von Vernier die Region und berichtete über das

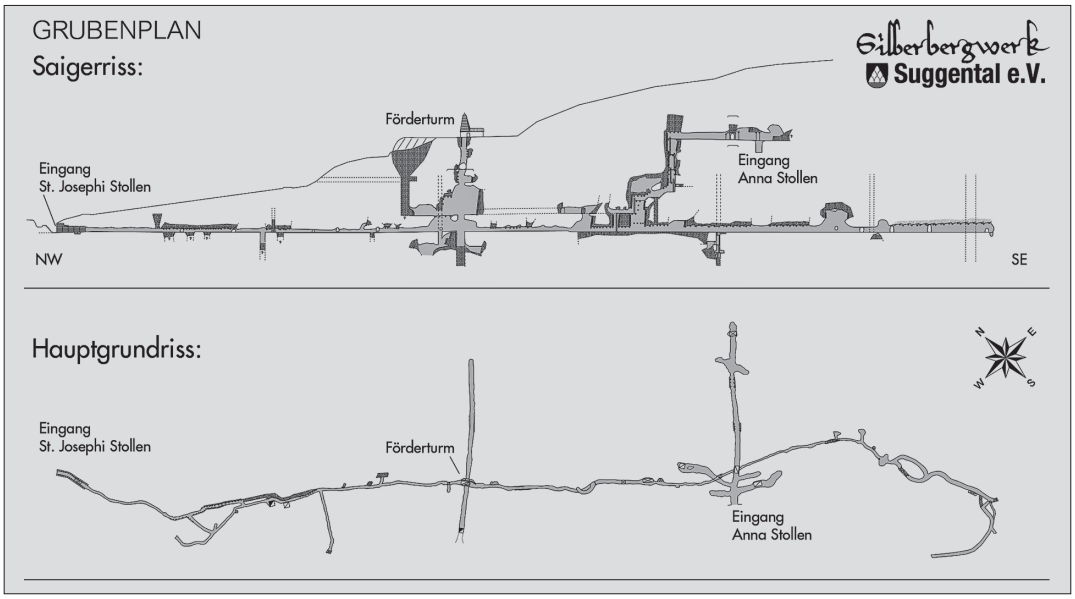
Mittelalterlicher Vortrieb mit Schlägel & Eisen. Experimentelle Archäologie im St.-Anna-Stollen (Foto B. Fuchs)

Bergwesen und einzelne Gruben. Bergrat Hermann von Carato war seit 1784 Bergrichter in Freiburg und untersuchte die ihm bekannten auflässigen und die 19 in Abbau stehenden Gruben in seinem Amtsbezirk. Beide besuchten auch das Suggental und so erfahren wir, dass der Suggentaler Silberbergbau ab 1776 wieder Lebenszeichen von sich gab. Ein großer Erfolg sollte ihm jedoch nicht beschieden sein, es gab in diesen Zeiten einfach zu viele zwielichtige Geschäftemacher und selbsternannte Fachleute. Auch waren die Kenntnisse des Bergwesens und der lokalen Gegebenheiten verloren gegangen. So berichtet Vernier 1781 über den Lehnsinhaber und Steiger Ortlieb: »Er kann nicht lesen, nicht rechnen, nicht schreiben und kennt kaum den Kompass und immer fortfährt, die Gewerken zu betrügen.« Einen weiteren Kontrollgang machte im Jahre 1786 Carato. Auch er war nicht sehr begeistert von dem, was er dort hinsichtlich der aktuellen Abbaubemühungen vorfand. Leider folgten die Bergleute den Empfehlungen der Bergräte nicht und der Abbau musste im Jahr 1789 wegen Erfolglosigkeit und Geldmangel eingestellt werden.

Erst ein Jahrhundert später meldeten Bergbaugesellschaften wieder ihr Interesse an den Suggentaler Bergwerken an. Mit Ausnahme einiger Abbauversuche auf Schwerspat kam es jedoch zu keiner nennenswerten Förderung mehr. Seit 1938 ruht der Abbau und die Stollen und Schächte verfielen und gerieten in den desolaten Zustand, wie ihn die Bergbauforschungsgruppe im Jahr 1986 vorfand.

Die Erforschung des Bergwerks

Das Silberbergwerk Suggental stellt die Forschungsgruppe bei ihren Ausgrabungsarbeiten unter Tage immer wieder vor besondere



Kartengrundlage: TK25, Blatt 7913, Vermessung: D. Herrmann, P. Geerdts, B. Fuchs, Februar 2018

technische Herausforderungen, die einen gesunden Erfindergeist, Durchhaltevermögen und Geduld erfordern. Nicht nur sind beengte Verhältnisse, Grubenwasser und Belüftung der zum Teil sehr engen Stollen zu meistern, es ist die zumeist geringe Standfestigkeit der Strecken und Stollen, die es zu sichern gilt. Die Ursachen für die häufig geringe Standfestigkeit des Suggentäler Nebengesteins sind sowohl geologischer als auch bergbaulicher Natur.

Geologisch-entstehungsgeschichtlich ist die Silber- und Barytvererzung eng mit der Anlage einer Störungszone in der Erdkruste verbunden, in der nicht nur die Erzgänge entstanden, sondern auch das Nebengestein zunächst mechanisch zerrieben und danach chemisch durch zutretende Wässer umgewandelt wurde. Dabei wurde auf natürlichem Wege die Standfestigkeit des Gesteins verringert. Diesen sehr weichen, leicht zu bearbeitenden Bereichen folgten die Bergleute gerne, da sie einen schnelleren Vortrieb von Stollen und Schächten ermöglichten, häufig in direktem Kontakt zum Erzgang. In anderen Grubenteilen wurden die Strecken aber auch im Erzgang direkt aufgefahren, nämlich genau dort, wo das Nebengestein aus sehr hartem, quarzreichem Hornstein bestand und damit härter war als der Erzgang. Die Förder- und Fahrstrecken lagen dann direkt im Abbaubereich. Sowohl innerhalb des Erzganges als auch in den Streckenbereichen daneben wurde das brüchige Gestein und auch der Versatz mithilfe von Holz abgestützt, um die Stollen zu sichern – oft genug nur provisorisch. Das eingebaute Holz verfaulte über die Jahre in der feuchten Luft unter Tage und brach zusammen – die Stollen und Strecken wurden verschüttet. So sind im Silberbergwerk Suggental die Bereiche, in denen Strecken direkt im Abbau aufgefahren wurden, zumeist komplett verstürzt, wohingegen sich in Nebengesteinsstrecken hin und wieder freie Bereiche öffnen.

Es ist genau diese Mischung aus bergbaulichen und geologischen Besonderheiten der Grube, die eine der Hauptschwierigkeiten für die Bergbauforschungsgruppe darstellt – erfordert sie doch einen immens hohen Grabungs- und Sicherungsaufwand und die gezielte Verwendung von Ausbaumaterialien. Zu Beginn der Ausgrabungen in den 80er und frühen 90er Jahren wurde aus experimentell-archäologischen Gründen von der Gruppe dieselbe Ausbautechnik wie im Mittelalter mit Holz angewendet. Mit immer grösser werdender Streckenlänge erwies sich der Holzausbau allerdings recht bald als nicht mehr tragbar (sprichwörtlich), die Haltbarkeit des Holzes untertage war gering und betrug maximal 4–5 Jahre. Folglich nahm der Nachsicherungsausbau zur Erneuerung des Holzes bald mehr Zeit in Anspruch als der eigentliche Vortrieb. Man ging daher dazu über, Autobahn-Leitplanken, Stahlträger und Beton für den Ausbau zu verwenden – Materialien, die eine deutlich längere Haltbarkeit, grössere mechanische Belastbarkeit und Lebensdauer haben als Holz. Die Methoden der Anwendung der neuen Materialien blieben dabei die gleichen wie die mit Holz bereits erprobte und bewährte mittelalterliche Ausbautechnik, diesmal allerdings mit einigen spezifischen, den neuen Materialien geschuldeten technischen Veränderungen, die von der Gruppe über die Jahre erprobt, verfeinert und schliesslich perfektioniert wurden.

Die Aufgaben der Gruppe beschränken sich nicht nur auf den Ausbau unter Tage. Der Unterhalt und Betrieb des Bergwerks bringt eine Vielzahl von Aufgaben mit sich. Einen großen Anteil der Arbeit nimmt beispielsweise die Dokumentation der ausgegrabenen Stollenbereiche und die Interpretation der Befunde ein. Jeder freigelegte Bereich wird im Detail mithilfe von Kompass, Polygonzug und Winkelmaß vermessen und die Ergebnisse dem ständig wachsenden Grubenplan hinzugefügt. Alle Funde unter Tage wie zum Beispiel Holz werden dokumentiert. Fundposition, -zustand und -lage werden in einem Fundprotokoll photographisch (3D) und teilweise zeichnerisch festgehalten, um eine spätere Zuordnung zu erlauben. Auf Grundlage des erstellten Grubenplans wurde das Grubengebäude geologisch kartiert und alle Beobachtungen, Erkenntnisse und Interpretationen auf einer geologischen Karte im Massstab 1 : 250 zusammengefasst. Im Zuge der Kartierung wurden Erzproben genommen und auf ihren Silbergehalt untersucht, Dünnschliffe von Erz und Nebengestein hergestellt und weitere lagerstättenkundliche Untersuchungen durchgeführt.

Das Silberbergwerk Suggental mit seinen hervorragenden untertägigen Aufschlüssen stellt nach wie vor ein exzellentes Forschungsobjekt dar, das regelmäßig von

Informationsstele auf dem Silbersteig (Foto C. Emmler)

lokalen und überregionalen Universitäten und Forschungseinrichtungen zu Lehr- und Forschungszwecken genutzt wird. So wird die Grube oft von Studenten der Geologie, Mineralogie oder verwandter Disziplinen im Rahmen von Exkursionen besucht. Es wurden Diplom- und Bachelorarbeiten zum Silberbergwerk verfasst, die thematisch von Lagerstättenkunde, Hydrogeologie, Landeserdbebenforschung bis hin zu Strukturgeologie und Mineralogie reichen und von der Gruppe vor Ort betreut werden.

Die Aufwältigungsarbeiten, die meist zweimal die Woche durchgeführt werden, sind anstrengend und nicht jedermanns Sache, aber hier kann man sich körperlich so richtig austoben. Die Ungewissheit und die Vorfreude auf das, was sich auf den nächsten Stollenmetern finden könnte, stellen die Triebfedern für diese Anstrengungen dar. Ein anderer Fokus liegt natürlich auf der Führungstätigkeit (Tage der offenen Tür, Kinderferienprogramme, Stollenfest, Gruppenführungen). Des Weiteren werden im Bergwerk Rettungsübungen der Bergwacht, der Feuerwehr und der Hunderettungsstaffeln durchgeführt und immer öfter dient es als Drehort für Fernseh- und Videoproduktionen. Neben der Arbeit untertage gilt es auch, die Außenanlagen und das Vereinsheim, die »Bauhütte« instandzuhalten. Natürlich sitzt man auch einfach nur zusammen, schwätzt, diskutiert und ab und zu wird gegrillt. Auch außerhalb des Suggentals sind den Aktivitäten der Vereinsmitglieder keine Grenzen gesetzt. Montanhistorische Exkursionen, Wanderungen und Workshops stehen dabei an erster Stelle. An lokalen Stadtfesten und -jubiläen wird mit Ständen und in Bergmannstracht teilgenommen. Darüberhinaus ist die Erforschung eines alten Bergwerks natürlich kein Selbstzweck. Die Genehmigungsbehörden werden jährlich über die Fortschritte unterrichtet und spätestens alle fünf Jahre müssen neue Anträge gestellt werden, um die Betriebspläne für das Forschungs- und das Besucherbergwerk zu verlängern. Ebenso findet ein fachlicher Austausch und gemeinsame Begehungen mit den Fachleuten der Behörden statt.

Die Arbeit im Silberbergwerk Suggental geht also so bald nicht aus und wird auch in den nächsten Jahren noch für viele positive Überraschungen in der Region sorgen!

Literatur

Das Silberbergwerk in Suggental.
Herausgeber: © Silberbergwerk-Suggental e. V. 2016.

Weitere Informationen unter:
www.silberbergwerk-suggental.com
www.silbersteig.de

Anschrift des Autors:
Andreas Mack
Am Kreuzsteinacker 2–8
79117 Freiburg

Der Europabrunnen in Waldkirch

Ein besonderer Ort für Städtepartnerschaftsbegegnungen seit über 50 Jahren

Hildegard Neulen-Hüttemann

Der Europabrunnen in Waldkirch ist seit über 50 Jahren ein besonderer Ort für Städtepartnerschaftsbegegnungen. Anlässlich der Gründung der Städtepartnerschaft zwischen Waldkirch und Sélestat, 1966, schuf ihn der Waldkircher Bildhauer Hubert Bernhard aus den Steinen eines ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Denkmals, das hier vorher stand. Er symbolisierte damit auch das Ende der nationalstaatlichen Denkweise hin zu einer europäischen Offenheit.

Am **Tag der Städtepartnerschaften** im Rahmen der **Heimattage Baden-Württemberg** 2018 in Waldkirch, am 21. April 2018, waren alle Waldkircher Partnerstädte eingeladen mitzufeiern und an einem abwechslungsreichen Programm teilzunehmen. Oberbürgermeister Roman Götzmann begrüßte die Delegationen aus Sélestat (F), Liestal (CH) und Worthing (E) sehr herzlich bei einem Empfang im Bürgersaal des Rathauses, zu dem auch die Vertreter der Partnerschaftsvereine Deutsch-Französischer Kreis Waldkirch–Sélestat, Cercle franco-Allemand Sélestat-Waldkirch, CFA e. V. und der Partnerschaftsverein Elztal/Simonswäldertal und Worthing e. V. (ESW) eingeladen waren. Beide Vorsitzende betonten in ihrem Grußwort wie wichtig die Zusammenarbeit an der Basis ist, um ein stabiles Europa aufzubauen und zu erhalten.

Hier ein Auszug aus der Rede von Barbara Schindelhauer, 1. Vorsitzende des ESW
[…] »Auf unserer Ebene aber, der Ebene der Bürger und der Menschen, durch alle Altersstufen hinweg, dort findet der echte Austausch statt.

Der Austausch, der das Wir-HIER-Ihr-DORT umbauen hilft zu einem Wir-hier-UND-dort. Der Austausch, der kulturelle Unterschiede schätzt, der Austausch aber vor allem, der zu unserem Zusammenleben in einem gemeinsamen, friedlichen Europa beiträgt.«

Ein Auszug aus der Rede von Hildegard Neulen-Hüttemann, 1. Vorsitzende des CFA:
[…] »Cette journée de rencontre montre une fois de plus la forte volonté de la ville de Waldkirch de vouloir intégrer ses partenaires et amis, les faire participer à sa culture et ses traditions pour pouvoir construire ensemble un avenir commun dans le Rhin supérieur, consciente de l'histoire vécue, mais dans l'intention de promouvoir une bonne entente et une coopération fructueuse.

Die älteste Städtepartnerschaft Waldkirchs ist die mit Sélestat, seit 1966 verbindet uns eine tragfähige, solide Partnerschaft und Freundschaft, in der gerade hier am Oberrhein der Wunsch besteht, gemeinsam Zukunft grenzüberschreitend zu gestalten.

Wenn heute über das Großprojekt eines grenzüberschreitenden Industrieparks, anstatt das Weiterbetreiben eines Nuklearstandortes diskutiert werden kann, so scheint mir das nur möglich, weil hier am Oberrhein viele Begegnungen an der Basis geholfen haben, Vorurteile auszuräumen und grenzüberschreitendes Vertrauen aufzubauen, eben Städte- und Gemeindepartnerschaften, Schüleraustausche und Vereinszusammenarbeit, Begegnungen zwischen Menschen an der Basis eben.«

Denkmal Kaiser Wilhelm I. (Archiv Max Bühler, Waldkirch)

Kaiser- und Kriegerdenkmal Kaiser Wilhelm I. (Fotopostkarte von Max Bühler)

Ein gemeinsamer Spaziergang über den Wochenmarkt führte die Teilnehmer anschließend über die Schlettstadtallee zum Park und damit direkt zum Europabrunnen, der auch an diesem Tag wieder Mittelpunkt und Höhepunkt der Feierlichkeiten war.

Begonnen hat alles 1966. Anlässlich der Städtepartnerschaftsgründung zwischen Waldkirch und Sélestat 1966 wurde dieser Brunnen von Hubert Bernhard, Bildhauer aus Waldkirch, geschaffen. Er strahlt eine ganz besondere Symbolkraft aus, zumal an dieser Stelle in der Allee ein Denkmal Kaiser Wilhelm stand, aus dessen Steinen sogar der neue Sockel des neuen Brunnens geschaffen wurde.

Damit sollte auch zum Ausdruck gebracht werden, dass die alte Kaiserzeit, das Preußentum mit nationalstaatlicher Denkweise überwunden ist, um gemeinsam ein neues Europa zu schaffen.

Aus dem Kaiserdenkmal wurde somit ein Friedenssymbol. Die Inschrift lautete schon zur Einweihung: »**Für Europa und den Frieden – Waldkirch–Sélestat 1966«.**

In einem Schreiben an den damaligen Bürgermeister Ernst Prestel erklärt Hubert Bernhard seinen Brunnen wie folgt:

Der Europabrunnen in Waldkirch mit Bank vom CFA (siehe Pfeil) (Foto: Stadt Waldkirch)

»Idee und Symbolik des anlässlich der Städte-Partnerschaft Sélestat–Waldkirch geschaffenen Brunnens, in Waldkirch.

Auf der Basis eines ineinander verzahnten Gefüges gemeinsamer oberrheinischer Geschichte, liegen, getragen, zwei Schalen gleich, die Städte Sélestat und Waldkirch. Sie schenken sich gegenseitig in mannigfaltigen Strahlen den lebendigen Quell des strömenden Wassers, gleichsam sich bereichernd und beglückend. Ihre Fülle verströmen sie, zwar nach verschiedenen Richtungen, aber doch mündend und sich findend, in das große Becken europäischer Einheit, dessen Wasser ihre Basis umflutend beschützt.«

(aus: »50 Jahre Partnerschaft Sélestat–Waldkirch« von André Ehm und Hildegard Neulen-Hüttemann)

Der eingemeißelte Satz **»Für Europa und den Frieden – Waldkirch–Sélestat 1966«** zeugte damals von großem Weitblick und der Entschlossenheit zweier Städte am Oberrhein, nach den schmerzlichen Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, sich gemeinsam für Europa und den Frieden einsetzen zu wollen.

Eine Selbstverständlichkeit war die Unterzeichnung der Städtepartnerschaftsurkunde am 22. Mai in Sélestat und am 22. Oktober 1966 in Waldkirch auch 21 Jahre nach Kriegsende noch nicht. Vorbehalte gab es nach wie vor. Umso erfreulicher, die positive Entwicklung.

Weitere Partnerstädte kamen hinzu, Montignies s/Sambre in Belgien, das bereits Partnerstadt von Sélestat war und dann 1974 auch von Waldkirch wurde, heute einge-

meindet in die Stadt Charleroi. Liestal bei Basel in der Schweiz wurde 1989, Partnerstadt und Worthing, eine englische Küstenstadt in West-Sussex kam 1997 dazu.

Der Europabrunnen ist für Waldkirch heute noch ein Inbegriff für Städtepartnerschaft und Europa.

Entlang des Parks führt die sogenannte ›Allee‹, die 1993 auf Antrag des CFA zur »Schlettstadtallee« umbenannt wurde. So wurde auch 2012 zum 20-jährigen Jubiläum des Deutsch-Französischen Kreis Waldkirch–Sélestat, Cercle Franco-Allemand Sélestat–Waldkirch, CFA e. V. an dieser Stelle die vom CFA gestiftete Bank aufgestellt (siehe oben Foto+Pfeil). Ein Jahr später stiftete der CFA dasselbe Modell dann auch für Sélestat, das am Ortseingang gleich nach der Illbrücke, aufgestellt wurde. Eine symbolische Geste der freundschaftlichen Verbundenheit, ein weiterer Beweis für gelebte Städtepartnerschaft zu Sélestat.

Bei allen städtepartnerschaftlichen Ereignissen, ist man sich dieses Ortes um den Europabrunnen an der Schlettstadtallee in Waldkirch besonders bewusst.

Die Feierlichkeiten zum 50-jährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft mit Sélestat, am 22. Oktober 2016, wurden ganz selbstverständlich hier eröffnet.

Heute, 52 Jahre nach Gründung der ersten Städtepartnerschaft und Errichtung des Brunnens, ist der Europabrunnen wieder symbolträchtiger Ort für Städtepartnerschaftsfeierlichkeiten im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2018.

Er erstrahlt »frisch herausgeputzt« und führt erneut die vier Partnerstädte: Waldkirch, Sélestat, Liestal und Worthing zu einer gemeinsamen Feier zusammen.

In einem Festakt, musikalisch umrahmt von Schülerinnen und Schülern der Big Band des Geschwister-Scholl-Gymnasiums, wurde nach Erklingen von Beethovens »Hymne an die Freude«, inzwischen ja auch »Europa-Hymne« genannt, eine Stele enthüllt, die in Deutsch, Englisch und Französisch auf die Entstehungsgeschichte des Brunnens und auf die dort eingemeißelten Partnerstädte erklärende Hinweise gibt.

Die Stele am Europabrunnen
(Foto: Stadt Waldkirch)

Folgende Texte sind auf der Stele zu lesen:

Der Europabrunnen in Waldkirch
Um diesen Stein rankt sich eine wechselvolle Geschichte: Auf seinem Sockel stand einst ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Der Waldkircher Bildhauer Hubert Bernhard drehte den Sockel um, symbolisierte damit das Ende der Nationalstaatlichkeit und schuf daraus etwas Neues – den Europabrunnen!

Die Stadt Waldkirch errichtete ihn im Oktober 1966 anlässlich der Gründung der Partnerschaft Waldkirch–Sélestat; weitere Partnerstädte kamen später dazu und wurden verewigt. Das Gefüge in der Mitte steht für das wechselvolle Ineinandergreifen der oberrheinischen Geschichte. Die Schalen symbolisieren die Partnerstädte, die sich gegenseitig den lebendigen Quell des strömenden Wassers schenken. Das Wasser fließt in verschiedene Richtungen, am Ende aber mündet alles in das große Becken, findet zusammen und bildet eine solide, schützende Basis – als Symbol für die europäische Einheit und ihre Tragkraft!

Partnerstädte:
Sélestat –
eine Stadt im Herzen des Elsass (FR)
Sélestat gehört mit seinem mittelalterlichen Stadtzentrum und der nah gelegenen Hochkönigsburg zu den schönsten Orten in der Rheinebene. Die Stadt erlebte ihre Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert, an jeder Straßenecke erinnern Spuren an die einstige Hochburg des rheinischen Humanismus insbesondere in der weltberühmten Humanistenbibliothek.

Montignies sur Sambre –
die Metropole der Wallonie (BEL)
Montignies-sur-Sambre ist Partnerstadt von Sélestat. Über die gemeinsame »Freundin« entwickelte sich dann 1973 auch eine Beziehung zwischen Waldkirch und dem belgischen Montignies, das 1977 ein Ortsteil von Charleroi wurde.

Liestal – kulturelles und politisches Zentrum von Baselland (CH)
Liestal ist eine Stadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten, einem vielfältigen kulturellen Angebot und einem lebendigen Brauchtum. Das gesellschaftliche Leben findet in den zahlreichen Vereinsaktivitäten Niederschlag. Eines verbindet die beiden Städte besonders: Sie feiern die fünfte Jahreszeit in außergewöhnlicher Art.

Worthing –
das Seebad an der Kanalküste (GB)
Worthing ist eine traditionelle Küstenstadt in West Sussex mit ca. 100 000 Einwohnern. Geboren aus langjährigen Kontakten zwischen Deutsch-Englischen Freundeskreisen dies- und jenseits des Ärmelkanals wurde die offizielle Partnerschaftsurkunde 1997 unterzeichnet.

Der Tag der Städtepartnerschaften in Waldkirch innerhalb der Heimattage Baden-Württemberg 2018 war wieder eine erfolgreiche Demonstration » Für Europa und den Frieden«, so wie die Gründerväter der ersten Städtepartnerschaft 1966 schon formuliert hatten und eingemeißelt im Brunnenstein zu lesen ist.

Waldkirch integrierte seine Partnerstädte und ließ sie teilhaben an einer erweiterten Sicht auf Heimat, nämlich auf Europa, unser aller Heimat, in dem wir uns vielleicht insbesondere in den Partnerstädten noch etwas heimischer fühlen dürfen.

Anschrift der Autorin:
Hildegard Neulen-Hüttemann
Hansjakobstraße 10
D 79183 Waldkirch

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

»Waldkirch klingt gut«

Orgeln für Gott und die Welt seit 1799

Markus Zimmermann

»Waldkirch klingt gut« Mit diesem Slogan wirbt die Stadt im vorderen Elztal – völlig zu Recht. Seit 1799 werden dort Kirchen- und Drehorgeln gebaut – Orgeln also für Gott und die Welt. Viele der fast drei Dutzend Wirkungsstätten von Orgelbauern prägen bis heute das Stadtbild. Wir schauen und hören dabei nicht nur auf das bisher Entstandene; viele neue Aktivitäten weisen in die Zukunft. Schwung bekommt das Ganze dadurch, dass die UNESCO Orgelbau und Orgelmusik in Deutschland im Dezember 2017 in die Liste des immateriellen Weltkulturerbes aufgenommen hat.

Mathias Martin: Orgeln für Gott …

Um 1450 wird für die Stiftskirche St. Margarethen erstmals eine Orgel erwähnt. Damit liegt Waldkirch mit bedeutenden Kirchen unserer Region wie dem Freiburger Münster und Klöstern wie St. Peter oder Schuttern gleichauf. Jedoch erst als der aus Ettenheimmünster stammende Mathias Martin (1765–1825)[1] seine Werkstatt 1799 in das heutige Anwesen Lange Straße 86[2] verlegte, begann hier der Orgelbau. Martin war bei den Benediktinern in Ettenheimmünster unter anderem in Geometrie, Physik und vor allem Kirchenmusik ausgebildet worden. Erste Kenntnisse im Orgelbau dürfte er durch Joseph Rabiny und Louis Weber erhalten haben; beide waren Schüler des berühmten Karl Joseph Riepp aus Ottobeuren und arbeiteten damals in der nahen Reichsabtei Schuttern bzw. in Friesenheim. Der badische Hof-Orgelmacher Ferdinand Balthasar Stieffell fertigte zu dieser Zeit ein größeres Werk für die Stadtkirche Ettenheim, das für Martin ebenfalls inspirierend gewesen sein dürfte. In die Lehre ging er dann 1776–1781 nach Mainz zu Onkel Josef Anton Ohnemus. Ab 1785 wurde ihm die Wartung der Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster anvertraut; die dortigen Mönche empfahlen den jungen Orgelbauer den Klöstern und Pfarreien der Region.

Der begabte und angesehene Orgelbauer hatte in den ersten Jahren seiner Selbständigkeit mit den Auswirkungen der Französischen Revolution zu kämpfen, an deren Ende die Säkularisation stand. Danach konnte sich Martin wirtschaftlich konsolidieren und hinterließ ein Œuvre von rund 45 Orgelneubauten. Hinzu kamen Reparaturen und Pflegearbeiten. Leider erhielt er den Auftrag für ein Werk ins Freiburger Münster (1810) nicht. Auch die Vollendung der neuen Orgel für die Stiftskirche St. Margarethen in Waldkirch erlebte er nicht mehr; die Werkstatt wurde noch einige Jahre von den Söhnen Josef und Martin geführt, bis sie 1837 mit deren Freitod erlosch.

Wie in Süddeutschland üblich, fertigte Martin für die Dorfkirchen im Breisgau, im

Neuershausen, Gemeinde March, Kath. Pfarrkirche St. Vincentius. Orgel von Mathias Martin, Waldkirch, 1810/11, restauriert durch Orgelbau Johannes Rohlf, Neubulach, 2008 (Foto: Orgelbau Rohlf)

Ignaz-Bruder-Saal in der Waldkircher Orgelstiftung (Foto: Archiv der Waldkircher Orgelstiftung)

Markgräflerland, im Schwarzwald und in der Ortenau einmanualige Instrumente mit ca. acht bis 15 Registern, die musikalisch an der Klangvorstellung des Barock und den Bautraditionen aus Baden, Franken und dem Elsass ausgerichtet waren. Größtenteils erhalten sind unter anderem die Werke in Schmieheim, Schweighausen, Neuershausen, Vörstetten und Freiamt-Brettental; sie zählen zu den bedeutenden Denkmalorgeln am Oberrhein.

... und die Welt: Ignaz Blasius Bruder

Ob Ignaz Blasius Bruder (1780–1845)[3] aus Zell am Harmersbach in der Werkstatt Martin gearbeitet hat, ist nicht belegt; begegnet dürften sich die beiden sein. Bruder hatte zunächst das Maurerhandwerk gelernt. Auf seiner Wanderschaft lernte er in Nancy und Mirecourt den Spieluhrenbau kennen und arbeitete sich unter anderem mit dem berühmten Lehrbuch von Dom Bédos von 1766 in den Orgelbau ein. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1804 zunächst in Simonswald nieder und entwickelte seine Fähigkeiten autodidaktisch weiter. Bruder hinterließ über seine umfassenden Studien detaillierte Aufzeichnungen, die inzwischen von der Waldkircher Orgelstiftung ediert[4] sind. 1834 übersiedelte er mit seiner Familie nach Waldkirch. Fünf seiner Söhne erlernten das Orgelmacherhandwerk bei ihrem Vater. Die Dynastie der Mu-

sikwerkmacher Bruder sollte noch weit bis ins 20. Jahrhundert hinein bestehen. Die Bruders hatten ihren Firmensitz in heute noch vorhandenden Gebäuden des ehemaligen Stifts, etwa im stattlichen Chorherrenhaus oder im Kanonikatsgebäude.

Im Gegensatz zu musizierenden Ensembles kann das Publikum bei Orgeldarbietungen nur schwerlich eine sichtbare Aktion verfolgen: Organisten agieren meist auf Emporen, den Blicken entzogen. Von mechanischen Musikinstrumenten ist allenfalls der Antrieb durch Kurbeln zu sehen; die eigentliche Klangerzeugung bleibt unsichtbar. Ähnlich wie bei Glockenspielen war man im Orgelbau stets bemüht, auch dem Auge Abwechslung zu bieten. Teilbewegliche Figuren mit Blasinstrumenten bevölkerten seit Jahrhunderten Kirchen- und Drehorgeln sowie Flötenwerke. Ignaz Bruder und seine Söhne perfektionierten diese Techniken so weit, dass bereits an kleinen Figurenorgeln bis ins Detail ausstaffierte Szenen entstanden – bis hin zu Episoden aus der Zeit- und Weltgeschichte. Geschickt angebrachte Spiegel steigern die Wirkung dieser 3-D-Kinos en miniature. Diese Sensation war ein Alleinstellungsmerkmal der Bruderschen Produktion und des Waldkircher Orgelbaus und trug wesentlich zum weltweiten Erfolg der Tüftler aus dem Elztal bei.

Der Boom der mechanischen Musikinstrumente

Ignaz Bruder hatte damit zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Startschuss für eine fulminante und rund hundert Jahre andauernde Erfolgsgeschichte gegeben: Leierkästen mit und ohne Figuren, große Jahrmarktorgeln, Orchestrions aller Typen und Größen und

Figurenorgel aus dem 19. Jahrhundert
(Foto: Archiv der Waldkircher Orgelstiftung)

Kino-Orgeln wurden zu einem weltweit gefragten Exportschlager. Sie sind heute nicht nur im Waldkircher, sondern auch in anderen Orgel- und Musikmuseen sowie auf vielen Jahrmärkten zu bewundern. Die Sogwirkung war so enorm, dass sich auch auswärtige Firmen in Waldkirch niederließen wie das in Paris ansässige Unternehmen Gavioli (1896). In Werkstätten wie Ruth, Weber[5], Gavioli oder Frei waren (um 1900) insgesamt bis zu 200 Personen beschäftigt. Hinzu kamen Zulieferer für Figuren, Bemalung, Werkzeug oder Kleinteile.

Eine hohe Kunst (vor allem des Weglassens) ist es, populäre Musikstücke für den begrenzten Tonumfang mechanischer Musikinstrumente einzurichten: das »Notenzeichnen«. Gespeichert werden können diese Arrangements auf Walzen mit eingeschlagenen Stiften, auf gestanzten Metallscheiben oder – für

größere Instrumente und komplexere Literatur – auf gefalteten Kartonstreifen. Für diese anspruchsvollen Aufgaben entwickelte sich eine weitere Spezialindustrie. Ein solcher Betrieb des Bruder-Imperiums war zum Beispiel im langgezogenen Werkstattgebäude am Fußweg südlich der Stiftskirche St. Margarethen untergebracht. – Heute führt unter anderem Adrian Oswalt die lange Tradition des Arrangierens und des Komponierens für Musikautomaten mit seinen spritzigen und oft witzigen Ideen fort.

Zu den Hauptabnehmern von Orchestrions zählten im 19. und frühen 20. Jahrhundert neben wohlhabenden Bürgern vor allem Wirts- und Kaffeehäuser; sie wollten ihren Gästen gute Unterhaltungsmusik anbieten. Mit den Salonmusikern gab es oft Streit. Um von diesen unabhängig zu sein, bedienten sich die Wirte der immer raffinierteren und mit allerlei Schlagwerk ausgestatteten Musikautomaten. Durch geschickte Intonation der Orgelpfeifen konnten diese Geräte den Klang verschiedener Blas- und Streichinstrumente in verblüffender Weise nachahmen. Das war *die* Chance für diese besonders im Schwarzwald beheimatete Branche, für die wiederum Waldkirch ein regionales und überregionales Zentrum war. Führend war die Orchestrion-Fabrik von August Weber[6], die von 1883 bis 1931 in verschiedenen Firmierungen und Rechtsformen bestand.

Ständig verfügbare Elektrizität, vor allem aber die Verbreitung des Tonfilms Ende der 1920er-Jahre sowie später die Phono-Industrie und das Fernsehen beendeten die Nachfrage nach mechanischen Musikinstrumenten fast ebenso rasch wie sie aufgekommen war. Bereits mit der Weltwirtschaftskrise zu Beginn der 1930er-Jahre erlitt die Waldkircher Orgelbautradition herbe Rückschläge. Auch die Tatsache, dass mit Franz Anton Kiene II (1845–1908) seit 1887 auch wieder eine Werkstätte für Kirchenorgeln in Waldkirch ansässig war und einen regen Geschäftsbetrieb entfaltete, konnte den Niedergang nicht aufhalten. Anfang der 1980er-Jahre war dem Orgelbau in Waldkirch fast die Puste ausgegangen, und die Notenzeichnerei führte nur noch ein Nischendasein. Lediglich die Firma Carl Frei & Sohn hielt ihre Werkstatt noch bis 1997 aufrecht und fertigte Notenmaterial für Dreh- und Jahrmarktsorgeln. Sie residierte eher unscheinbar in der Kandelstraße 40a.

Neustart

In den 1980er-Jahren begann in der zuvor verwaisten Werkstatt Kiene in der Schillerstraße unweit der Evangelischen Stadtkirche frischer Orgelwind zu wehen. In den angestammten Räumen mit ihrem historischen Charme hatte der Urenkel von Johann Franz Anton Kiene II, Wolfram Stützle, bereits seit einigen Jahren Truhenpositive und Orgelteile für Marc Garnier (Frankreich) gefertigt. Nachdem Stützle die Meisterprüfung abgelegt hatte, eröffnete er 1986 unter eigenem Namen eine Orgelbauwerkstatt, in der er sich mit kleinem Team und großer Liebe zum Detail Restaurierungen und Instandsetzungen widmet und mittlerweile einige Dutzend neuer Orgeln in ganz Süddeutschland erstellen konnte.

Aus einer »Schnapsidee am Küchentisch« heraus wurde die Waldkircher Drehorgel-Tradition 1988 neu belebt: Die beiden Orgelbaumeister Heinz Jäger und Wolfgang Brommer gründeten die Werkstätte »Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer« und zogen in das Gebäude Am Gewerbekanal 3 unweit der Stadthalle im Westen von Waldkirch. Beide hatten bei Freiburger Orgelbau in March sowie Fischer + Krämer in Endingen reichlich

Emmendingen, Kath. Stadtpfarrkirche St. Bonifatius. Chororgel von Wolfram Stützle, Waldkirch, 2005 (Foto: Orgelbau Stützle)

Erfahrungen im Bau von Kirchenorgeln gesammelt; nun reizte es sie, sich zusätzlich mit dem Bau und der Restaurierung von Drehorgeln zu beschäftigen – dies war damals in der Branche noch ungewöhnlich bis verpönt. Jäger steckte die Kunst der Intonation durch seinen Großvater August Weber, Intonateur bei der Orchestrionfabrik Weber, in den Genen. Brommer brachte zudem durch die Forschungen seines Vaters Hermann Brommer großes Wissen nicht zuletzt über die regionale Wirtschafts- und Kirchengeschichte ein.

Ähnlich wie rund 150 Jahre zuvor zog auch dieser Schritt Gleichgesinnte an: Bei guter Auftragslage sprach sich das Engagement der rührigen Gründer rasch herum. Der moderne Betrieb wurde räumlich wie personell ausgebaut, um die Anfragen für Restaurierungen und für neue Orgeln bewältigen zu können. Bald kamen Aufträge aus dem (fernen) Ausland hinzu. Heute machen Bestellungen aus Asien, darunter etliche Konzertsaalorgeln, gut die Hälfte des Umsatzes aus; insofern gilt hier die Formel »für Gott und die Welt« im doppelten Sinn.

Vorwiegend mit dem Bau von kleineren Orgeln und von Clavichorden beschäftigte sich Orgelbaumeister Rainer Pitt. Auch er begann 1988 im Anwesen am Gewerbekanal. Sein größtes Werk mit zwei Manualen und 13 Re-

Neusatzeck, Stadt Bühl (Baden), Klosterkirche der Dominikanerinnen. Orgel von Rainer Pitt, Waldkirch, 1994 (Foto: Rainer Pitt)

gistern, bestückt ausschließlich mit Holzpfeifen, schuf er für die Klosterkirche der Dominikanerinnen in Neusatzeck[7] bei Bühl.

Doch auch der Drehorgelbau wurde in dieser Zeit im wahrsten Sinne des Wortes wieder angekurbelt. In der Kirchstraße 7 (hinter dem Gasthaus »Zum Schwarzenberg«) eröffneten 1993 Paul Fleck und seine Söhne Stefan und Johannes ihre »Spezialwerkstätte für Restaurierungen«. Die Betriebsstätte wurde 2002 an den Bahnhofsplatz 5a verlegt; das Lager verblieb in der Kirchstraße. Hier kümmern sich die Spezialisten ausschließlich um die Wiederherstellung historischer Dreh- und Jahrmarktorgeln sowie anderer mechanischer Musikinstrumente. Ihre Fachkenntnisse von komplizierten mechanischen und pneumatischen Steuerungssystemen werden vor allem von Sammlern und Museen nachgefragt.

Von 2005 bis 2011 hatte das »Achim Schneider Werkhaus – Orgelbau und Kuriositäten« seinen Sitz im Gebäude Runzweg 2. Dieses musste bei der Innenstadt-Sanierung einem Neubau weichen. Seitdem arbeitet Schneider in der ehemaligen Fabrik Sonntag, Haus 2 (im Osten der Kernstadt, nahe dem Rettungszentrum). Er beschäftigt sich besonders mit den selten gewordenen Vogelorgeln (Serinetten) nach Originalen aus Mirecourt, womit sich der Kreis zu Ignaz Blasius Bruder schließt. Darüber hinaus restauriert er automatische, pneumatisch gesteuerte Musikwerke und Orchestrions, darunter Kuriositäten wie etwa ein Spinnrad mit Flötenwerk. Ferner engagiert sich Schneider in Kreativ-Kursen für

Nachbau der Mirecourt-Serinette
(Foto: Achim Schneider)

Kinder, in denen experimentiert und allerhand tönendes Gerät konstruiert wird.

Heutige Orgelszene in Waldkirch

In den genannten Werkstätten und ihren Zulieferern sind in Waldkirch nun wieder rund 70 Menschen für den Orgelbau tätig. Doch damit noch lange nicht genug der Klänge: Im gesamten Stadtgebiet stehen mindestens zwölf Orgeln unterschiedlicher Epochen und Stile. Die meisten davon sind regelmäßig in Gottesdiensten, aber auch in vielen Konzerten zu hören. Überregional bekannt ist das Instrument in der Stiftskirche St. Margarethen, das 1869 von E. F. Walcker aus Ludwigsburg mit zwei Manualen und 26 Registern gebaut wurde. Die technische Anlage ist weitestgehend erhalten; der authentische spätromantische Klang konnte in mehreren Stufen durch die Werkstätte Freiburger Orgelbau Hartwig Späth (March-Hugstetten) ab 1990 wieder hergestellt werden.

Um die Vielfalt dieses polyphonen Orgelschatzes auf kleinstem Raum zu zeigen, seien die übrigen nicht minder interessanten Werke hier zumindest aufgezählt:

Siensbach, St. Martin
Josef Wiedemann (?), Bamberg, um 1850; transferiert und restauriert durch Vleugels Orgelmanufactur, Hardheim (Odenwald), 2010
1 Manual, 6 Register, 374 Pfeifen

Waldkirch, Stadtkapelle Unserer lieben Frau
Anton Kiene, 1894; Restaurierung Wolfram Stützle, Waldkirch, 2010
1 Manual, 6 Register / 295 Pfeifen

Kollnau, Bläsikapelle
Anton Kiene, 1899; Instandsetzung Wolfram Stützle, Waldkirch, 2011
1 Manual, 4 Register, 216 Pfeifen

Suggental, Mariä Heimsuchung
Rudolf Kiene, 1911, Restaurierung 2018 geplant
2 Manuale, 10 Register, 609 Pfeifen

Kollnau, St. Josef
August Späth, Hugstetten / Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer, 1966 / 2016
3 Manuale, 44 Register, 3177 Pfeifen (Doppelorgel mit Fernwerk)

Buchholz, St. Pankratius
Franz Winterhalter, Oberharmersbach, 1973
2 Manuale, 22 Register, 1370 Pfeifen

Waldkirch, Evangelische Stadtkirche
Fritz Weigle, Echterdingen,1976
2 Manuale, 17 Register, 1034 Pfeifen

Waldkirch, Kath. Stiftskirche St. Margarethen
Orgel von E. F. Walcker, Ludwigsburg, 1869, restauriert durch Freiburger Orgelbau Hartwig Späth, March-Hugstetten, ab 1990
(Foto: Freiburger Orgelbau)

Waldkirch-Kollnau, Ev. Paul-Gerhardt-Kirche
Orgel von Waldkircher Orgelbau
Jäger & Brommer, Waldkirch, 2013
(Foto: Archiv der Waldkircher Orgelstiftung)

»Altobella furiosa« – Gemeinschaftsarbeit der
Waldkircher Orgelbauwerkstätten, 1999
(Foto: Archiv der Waldkircher Orgelstiftung)

Waldkirch, transportable Orgel (Truhe), um Ensembles zu begleiten
Wolfram Stützle, 2013
1 Manual, 4 Register, 191 Pfeifen

Kollnau Evangelische Paul-Gerhardt-Kirche
1966 Gebrüder Mann, Marktbreit / Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer, 2013
2 Manuale, 23 Register, 1472 Pfeifen (Doppelorgel)

Waldkirch, Orgelbauersaal
Franz Xaver Bernauer, Staufen, 1801 (ursprünglich für Kappel bei Freiburg)
1 Manual, 8 Register

Buchholz, Hausorgel
Claudius Winterhalter, Oberharmersbach, 1994
2 Manuale, 7 Register

Gesamtpfeifenzahl: über 10.263

Hinzu kommen noch die in den Werkstätten jeweils in Arbeit befindlichen Instrumente sowie die Exponate im neu konzipierten[8] Elztalmuseum. Es verfügt über eine beachtliche Sammlung von aerophonen mechanischen Musikinstrumenten, welche die Genese der selbstspielenden Orgel eindrucksvoll dokumentiert – von der Kuckucksuhr über Bauch-, Figuren- und Karrenorgeln bis hin zu den lautstarken, farbenprächtigen und tonnenschweren Werken für Jahrmärkte. Zu den neuesten Errungenschaften dieser Species zählt die »Altobella furiosa«, eine eigens zum Orgelfest 1999 als Gemeinschaftsarbeit der Waldkircher Werkstätten nach Entwürfen des Künstlers Otmar Alt gebaute Freiluft-Orgel.

Stichwort Orgelfest: Es findet alle drei Jahre – zum nächsten Mal wieder 2020 – statt. Nicht zu überhören ist, wenn aus aller Welt Orgelfans, Bänkelsänger und Musikgruppen anreisen, um Straßen und Plätze der Innenstadt mit allen erdenklichen Darbietungen sowie

Orgelbauer-Saal in der Waldkircher Orgelstiftung mit wertvollen Exponaten
(Foto: Archiv der Waldkircher Orgelstiftung

bunten Instrumenten und Kostümen zu beleben. Selbstverständlich wird flankierend ein ansprechendes Konzertprogramm aufgelegt, und die Werkstätten stehen zur Besichtigung offen. Doch feiern die Waldkircher auch sonst gerne mit ihren klingenden Schätzen: Ob festlicher Gottesdienst oder geistliches Konzert mit Kirchenorgel, ob Fasnet mit deftigen Moritaten zu Drehorgelbegleitung – solange noch Wind im Kasten ist, gehen den Pfeifen die Töne nicht aus. Fast täglich unterwegs ist der »Stadtorgler« Karl-Heinz Kury, der für seine ungewöhnlichen Dienste 2018 die Silberne Stadtrechtsmedaille erhielt.

Im Jahr 2000 genehmigte das Regierungspräsidium Freiburg die Errichtung der »Waldkircher Orgelstiftung«; Initiatoren waren Helmut Hummel, Josef E. Reich, Michael Thoma, Heinz Jäger und Wolfgang Brommer. Am 12. Mai 2002 wurde dieses Ereignis im neu ausgestatteten Orgelbauersaal im Anwesen Am Gewerbekanal gebührend gefeiert. Dazu gab es allen Grund, denn auch hier war eine Sammlung von Musikinstrumenten entstanden, die inzwischen auf weit über 100 teilweise einzigartige Exponate angewachsen ist. Die Ziele der Stiftung lauten schlicht: Bewahren, Präsentieren, Forschen, Fördern und Dokumentieren. Hinter diesen abstrakten Begriffen verbergen sich konkrete und in die Zukunft weisende Aktivitäten sowie regelmäßige Kurse für Interessenten aller Alters- und Fachgruppen. Hinzu kommen Experimente zur Orgeltechnik. Umfangreiche Vor- und Nachlässe mehrerer Orgelforscher stehen weitgehend erschlossen für Recherchen zur Verfügung.

Seit 2016 widmet sich das »Haus der Klänge« dem akustischen Bereich von Musikinstrumenten. Den Klang über bewusstes Hören und mit allen Sinnen wahrzunehmen,

ist Ziel dieses Angebots. Eines der neuesten Projekte ist das 2017 ins Leben gerufene Kulturnetzwerk »Deutsche Orgelstraße«[9]. Ihr Ausgangspunkt ist die Orgelmetropole Waldkirch; Orgelbesitzer, Werkstätten, Konzertveranstalter etc. können sich hier eintragen. Konzerte, Führungen und andere öffentliche Veranstaltungen runden das Profil der Waldkircher Orgelstiftung ab. Besondere Anliegen der »Waldkircher Orgelstiftung« sind die Förderung des Nachwuchses in Handwerk und Musik sowie die Jugendarbeit. Nicht zuletzt deswegen erhielt die Initiative den Waldkircher Kulturpreis 2018.

Orgelbau aus Deutschland und Orgelmusik wurden im Dezember 2017 von der Deutschen UNESCO-Kommission in die Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit aufgenommen. Wie in einem Brennglas lässt sich die vielschichtige Entwicklung des Orgelbaus an Instrumenten, in Schrifttum, Bildern und Tondokumenten im Städtchen Waldkirch verfolgen. Außer Pfeifen gibt es dort viel zu sehen – und noch mehr zu hören. Und es gibt vor allem Anregendes für die Zukunft der Orgel zu entdecken.

Anmerkungen

1 Bernd Sulzmann: Die Orgelbauerfamilie Martin in Waldkirch im Breisgau. Wiesbaden 1975.
2 Angaben zu den Lokalitäten nach Raphael Lüthi: Einstige und heutige Wirkungsstätten der Orgelbauer in Waldkirch (Zeitungsartikel 2014), eingesehen im Internet unter www.fineartsrestaurations.de am 24. 1. 2018).
3 Karl Bormann: Orgel- und Spieluhrenbau. Kommentierte Aufzeichnungen des Orgel- und Musikwerkmachers Ignaz Bruder (1839) und der Entwicklung der Walzenorgeln. Zürich 1968 – Herbert Jüttemann: Ignaz Blasius Bruder. Schwarzwälder Drehorgelbau seit 1806. Badisches Landesmuseum. Karlsruhe 2006 – Heidi Knoblich: Tanz auf dem Wind. Ignaz Blasius Bruder, Drehorgelmacher zu Waldkirch. Lahr 2007.
4 Handbuch der Baukunst von Orgeln und volltönenden Spielwerken mit Flöten und Zungenstimmen für Hand- und Walzenspiel. Aus der Urhandschrift original übertragen von Hermann Brommer. Waldkirch 2006.
5 Das stattliche Fabrikgebäude ist in der Bismarckstraße 3 erhalten.
6 Herbert Jüttemann: Waldkircher Orchestrion-Fabrik Gebrüder Weber (Manuskript von Wolfgang Brommer am 18. 1. 2018 erhalten).
7 Martin Dücker: Zwei neue Pitt-Orgeln im Mutterhaus und in der Klosterkirche der Dominikanerinnen von Neusatzeck. In: Ars Organi 43 (1995), Heft 3, S. 179–181.
8 Siehe hierzu den Beitrag von Christine Reinbold in dieser Ausgabe.
9 Siehe hierzu www.deutsche-orgelstrasse.de.

Anschrift des Autors:
Dr. Markus Zimmermann
Weiherstraße 1
D-79232 March-Buchheim

Schlaglichter. 100 Bücher des Jahres 1918

Ausstellung und Internet-Präsentation der Badischen Landesbibliothek

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen

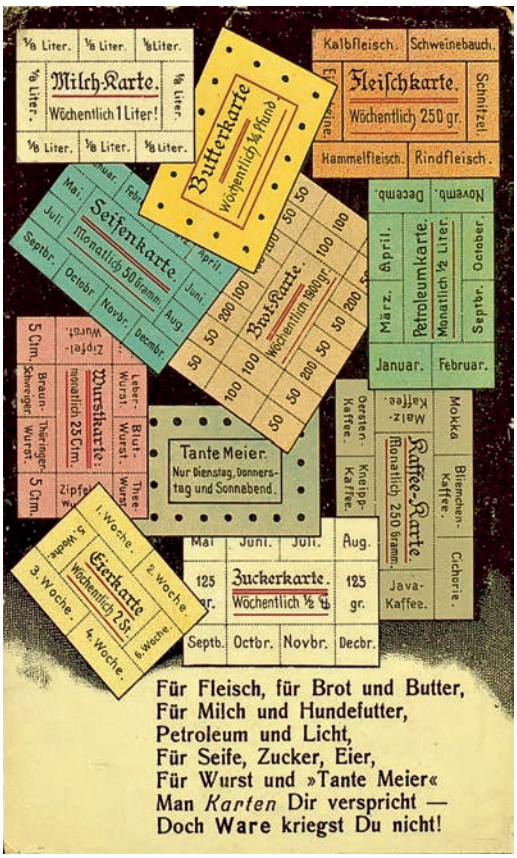
Die Ausstellung »Schlaglichter – 100 Bücher des Jahres 1918« in der Badischen Landesbibliothek zeigte vom 7. März bis zum 26. Mai 2018 eine Auswahl von hundert Büchern aus diesem Epochenjahr, das mit dem Untergang der Monarchien und der Auflösung der Vielvölkerreiche zu Ende ging. Alle Bücher sind entweder im Jahr 1918 neu erschienen – oder aber in einer den Zeitumständen angepassten Neuauflage erstmals so herausgegeben worden. Es sind Bücher, für die trotz der schwierigen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Lage ein Absatz erwartet werden konnte. Und auch wenn über vieles, was in diesem Jahr geschah, aus Zensurgründen nichts gedruckt werden konnte, so sagen doch die Bücher von 1918 eine Menge aus über den Zeitgeist dieser Tage.

Insgesamt 28 Schlaglichter – zusammengestellt zu sechs Themenblöcken – fallen auf die Bücher des Jahres 1918. Hinzugenommene Postkarten illustrieren die Einzelthemen höchst aufschlussreich. Erarbeitet haben die Ausstellung sieben Bibliothekare und Bibliothekarinnen der BLB, die jeweils aus ihrem eigenen Fachgebiet dazu beigetragen haben. So konnten sehr unterschiedliche Blickwinkel eingenommen und vielfältige Aspekte beleuchtet werden.

Rezept für einen billigen Sonntagsbraten. Propaganda-Postkarte zur Lebensmittelrationierung im Deutschen Reich während des Ersten Weltkriegs. Künstler unbekannt. Badische Landesbibliothek, K 3333,19

1918: Das vierte und letzte Jahr des Ersten Weltkriegs ist ein Jahr des Hungers und des Mangels, ein Jahr des Massensterbens und der Verstümmelung, ein Jahr der Schützengräben und der Gefangenenlager, ein Jahr der Propaganda und des revolutionären Umsturzes – aber auch ein Jahr der Wissenschaft, des Reisens, der Kunst, der Literatur, des Theaters. Fritz Haber, der von 1894 bis 1911 in Karlsruhe gelehrt hatte, erhält den Nobelpreis für Chemie. Oswald Spengler lässt sein kultur-

Heimatgrüße: Dein Brief erzählt von Kampf und Sieg. Kriegspostkarte mit dem Motiv einer Mutter, die ihren Kindern die Feldpost des Vaters vorliest. Badische Landesbibliothek, K 3333,59



Bedürfnis-Karte. Propaganda-Postkarte zur Lebensmittelrationierung im Deutschen Reich während des Ersten Weltkriegs. Künstler unbekannt. Badische Landesbibliothek, K 3333,18

philosophisches Hauptwerk über den »Untergang des Abendlandes« erscheinen. Alfred Kubin veröffentlicht seine Radierfolge »Blätter mit dem Tod«. Heinrich Mann kann endlich seinen Roman »Der Untertan« publizieren. Und ob am 16. Juli der russische Zar ermordet wird oder am 9. November der deutsche Kaiser abdankt: Abends spielt das Karlsruher Hoftheater die Operette »Die Rose von Stambul« und bettet zur Unterhaltung des kriegsmüden Publikums Schleierzwang, Zwangsheirat und orientalisches Flair in schmissige Wiener Walzermusik ein.

Zuhause – Alltag und Familie

Der erste Themenblock befasst sich mit Alltag und Familie im vierten Kriegsjahr und wirft Schlaglichter auf die Themen Nahrung, Kleidung und Lektüre.

Schon im ersten Kriegsjahr hatte sich die Ernährungslage dramatisch verschlechtert. Die Rationierung erfolgte zunächst im Frühjahr 1915 für Brot und Mehl, im November 1915 für Milch, im Lauf des Jahres 1916 auch für Kartoffeln, Zucker, Fett und Fleisch und andere Waren des täglichen Bedarfs. Kon-

sumbeschränkung reichte längst nicht mehr aus, um die Versorgung sicherzustellen.

Lebensmittel wurden »gestreckt« und »Ersatzspeisen« in den Speiseplan aufgenommen. »Neue« bzw. neu nutzbar gemachte Lebensmittel wurden verarbeitet, z. B. Bucheckern oder Obstkerne als Fettquelle oder Brennnessel und Melde als Gemüse. Pilze hatten Hochkonjunktur. Die Koch- und Ernährungsbücher des Jahres 1918 scheuten sich nicht vor dem Begriff »Unterernährung«. Sie lehrten den Umgang mit dem Mangel, gaben Tipps für die Zubereitung von Fleischersatzspeisen aus Getreide, Kartoffeln oder Gemüse oder empfahlen Tierblut als eiweiß- und mineralstoffreichem Fleischersatz. Marga Hinzpeters »Sparkochbuch für knappe Zeiten« bietet unter anderem ein Rezept für Kriegsschlagsahne, zubereitet aus Wasser, Grieß und Gelatine. Künstlicher Süßstoff, Ei-Ersatz und Brühwürfel als Surrogate für Zucker, Eier und Fleischbrühe haben die Notzeiten »überlebt« und sich als Nahrungsmittel bis heute dauerhaft etabliert.

Auch bei der Kleidung mussten sich die Familien mit weniger begnügen. Die Umrüstung der Textilindustrie auf Kriegsproduktion brachte sich stetig verschärfende Versorgungsengpässe mit sich. Das führte zu einer wachsenden Welle der Selbstversorgung; für die Hausschneiderei stellte der Buchmarkt ein breites Sortiment an gut illustrierten Ratgebern bereit. Der Mangel erzwang ebenso wie die im Kriegsverlauf sinkende Kaufkraft gravierende Neuerungen in der Mode, die zugleich zukunftsweisend wurden: es etablierte sich ein Trend zu Vereinfachung und Verknappung. Die Röcke wurden kürzer, die Formen gerader, die Silhouetten schmaler, die Falten flacher, die Hüte kleiner. Modezeitschriften wie die »Wiener Mode« warben 1918 für Modelle, bei denen abgetragene Kleidung nach dem Motto »aus Alt mach Neu« in aktuellen Schnitten wiederverwendet werden konnte. Kunstfasern als Ersatzstoffe setzten sich durch. Die Damenhose schaffte den Sprung über die jahrhundertealte Tabugrenze. All dies leitete über zum schlichten und sachlichen Stil der Mode der 1920er Jahre.

Wiener Mode. Mode- und Familienzeitschrift. Jg. 32 (1918/19) H. 1, Modelle von Gret Kalous: Aus Alt mach Neu! »Denn man will auch der Mode und seiner auch im Kriege nicht verloren gegangenen Eitelkeit Genüge leisten.« Badische Landesbibliothek, 117 F 527

Der Krieg machte auch vor den Kinderzimmern nicht halt: Kinderbücher wurden für Propagandazwecke missbraucht. Ruth von Mauve als Texterin und Anneliese von Lewinski als Illustratorin stellten noch 1918 ihr graphisch ungewöhnlich gut gemachtes Bilderbuch »Sei gegrüßt mein Heimatland!« ganz in der Dienst der Kriegserziehung und

Anneliese von Lewinski:
Sei gegrüßt mein Heimatland!
Text: Ruth von Mauve. München: Dietrich, 1918.
Badische Landesbibliothek, 117 F 662 RK

Karl August Nerger: S.M.S. Wolf. Berlin: Scherl, 1918. Badische Landesbibliothek, 82 A 3176.

riefen die Kinder auf, eine »tüchtige kleine Heimatarmee« zu bilden: »Das Vaterland braucht dich und vertraut auf dich, du musst deine ganze Kraft einsetzen, damit Du ihm siegen hilfst.« Die Kinder des Ersten Weltkriegs wurden zwei Jahrzehnte später die Soldaten des Zweiten Weltkriegs.

Krieg – Mensch und Moral

Der zweite Ausstellungsteil befasst sich unmittelbar mit dem Thema »Krieg«. Der Krieg als Lesestoff, auf den die Verlage Ende 1914 ihre Programme umgestellt hatten, blieb trotz der allgemeinen Kriegsmüdigkeit auch im Jahr 1918 noch ein einträgliches Geschäft. Kriegschroniken, Kriegserlebnisberichte und Kriegstagebücher erschienen massenhaft. Das Lesepublikum interessierte sich für die SMS Wolf, einen Hilfskreuzer, den die kaiserliche Marine im Ersten Weltkrieg als Minenleger einsetzte und der zwischen November 1916 und Februar 1918 auf den Weltmeeren über dreißig Handelsschiffe und zwei Kriegsschiffe versenkte, bevor er mit 467 Kriegsgefangenen in seinen Heimathafen Kiel zurückkehrte und enthusiastisch gefeiert wurde. Es interessierte sich auch für die Geschichte des K.u.K.-Hauptmanns Franz Wlad, der im November 1914 in Ostgalizien in russische Gefangenschaft geriet und seine tollkühne Flucht von Sibirien über die Mongolei, China, Japan, Hawaii und die USA bis nach den Orkney-In-

Franz Wlad: Meine Flucht durchs mongolische Sandmeer. Berlin, Wien: Ullstein, 1918. Badische Landesbibliothek, 78 A 5463

Maschinengewehre in Feuerstellung. Aufnahme des Kgl. preußischen Hoffotografen Alfred Kühlewindt. Badische Landesbibliothek, K 3333,21

seln erzählte, wo er als österreichischer Spion verhaftet wurde.

Im März 1918 begann die letzte große Offensive der deutschen Truppen an der Westfront. Im Spätsommer war sie als gescheitert anzusehen. Nach vier Kriegsjahren waren alle Reserven erschöpft, die militärische Lage für das Deutsche Reich war aussichtslos. Am 9. November 1918 flüchtete Kaiser Wilhelm II. ins Exil in die Niederlande. Zwei Tage später endete der Erste Weltkrieg mit dem Waffenstillstandsabkommen von Compiègne.

Nie zuvor war ein solcher Krieg geführt worden. An den Fronten trafen Millionenheere aufeinander und verkeilten sich in einem zähen Stellungskrieg. Jede Menge neue Technik kam zum Einsatz: Erstmals kämpften sich Panzer durchs Gelände, erstmals trotzten Soldaten mit Maschinengewehrsalven ihren Angreifern, erstmals entfalteten Flammenwerfer und Handgranate ihre schreckliche Wirkung. Aus der Luft bombardierten erstmals Kampfflugzeuge gegnerische Städte hinter den Frontlinien, unter Wasser torpedierten lautlose U-Boote die Kriegs- und Handelsschiffe der Feindstaaten. Das heimtückischste Kampfmittel aber war das Giftgas, das in größerem Umfang zuerst von deutscher Seite eingesetzt wurde.

Der letzte Hieb ist die 8. Kriegsanleihe. Entwurf von Paul Neumann. Postkarte. Badische Landesbibliothek, K 3333,51

Der Erste Weltkrieg war zugleich der erste Medienkrieg der Weltgeschichte. An allen Fronten in Europa und selbstverständlich auch an der »Heimatfront« appellierte die Propaganda an den Durchhaltewillen und die Opferbereitschaft. Die Feld- und Heimatpresse festigte unermüdlich die bekannten Feindbilder und die Stereotypen des nationalen Selbstverständnisses. Das grauenvolle Massensterben, das Trommelfeuer und der Gastod blieben dabei außen vor. Ein wirklichkeitsnahes Bild von der abstumpfenden und demoralisierenden Kraft des Grabenkrieges ist aus den zeitgenössischen Druckerzeugnissen nicht zu gewinnen.

Krieg zu führen ist teuer. In Deutschland wurden zwischen 1914 und 1918 insgesamt neun Kriegsanleihen ausgegeben, die 98 Milliarden Reichsmark einbrachten und etwa 60 % der deutschen Kriegskosten deckten. Mit der Kriegsanleihe erwarb der Käufer eine für zehn Jahre unkündbare und vermeintlich gut verzinste Staatsanleihe. Die ersten Kriegsanleihen sahen eine recht kurze Laufzeit vor. Für die 8. Kriegsanleihe, aufgenommen im März 1918, war dann schon eine Tilgung zwischen 1924 und 1958 vorgesehen. Nach Kriegsende ermöglichte die Hyperinflation dem Staat die rasche Tilgung der Kredite. Doch die Zeichner der Kriegsanleihen erhielten praktisch keinen Wert zurück, ihr dem Staat geliehenes Geld war verloren.

Der Erste Weltkrieg forderte unter den Soldaten fast zehn Millionen Todesopfer und etwa 20 Millionen Verwundete. Die Anzahl der zivilen Opfer wird auf weitere sieben Millionen geschätzt. Veteranen starben noch nach dem Kriegsende an den Folgen ihrer Kriegsverletzungen. Unter den Versehrten befanden sich zahllose Kriegsblinde, Nervenkranke und Invaliden, die mit zuvor unbekannten Entstellungen und Amputationen entlassen wurden. Die BLB besitzt mehrere Heidelberger Dissertationen, in denen sich junge Ärzte mit kriegschirurgischen Operationen nach Bauchschüssen, Augenverletzungen oder Gelenk-Schussverletzungen befasst haben; sie berichten auch von der Anwendung neuer Methoden wie der Röntgendiagnostik oder der Lokalanästhesie.

Wissenschaft – Theorie und Fortschritt

Im dritten Teil der Ausstellung fallen die Schlaglichter auf die Wissenschaft des Jahres 1918, auf Physik, Chemie und Technik.

Quantentheorie und Relativitätstheorie begründeten zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Willst du Blumenkohl und Möhren … Ansichtskarte.
Badische Landesbibliothek, K 3333,54

die moderne Physik. Für die Entdeckung der Quanten bekam Max Planck im Jahr 1918 den Nobelpreis für Physik zugesprochen. Den Nobelpreis für Chemie erhielt im selben Jahr der Chemiker Fritz Haber, ehemals Professor an der Fridericiana in Karlsruhe, für die großtechnische Synthese von Ammoniak aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff. Das in der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen massenhaft hergestellte Ammoniak ermöglichte einerseits die kostengünstige Produktion von Kunstdünger für die Ernährung einer wachsenden Weltbevölkerung, andererseits die Herstellung von Sprengstoffen für die zermürbenden Schlachten des Ersten Weltkriegs.

Zusätzlich führte Fritz Haber ab 1915 im Kriege eine als »Gastruppe« bezeichnete Einheit aus Naturwissenschaftlern, die durch den Einsatz von Giftgas versuchte, den Stellungskrieg aufzulösen, die Schrecken des Krieges aber ins Grauenhafte vergrößerte. Die segensreiche Wirkung des Kunstdüngers auf Ammoniak-Basis zur Ertragssteigerung beim Anbau von Gemüse und Feldfrüchten wird auf zahlreichen Werbepostkarten angepriesen. Doch auch mit der Gasmaske, die die Soldaten schützen sollte, wurde Propaganda betrieben.

Außerdem beleuchtet die Ausstellung die Unternehmerpersönlichkeiten Emil Rathenau, Ernst Abbe und Ferdinand Graf von Zeppelin und befasst sich mit den grundlegenden Neuerungen in den Bereichen der Elektrotechnik, der Präzisionsoptik und der Luftschifffahrt. Sie schaut aber auch auf die 1918 erschienene »Sexualpathologie« Magnus Hirschfelds, ein Grundlagenwerk der kritischen Sexualwissenschaft. Hirschfeld stellte fest, dass sexuelle Neigungen angeboren sind und sich folglich ebenso der Umerziehung widersetzen wie bei Bestra-

Patrouille der Infanterie in Erwartung eines Gasangriffs.
Foto-Postkarte. Gelaufen 1918.
Badische Landesbibliothek, K 3333,53

Walther Suchier: Deutsch-Südwest im Weltkrieg. Kriegseindrücke aus den Jahren 1914/15. Berlin: Mittler, 1918. Badische Landesbibliothek, 78 A 3956

fung unverändert bleiben. In der von starken Stereotypisierungen geprägten Geschlechterordnung dieser Zeit war die Zuordnung von Menschen auf einer Skala zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit etwas vollkommen Neues und schwer zu Akzeptierendes, das erst heute als anerkannt gelten darf.

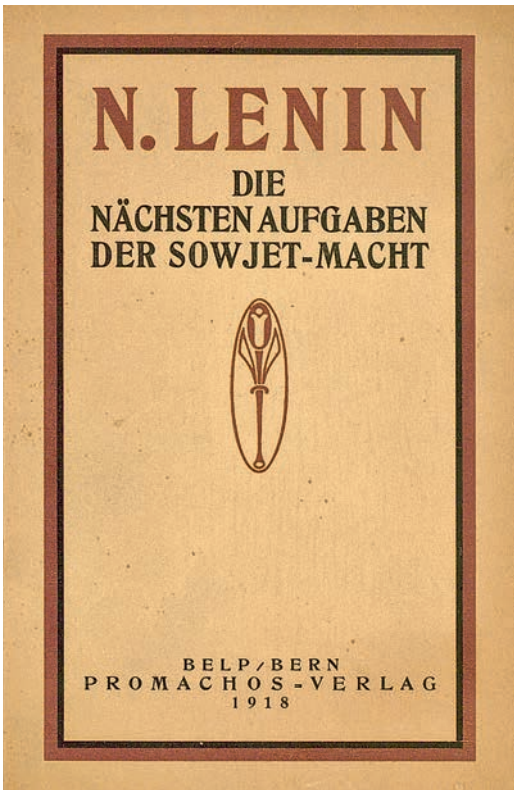
Unterwegs – Baden und die Welt

Die vierte Ausstellungsabteilung öffnet den Blick in die Ferne. Das unstillbar gewordene Bedürfnis nach Auslandserfahrung erfüllten 1918 zahllose gut verkäufliche Reisebücher. Forschungsreisende, Flugpioniere oder Journalisten waren dort unterwegs, wohin normale Bürger in Kriegszeiten nicht gelangen konnten.

Die Leser reisten mit dem Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung in die Ukraine, flogen mit dem Jahrbuch »Die Schweiz« über die Alpen oder erklommen mit einem Bergsteiger den Gipfel des Fujiyama. Sie schauten auch nach Palästina, wo die europäischen Zionisten sich anschickten, einen jüdischen Staat aufzubauen und nach der Balfour-Erklärung vom November 1917 die Unterstützung Großbritanniens dafür hatten. Sie blickten nach Mesopotamien, wo das Osmanische Reich und Großbritannien gegeneinander Krieg führten und wo Sven Hedin, der schwedische Schriftsteller, mitten im Krieg auf osmanischem Territorium unterwegs gewesen war. Und sie interessierten sich für die deutschen Kolonien, die es ja überhaupt erst nach der Reichsgründung gegeben hatte und die mit dem Versailler Vertrag 1919 endgültig schon wieder verloren gehen sollten. In Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) hatten die deutschen Kolonialtruppen schon im Juli 1915 kapituliert; ein Bericht darüber brachte es im Jahr 1918 gleich auf drei Auflagen.

Was aber war eigentlich aus dem blühenden Tourismus der Vorkriegsjahre in Baden geworden? Wie veränderte der Weltkrieg etwa das Leben in der Kurstadt Baden-Baden? Baden-Baden war Lazarettstadt, sämtliche Hotels, Sanatorien und Badeeinrichtungen waren in den Dienst des Militärs gestellt. Trotz der schwierigen Verhältnisse unternahm die Stadt alles, um ihre Position im Fremdenverkehr zu erhalten. Konzerte und Kunstausstellungen sorgten neben Theater und Kino für Zerstreuung. Mitten im Krieg erhielt das Kurhaus zwei neue Festsäle und das Theater ein festes Ensemble. 1918 erschienen, als gebe es keinen Krieg, sieben »heitere

Die Schönen von Baden-Baden. Heitere Badegeschichten. Hrsg. von Hermann Beutten. Illustrationen und Titelzeichnung von Lutz Ehrenberger. Berlin: Eysler, 1918. Badische Landesbibliothek, 113 E 2541

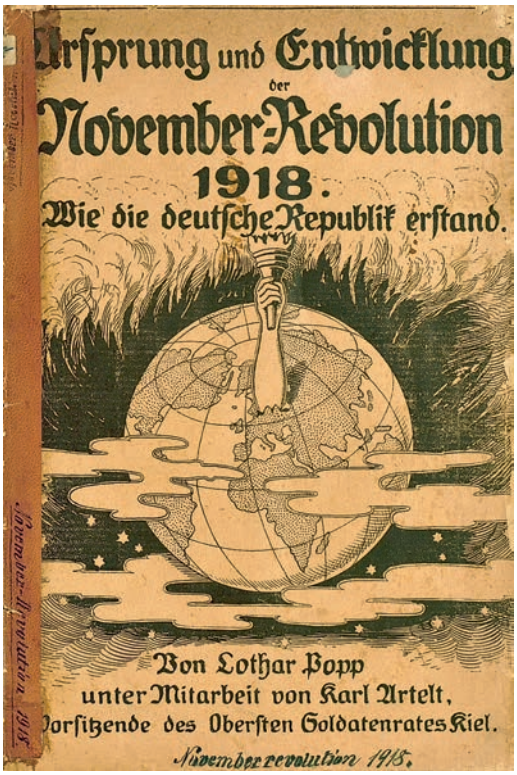


Wladimir Iljitsch Lenin: Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht. Bern: Promachos-Verlag, 1918. Badische Landesbibliothek, 117 H 862

Badegeschichten« unter dem Titel »Die Schönen von Baden-Baden« in einer Auflage von 15 000 Exemplaren – mit einem Vorwort der Schriftstellerin Alberta von Puttkamer, in dem es heißt: »Ja, lasst alle Trauer, ihr, die ihr eintretet! Denn hier breitet sich ein Ort wie eine selige, grüne Insel der Freude«.

Zeitgeschehen – Politik und Gesellschaft

Die fünfte Ausstellungsabteilung nähert sich den politischen Geschehnissen des Jahres 1918. Der Umsturz der Bolschewiki im Oktober 1917 beendete die Herrschaft der Zaren und schuf die Voraussetzung für den Aufbau des ersten sozialistischen Staates. Die Verfassung der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik vom 10. Juli 1918 und die politischen Schriften von Trotzki, Lenin wie ihres Kritikers Gorki wurden sofort ins Deutsche übersetzt und haben es so in die Ausstellungsvitrinen der BLB geschafft. Um ihre Macht zu sichern, sahen sich die Bolschewiki gezwungen, am 3. März 1918 in der damals russischen Festungsstadt Brest-Litowsk mit dem Deutschen Reich zuerst einen Waffen-



Lothar Popp und Karl Artelt: Ursprung und Entwicklung der November-Revolution 1918. Kiel: Hermann Behrens, [1918]. Badische Landesbibliothek, 117 H 863

stillstand und dann einen Friedensvertrag zu schließen. Auch das lässt sich in Büchern und Zeitschriften dokumentieren.

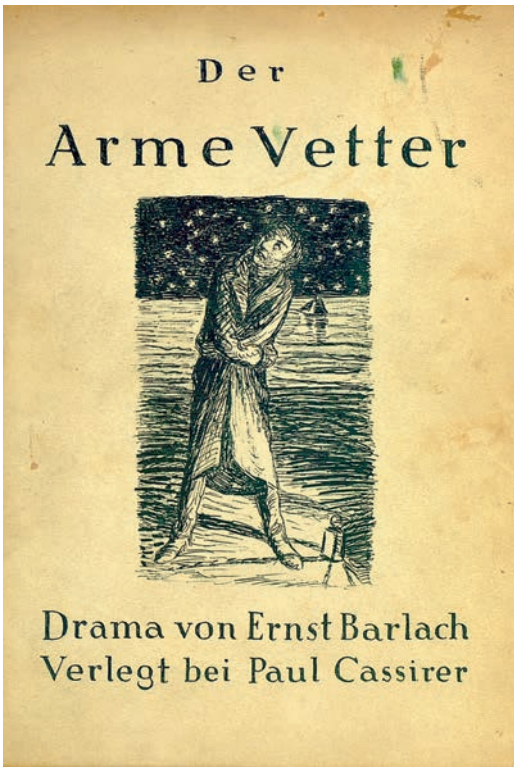
Die Meuterei der Matrosen der Hochseeflotte in Kiel löste im ganzen Deutschen Reich eine Revolution aus. Am Matrosenaufstand führend Beteiligte wie der Vorsitzende des Kieler Arbeiterrates Lothar Popp und der Vorsitzende des Kieler Soldatenrates Karl Artelt dokumentierten die Ereignisse in schnell verfügbaren Broschüren. Am 9. November 1918 rief Philipp Scheidemann die Republik aus. In Berlin übernahm der Rat der Volksbeauftragten die Regierung. Überall bildeten sich Soldaten- und Arbeiterräte. Mehrheitlich zielten sie nicht auf die Einführung einer Rätedemokratie wie in Russland, sondern sprachen sich für ein parlamentarisches System und die Wahl einer Verfassunggebenden Nationalversammlung aus. Die sich überschlagenden revolutionären Ereignisse zeitigten Ende des Jahres 1918 eine Flut politischer Broschüren, die steuernd in das Weltgeschehen eingreifen sollten. Sie stimulierten auch jene, die sich als Theoretiker über die Zukunft der Nachkriegsgesellschaft tiefere Gedanken machten: Oswald Spengler, Georg Simmel oder Max Weber.

Friedlich und gemäßigt verlief seit dem 8. November 1918 die Bewegung in Baden. Die badischen Arbeiter- und Soldatenräte begnügten sich mit dem Wechsel der Staats- und Regierungsform, nachdem Großherzog Friedrich II. am 22. November endgültig auf den Thron verzichtet hatte. Der Entwurf für eine neue badische Verfassung in der Version der Volksräte vom 11. Dezember 1918 wird in der Ausstellung präsentiert. Die neue Verfassung wurde am 25. März 1919 von der badischen Nationalversammlung und am 13. April in einer Volksabstimmung von über 90 Prozent der Wähler angenommen. Sie setzte endlich auch das aktive und passive Wahlrecht für Frauen um – ebenfalls ein Thema der Ausstellung. Die Karlsruher Tageszeitungen, von der BLB digitalisiert und ins Netz gestellt, sind eine hervorragende Quelle für alles, was damals in Baden geschah.

Kultur – Kunst, Musik, Literatur

Die sechste und letzte Ausstellungsabteilung widmet sich Kunst, Musik, Literatur und Theater. In der Literatur bestimmte die öffentlich geführte politische Kontroverse der Brüder

Frauen! Lernt wählen! Eine Sammlung von Losungsworten bedeutender deutscher Männer und Frauen zum Wahlrecht der deutschen Frauen. Leipzig: Abel & Müller, [1918]. Badische Landesbibliothek, 117 H 842



Ernst Barlach: Der arme Vetter. Drama. Berlin: Cassirer, 1918. Badische Landesbibliothek, 117 F 657 RB

Thomas und Heinrich Mann die Debatte, die »Betrachtungen eines Unpolitischen« und der »Untertan« erschienen im September bzw. im November 1918. Die arrivierten Brüder waren keine Kriegsteilnehmer und schauten mit Unverständnis auf das Zeitgeschehen. Aber die Jungen – Ernst Barlach, Georg Kaiser, Anton Wildgans – waren Expressionisten, die die Kriegserfahrung traumatisiert hatte und die ihren Ängsten, Verstörungen und Verletzungen Raum gaben in hyperbolischen Texten, die sich um Leid und Tod und Wahnsinn ranken.

Ernst Barlach hat sein quälerisches Drama »Der arme Vetter« selber illustriert. Er hatte nicht an die Front gemusst – dafür aber Max Beckmann, der schwer traumatisiert zurückgekommen war und im Jahr 1918 Kasimir Edschmids Novelle »Die Fürstin« mit Radierungen ausstattete. Gleichzeitig veröffentlichte Alfred Kubin sein Mappenwerk »Blätter mit dem Tod« – zwei Meisterwerke der Druckgraphik des Expressionismus im Bestand der Badischen Landesbibliothek.

Natürlich gelangten die expressionistischen Dramen auch auf das Theater. Dort aber regierte 1918 das Bedürfnis des vom Kriegsalltag erschöpften Publikums nach Unterhaltung. Kassenschlager in Karlsruhe war Leo Falls Operette »Die Rose von Stambul« mit

dem höchst eingängigen Duett »Sag' Schnucki zu mir«. Noch am 5. November 1918 wurde »Zur Feier des Geburtsfestes Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin« Siegfried Wagners Oper »Schwarzschwanenreich« im Großherzoglichen Hoftheater uraufgeführt. Als wenige Tage später vor dem Karlsruher Schloss Schüsse fielen, flüchtete auch Großherzogin Hilda aus der Residenz. Eine neue Zeit begann.

Klapp-Ansichtskarte »Sag' Schnucki zu mir« aus der Operette »Die Rose von Stambul«. Badische Landesbibliothek, K 3333,49

Der virtuelle Ausstellungskatalog bleibt dauerhaft auf den Webseiten der BLB verfügbar. Er ermöglicht einen direkten Zugriff auf die Begleit- und Objekttexte der Ausstellung und auf die kompletten Digitalisate der ausgestellten Bücher, Postkarten, Notgeldscheine, Kriegsanleihen etc. Schauen Sie vorbei und durchblättern Sie online diejenigen Werke, die die Ausstellung nur mit einer aufgeschlagenen Seite präsentieren konnte! www.blb-karlsruhe.de/blb/schlaglichter

Alle aus dem Bestand der BLB erstellten Digitalisate finden Sie auch in der Sammlung »Weltkrieg 1914–1918« der BLB unter https://digital.blb-karlsruhe.de.

Anschrift der Autoren:
Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen
unter Mitarbeit von Dr. Felix Geisler, Brigitte Knödler-Kagoshima, Maren Krähling, Gabriele Philipp, Dr. Ludger Syré und Dr. Markus Werz.
Badische Landesbibliothek, Erbprinzenstraße 15, 76133 Karlsruhe

Französisch in der Grundschule an der Rheinschiene

Bonjour le Français! Au revoir le Français!

Thomas Kniep

1984 wurde an der Rheinschiene ab Klasse 3 mit Französisch begonnen. Im Schuljahr 2003/04 führte Baden-Württemberg als erstes Bundesland das frühe Fremdsprachenlernen ab der 1. Klasse ein. Der aktuelle Plan des Kultusministeriums sieht vor, ab dem Schuljahr 2018/19 den Fremdsprachenunterricht um zwei Jahre zu verkürzen. Das bedeutet: Die eingeschulten Grundschüler werden nach 15 Jahren frühem Fremdsprachenbeginn nicht mehr Französisch in Klasse 1 und 2 lernen können. Somit steht ab dem Schuljahr 2020/21 die Fremdsprache erst wieder ab Klasse 3 auf dem Stundenplan. Wie es zu dieser umstrittenen Entscheidung kommen konnte, soll hier im Einzelnen erläutert werden. Ein Blick zurück wird dabei behilflich sein.

Das Konzept des frühen Französischunterrichts beruhte bei der Einführung auf dem Partnerschafts- und Begegnungsprogramm »Lerne die Sprache des Nachbarn«[1]. Ab Klasse 3 wurden dafür anfangs drei, später zwei Unterrichtsstunden pro Woche angesetzt. Als freiwilliges unterrichtliches Zusatzangebot wurde es von nahezu allen Grundschulkindern an der Rheinschiene angenommen. Die Kollegen/innen, die sich für die Fremdsprache gemeldet hatten, wurden durch ein Fortbildungsprogramm gezielt auf den Unterricht vorbereitet. Grundlage und Ziel des Französischunterrichts war es, parallel zum Entstehen von Schulpartnerschaften zwischen beiden Seiten des Rheins, Schüler mit der jeweilige Partnersprache vertraut zu machen.

Einführung von Französisch ab Klasse 1

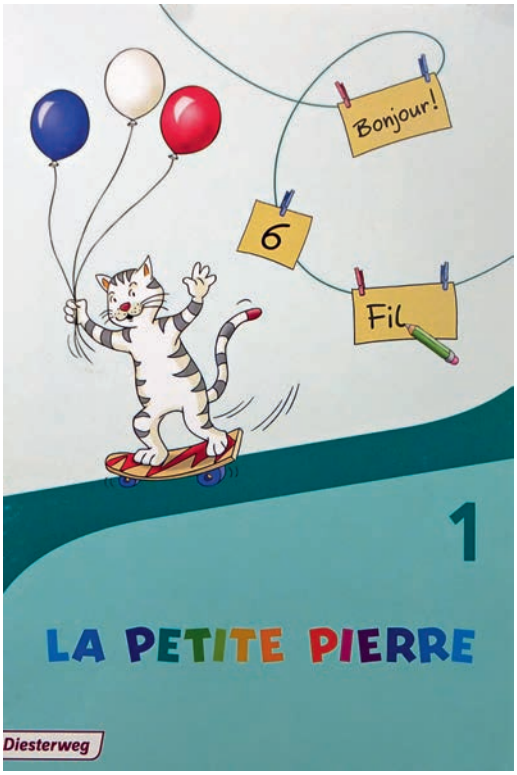
Siebzehn Jahre später, Ende 2001, beschloss das Kabinett auf Initiative von Kultusministerin Schavan und dem damaligen Staatssekretär Rau, an sogenannten Pilotschulen mit dem Fremdsprachenunterricht in Klasse 1 zu beginnen (104 davon an der Rheinschiene mit Französisch). Ab dem Schuljahr 2003/2004 wurde dann in Baden-Württemberg als erstem Bundesland flächendeckend an allen 2500 Grundschulen die Fremdsprache ab Klasse 1 eingeführt. Auch beim Französischangebot in einer Reihe von Kindergärten spielte das Land eine Vorreiterrolle. Aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft erfuhr die Einführung von Französisch viel Unterstützung. Daneben gab es wegen der »Sprachenzweiteilung« – Französisch an der Rheinschiene, Englisch in den anderen Landesteilen – aber auch lebhafte Debatten des Pro- und Contra. Ein zweiter Bildungsplan zu Französisch trat 2004 in Kraft trat. Die Kollegen/-innen wurden für Klasse 1 bis 4 von Multiplikator/innen methodisch-didaktisch fortgebildet und mit Materialien ausgestattet. Das Institut Français Freiburg bot für Südbaden vom Ministerium bezahlte Sprachkurse an. (Im

Nachhinein hätte dieses Angebot zusätzlich um mindestens ein Jahr oder auch zwei Jahre verlängert werden müssen.) In den drei Servicezentren Französisch in Inzlingen (Nähe Lörrach), in Kehl und im Kreismedienzentrum Freiburg (vormals Neuenburg) wurde eine umfangreiche Mediathek aufgebaut, wo auch Fortbildungen stattfinden.

In einer Broschüre zur Sprachenkonferenz »Französisch in der Grundschule« (2003) schrieb die Ministerin: »Mit der Entscheidung des Kabinetts … wird ein neues Kapitel in der Geschichte der Schule am Oberrhein aufgeschlagen. Gleichzeitig ist der verbindliche Französischunterricht in der Grundschule ein wichtiger Schritt zur Weiterentwicklung der deutsch-französischen Freundschaft und ein Schlüssel für die Entwicklung eines europäischen Bewusstseins. Die EU Kommission schreibt ein Jahr zuvor unter der Überschrift ›Mehrsprachigkeit‹ zum ›Frühen Fremdsprachenerwerb‹«: »Bei Kindern, die bereits in frühem Alter mit Fremdsprachen in Kontakt gebracht werden, ist möglicherweise die Chance größer, dass sie schneller Sprachen lernen, bessere sprachliche Fähigkeiten in der Muttersprache entwickeln und auch in anderen Bereichen bessere Leistungen erbringen.«[2] Viele Forschungen haben seitdem diese Einschätzung bestätigt.

Ergebnisse einer wissenschaftlichen Untersuchung (WIBE)

Im April 2007 legte Erika Werlen an der Universität Tübingen eine wissenschaftlichen Begleitung mit der Zielsprache Englisch und Französisch in der Grundschule vor, die ermutigend ausfiel (WIBE: Wissenschaftliche Begleitung der Uni Tübingen, durchgeführt zwischen 2000 und 2007)[3]. Dort hieß es u. a:



Übungsheft für die 1. Klasse (Diesterweg). Die Katze Filou gibt es auch als Handpuppe.

»Es geht um Kommunikation und gegenseitiges Verstehen, um Sprachlernkompetenz und um eine positive Haltung gegenüber dem Lernen fremder Sprachen.« Ein wichtiger Aspekt des Fremdspracheunterrichts im Vorschul- und Primarbereich ist ganz allgemein das Entwickeln von Spracherwerbsstrategien.

Zentrale Erkenntnisse der Studie waren u. a.:

- *Die Grundschule bahnt eine positive Haltung für ein lebenslanges Sprachenlernen an (…) und rückt das Anstreben von Mehrsprachigkeit in den Vordergrund.*
- *Der kindliche Sprachlernprozess ist geprägt durch viel Fantasie und Kreativität sowie durch Reflexion über Sprachhandeln und Sprachstrukturen. Durch diese Eigenschaft*

wird der Fremdsprachenunterricht der weiterführenden Schulen positiv beeinflusst.
– *Kommunikation steht im Zentrum des Fremdsprachenunterrichts.*[4]

Die weitere Entwicklung bis 2011

Im Laufe der Zeit wurde der Unterricht in der »Nachbarsprache« ein integrativer Bestandteil an vielen Grundschulen. Der gegenseitige Briefaustausch und die folgenden Partnerschaftsbesuche bildeten dabei einen Höhepunkt. Auch anlässlich von Schulfesten verschiedenster Art kommt die Fremdsprache beispielsweise durch chansons oder kurze Sketche zu Wort. Diese französischen »Einlagen« sind ein wichtiges Merkmal für ein Sprachprofil an den Schulen.[5]

Einige (leider zu wenige) Schulen erhielten Unterstützung von französischen Sprachassistent/innen, während deutsche Kollegen/innen im Elsass ein Schuljahr lang Kinder Deutsch in den »écoles primaires« (dort bis zur 5. Klasse) unterrichteten. An den vier Pädagogischen Hochschulen in Freiburg, Karlsruhe Heidelberg und Ludwigsburg werden seit Jahren Studierende mit dem Studienfach Französisch ausgebildet (Europalehramt und integrierter deutsch-französischer Studiengang), die mit ihren sehr guten Sprachkenntnissen anschließend als Referendare/-innen – parallel ausgebildet in den Seminaren – mit neuen Ideen an die Schulen kommen. Leider überstieg der Bedarf an Französischlehrkräften das Studienplatzangebot an den Hochschulen. Zur Situation des frühen Deutschunterrichts im Elsass sei hier nur angemerkt, dass 15 % der Schüler/innen der écoles primaires von einem bilingualen Unterrichtsangebot profitieren, in dem Deutsch und Französisch abwechselnd zwei Tage pro Woche à 12 Stunden angeboten wird.[6]

Der erste »Angriff« auf den frühen Fremdsprachenunterricht …

Im Sommer 2011, also zehn Jahre nach dem Beschluss von 2001, stellte die damalige Kultusministerin Warminski-Leitheußer (SPD) den frühen Fremdsprachenunterricht ab Klasse 1 in Frage. Auslöser war ein Bericht des vom Kultusministerium beauftragten Expertenrats «Herkunft und Bildungserfolg« (April 2011) unter der Leitung des Bildungswissenschaftlers Jürgen Baumert. Er empfahl, die Grundschulfremdsprache in Klasse 1 und 2 zugunsten der Förderung des Schriftspracherwerbs und einer Ausweitung der Basiskompetenzen in Deutsch und Mathematik zu streichen. Vor allem Kinder mit Migrationshintergrund seien mit dem frühen Beginn oft überfordert. Diese Studie wurde allerdings von Sprachwissenschaftler/innen heftig kritisiert, die auch bezüglich der Fremdsprachenkenntnisse von »Migrantenkinder und zweite Fremdsprache« zu genau entgegengesetzten Erkenntnissen kamen.

... und breiter, erfolgreicher Gegenprotest

Es folgte eine erneut heftige Diskussion über die Wertstellung und die Zukunft der frühen Fremdsprachen. Besonders an der Rheinschiene gab es vielfältige Proteste gegen die vorgeschlagene Verkürzung: Kollegien, Bürgermeister, Professoren/-innen der Pädagogischen Hochschulen, Stimmen aus dem Elsass u. a. kritisierten den Plan der Ministerin. Eine Stellungnahme von Hildegard Neulen-Hüttemann (Vorsitzende des Cercle Franco-Allemand, Waldkirch) verwies insbesondere auf die wichtige Nachbarschaft zum Elsass bzw. zu Frankreich: »Baden-Württemberg war sich als Nachbarland mit 180 km gemeinsamer Grenze zu Frankreich bisher immer der Verantwortung bei der Umsetzung des Deutsch-Französischen Vertrags bewusst und hat darin eine besondere Verpflichtung in dieser Nachbarrolle auch für die europäische Integration. Die Aufgabe von Französisch an der Rheinschiene (in den beiden ersten Klassen) ist ein Affront gegenüber dem Nachbarland Frankreich und eine Bankrotterklärung für die geschlossenen Deutsch-Französischen Verträge, in denen immer wieder die Förderung der Nachbarsprache gefordert und festgeschrieben wird.«

Am Ende war der Druck auf die Ministerin so massiv, dass sie von ihrem Plan wieder abrückte. Danach kehrte in Sachen Fremdsprache in den Grundschulen für etliche Jahre wieder Ruhe ein. Unter dem neuen Kultusminister Stoch (SPD, 2013–2016) trat im Schuljahr 2017/2018 ein neuer Französisch-Bildungsplan in Kraft, der von den Fachkollegen/innen ausgesprochen positiv bewertet wurde.[7]

Arbeitsblatt (Finken Verlag)

Wechsel im Kultusministerium 2016: Angekündigte Kehrtwende und erneuter Protest

Im Herbst 2016 wurde eine vergleichende Studie des IQB-Instituts Berlin publiziert, in der Baden-Württemberg, bislang ein bildungspolitisches Vorzeigeland, in Deutsch (Rechtschreibung) und Mathematik ins Mittelfeld abrutschte. Die Tests wurden bei Neuntklässlern durchgeführt und die Kultusministerin Eisenmann (CDU) machte dafür die Grundschulen verantwortlich. Sie zog nun die Reißleine und stellte kurz danach das frühe Fremdsprachenlernen in der Grundschule für Klasse 1 und 2 grundsätzlich in Frage. Wie Warminski-Leitheußer schlug sie vor, die dafür frei werdenden vier Stunden an den Schulen (auf zwei Jahre verteilt) durch mehr För-

derunterricht zu ersetzen. Das eine sollte also gegen das andere ausgespielt werden.

Als diese Nachricht sich dann in den Schulen herumsprach, meldeten sich die konträren Positionen erneut zu Wort – wie 2001. Der Philologenverband wiederholte seine bekannte Kritik, fügte allerdings hinzu, dass bei Beginn ab Klasse 3 drei Unterrichtsstunden für die Fremdsprache eingeplant werden müssten.

Die Befürworter des frühen Fremdsprachenunterrichts kritisierten die Pläne der Ministerin als bildungspolitischen Rückschritt. Die Halbierung des Fremdsprachenangebots sei für die Lehrkräfte und die Studierenden kein Zeichen von Wertschätzung. Der Schulexperte der SPD, Daniel Born, äußerte, »Leitmotiv einer Weiterentwicklung des Fremdsprachenunterrichts in Baden-Württemberg müsse die Qualität und nicht die Einsparwut der Landesregierung sein«. Es waren Fremdsprachenlehrkräfte an den Grund- und Hochschulen aus ganz Baden-Württemberg,[8] Gesamtelternvertreter/innen, der Landeselternbeirat[9], Abgeordnete, Bürgermeister, die SPD Fraktion im Landtag (sie stellte eine entsprechende Anfrage an das Kultusministerium), die GEW, der Leiter des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW), der Beauftragte der Deutsch-Französischen Zusammenarbeit, Staatsminister Michael Roth, der Präsident des Eurodistriktes Strasbourg-Ortenau, Frank Scherer, der Bürgermeister der Stadt Strasbourg Roland Ries, Sophie Béjean, Direktorin des »Réctorat de Strasbourg«, die Vertreter des Oberrheinrats und viele andere. Der Landtagsabgeordnete Josha Frey (Grüne), Mitglied des Präsidiums des Oberrheinrats, formulierte seine Kritik wie folgt: »Wir denken in langen Linien. Das gilt auch für die Zweisprachigkeit der Region. Aus der Perspektive war das erst 2003 in grenznahen badischen Landkreisen eingeführte Grundschulfranzösisch ein konstruktiver Schritt. Dieses nun wegen Lehrermangel zurückzudrehen, geht dagegen in die falsche Richtung.«

Hambacher Erklärung / fehlender Dialog

Parallel zu dieser Debatte wurde am 6. April 2017 von politischen Repräsentanten Frankreichs und Deutschlands unter Beteiligung des Landes Baden-Württemberg die umfangreiche »Erklärung von Hambach zur deutsch-französischen Zusammenarbeit in den Grenzregionen« verabschiedet. Dort heißt es im Kapitel »Unterricht in der Partnersprache«: »Für ein Zusammenwachsen der Grenzregion zu einem gemeinsamen Lebens-, Wirtschafts- und Kulturraum ist und bleibt die gute Kenntnis der Partnersprache ein wesentlicher Schlüssel. Eine wichtige Zielrichtung sollte sein: Wir wollen die mehrsprachigen Angebote schon im frühkindlichen Bereich stärken, für Kontinuität im gesamten schulischen Bereich sorgen und die Sicherung der Anschlussangebote vorantreiben.«[10]

Ministerin Eisenmann hatte zudem Anfang 2017 versprochen, das frühe Fremdsprachenlernen in einem breiten Dialog mit Experten und Praktikern neu zu erörtern. Allerdings kam dieser aber weder mit den Fremdsprachenkolleg/innen an den Grundschulen der Rheinschiene noch mit Vertretern der Wissenschaft (Fachrichtung Französisch) zustande. Es gab m. K. nach nur mit zwei Profs der PH Weingarten (Englisch) ein Gespräch mit der Ministerin – was ohne positivem Ergebnis endete. Die Pädagogischen Hochschulen bzw. die Lehrerseminare waren jedenfalls als Gesprächspartner nicht gefragt. Dies kritisierte auch der Rektor der PH Freiburg, Ulrich

Besuch der Hochkönigsburg von Partnerschülern aus Waldkirch und Sélestat

Druwe, in einem Interview mit der Badischen Zeitung. Nach einer langen Anlaufphase werde der Fremdsprachenunterricht nun adäquat von eigens dafür ausgebildeten Lehrkräften erteilt. »Erst jetzt«, so Druwe, »kann man prüfen, was es bringt. Ich finde es deshalb kontraproduktiv, ihn gerade jetzt um zwei Jahre zu kürzen.«[11]

Dem lässt sich ein weiteres Argument hinzufügen: »Bewiesen ist, dass Schüler/innen, die bereits in Klasse 1 mit dem Fremdsprachenunterricht begonnen haben, über ein besseres Hör- und Leseverstehen verfügen als Schüler/-innen, die erst im dritten Schuljahr mit der Fremdsprache beginnen.«[12] Besonders erwähnenswert ist auch die Petition von drei Studentinnen der PH Freiburg, die im Herbst 2017 online gestellt wurde und von über 2700 Personen (auch aus dem Elsass), mit vielen Kommentaren unterstützt wurde.[13]

Die endgültige Entscheidung erreicht die Schulen im Dezember 2017

Die Hängepartie Fremdsprachen dauerte bis zum 12. Oktober 2017. An diesem Tag legte Frau Eisenmann ihren Vorschlag zur Fremdsprache in der Grundschule dem Ministerrat vor, der dort »abgesegnet« wurde.

Zwei Monate später erhielten alle Grundschulen und Sonderpädagogische Bildungszentren einen Brief der Ministerin: »*Verschiebung des Fremdsprachenbeginns von Klasse 1 auf Klasse 3 und Bereitstellung zusätzlicher Förderstunden.*« Der Inhalt war nicht überraschend. »Ab dem Schuljahr 2018/2019,« so heißt es hier, »wird die Änderung beim Beginn der Grundschulfremdsprache umgesetzt. Bei den zu erreichenden Kompeten-

zen am Ende der Primarstufe werden keine Abstriche gemacht. Allerdings muss dazu der Bildungsplan 2016 für die Fremdsprachen Englisch und Französisch der Klassen 3 und 4 angepasst werden.« Darüber hinaus sollen die »mit der Verkürzung des Fremdsprachenunterrichts freiwerdenden Ressourcen jeder Grundschule *vorrangig* zur Förderung der Basiskompetenzen in Deutsch und Mathematik zur Verfügung gestellt werden.« Und: »Sofern sich die einzelne Schule dafür entscheidet, diese Förderstunden für andere Angebote (wie die Fremdsprache) einzusetzen, ist dafür ein entsprechender Beschluss von Gesamtlehrerkonferenz und Schulkonferenz herbeizuführen (…).In diesem Fall soll jedoch der zuständige Grundschulschulrat oder die Schulrätin beratend hinzugezogen werden.« Letztlich bedeutet dies: Der Fremdsprachenunterricht in Klasse 1 und 2 wird zugunsten eines spezifischen Förderbedarfs geopfert. Beides sollte im reichen Land Baden-Württemberg eigentlich bildungspolitisch zu steuern sein. Das zentrale Argument Lehrermangel an Grundschulen wurde erwartungsgemäß mit keiner Silbe erwähnt.

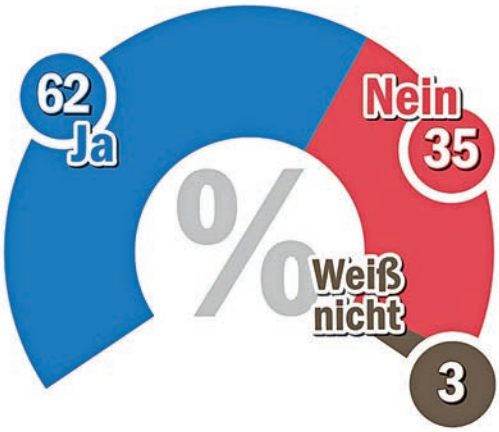
Für die Kollegenschaft vor Ort ergab sich so eine höchst frustrierende Konstellation. Und dennoch: Trotz dieser Ausgangslage haben sich insbesondere in der Ortenau einige Grundschulen offensiv für eine Fortsetzung von Französisch ab Klasse 1 entschieden. Das zuständige Schulamt hat – nach einigen Widerständen – dieser Entscheidung letztlich die Zustimmung erteilt.[14]

Bei den existierenden Schulpartnerschaften stellt sich außerdem die Frage, ob sie mit Französisch ab Klasse 3 – und im Elsass Deutsch ab Klasse 1 – weiterhin »auf Augenhöhe« mit den französischen Partnern stattfinden können. Die französischen Kollegen/-innen mit einer Partnerklasse in Baden können über diese hier beschriebene Entwicklung in ihrer Nachbarregion nur den Kopf schütteln.

Kleiner Lichtblick am Schluss: Den insgesamt 14 bilingualen Grundschulen in BW (sieben in Baden mit Französisch) wurde eine Ausnahmeregelung versprochen. Frage an dieser Stelle: Warum nicht mehr bilinguale Grundschulen fördern?

Ein abschließendes Fazit

Die Entscheidung der Landesregierung stellt einen massiven Affront gegen die guten nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich wie auch zwischen Baden und dem Elsass dar. Sie richtet sich aber auch gegen die Idee eines vereinten Europas, eines Europas der Mehrsprachigkeit, wie es in offiziellen Proklamationen immer wieder beschworen wird. Baden und dem Elsass als Grenzregionen kommt hier eine wichtige Vorreiterrolle zu, rheinübergreifend liegt hier eine wichtige sprachkulturelle Schnittstelle zwischen Frankreich und Deutschland. Die Reduzierung des Französischunterrichts liegt auch quer zu den Bemühungen des fran-



Umfrage bei 892 Teilnehmer/innen (Mit freundlicher Genehmigung der Mittelbadischen Presse)

zösischen Staatspräsidenten Macron, der erklärt hat, den Deutschunterricht in französischen Schulen auszubauen zu wollen.

Es ist zu hoffen, dass bei der für Anfang 2019 angekündigten »Neuformulierung des Elyséevertrags das Erlernen der Sprache des Nachbarn« einen weit prominenteren Platz einnehmen wird als im Vertrag von 1963. Zu hoffen ist auch, »dass bei einer Lösung des aktuellen Personalkräftemangels an den Grundschulen wieder Bewegung in die Debatte kommen wird«.[15] Andererseits: Eine politische Entscheidung dieser Tragweite wird wohl nicht so schnell wieder rückgängig gemacht werden. Dennoch: Unsere Devise kann nur lauten: Malgré tout: On va continuer! Wir begrüßen die Kinder weiterhin: Bonjour les enfants! Comment ça va?

Anmerkungen

1 Das entsprechende Lehrbuch heißt »Viens voir« und wurde von Manfred Pelz und Mitarbeiter/-innen erarbeitet, Stuttgart 1987. Ferner: Pelz, Manfred. Lerne die Sprache des Nachbarn. Stuttgart 1989. Hier werden die Rahmenbedingungen, Zielsetzungen und didaktischen Komponenten einer grenzüberschreitende Spracharbeit zwischen Deutschland und Frankreich erläutert (Diesterweg-Verlag).

2 Vgl.:http://ec.europa.eu/education/policy/multilingualism_de (siehe Links unter »Früher Fremdsprachenerwerb«).

3 Nähere Ausführungen hierzu sind im Internet abrufbar.

4 Zitiert aus einer Zusammenfassung der besagten Studie durch Imogen Remmert, Schulleiterin in Kehl.

5 Ein herausragendes Beispiel: Seit über 20 Jahren gibt es im Frühjahr zwischen Grundschulen im Elztal und Waldkirch und den écoles élémentaires der Partnerstadt Sélestat ein großes Sprachenfest, an dem bisher jeweils ca. 400 bis 500 Schüler/innen teilnahmen.

6 Über den Deutschunterricht im Elsass informiert: Langues dans l'Académie: https://www.ac-strasbourg.fr/action-educative/langues-dans-lacademie/.

7 Vgl: http://www.bildungsplaene-bw.de/,Lde/LS/BP2016BW/ALLG/GS/F.

8 Ein aufschlussreicher Artikel (Vom Wert des frühen Lernens) in der BZ vom 28.6.2017, in dem die beiden Leiterinnen der Friedrich-Wild-Grundschule in Müllheim sich kritisch zu Frau Eisenmanns Plan äußern.

9 Carsten Rees, Vorsitzender des Landeselternbeirats 2017, äußerte sich wie folgt: »Natürlich brauche man die Poolstunden, doch die Förderstunden waren uns als zusätzliche Stunden versprochen. Den Fremdsprachenunterricht zu verschieben sei ›kein pädagogisches Modell, sondern aus der Not geboren‹. Es gäbe keinen vernünftigen pädagogischen Grund, die Fremdsprache später beginnen zu lassen.« StZ, 21.4.2017.

10 Vgl.:http://www.eurodistrict.eu/sites/default/files/mediatheque/Hambacher%20Erkl%C3%A4rung_final.pdf.

11 Vgl. BZ-Interview vom 12.6.2017.

12 vgl. Jörg-U. Keßler, Fremdsprachenunterricht ab Klasse 1 ist sinnvoll, in: bildung & wissenschaft 07-08/2017, GEW Stuttgart.

13 Abrufbar im Internet bei folgender Eingabe in Google: Nein zur Abschaffung des Fremdsprachenunterrichts an Grundschulen in Ba-Wü!

14 Vgl. die aufschlussreiche Online-Umfrage (892 Teilnehmer) der Mittelbadischen Presse vom 21.4.2018: »In Baden-Württemberg wird der Französischunterricht an Grundschulen zugunsten von Deutsch und Mathe abgeschafft. Sollte es trotzdem möglich sein, an der Oberrheinschiene weiter Französisch ab der ersten Klasse zu unterrichten?« (Grafik im Text).

15 Die markierten Formulierungen stammen von dem Freiburger Romanisten Olivier Mentz.

Anschrift des Autors:
Thomas Kniep
Waldstraße 30
79194 Gundelfingen
tkniep@gmx.net

PAMINA – ein Modell für mehr Bürgernähe und Bürgerbeteiligung in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit?

Frédéric Siebenhaar

Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Eurodistrikt PAMINA kann viele Erfolge vorweisen, und dennoch sieht auch sie sich mit aktuellen Herausforderungen konfrontiert, deren Lösung oftmals eng mit der Einbindung der Bürgerinnen und Bürger verknüpft ist. Welche Hürden sind dabei zu überwinden und welche Angebote gibt es? In welchen Themenbereichen funktioniert die Beteiligung besonders gut und wo gibt es Verbesserungspotentiale? Der Artikel gibt Antworten auf diese Fragen.

Seit nunmehr 30 Jahren findet die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen der Südpfalz, Baden und dem nördlichen Elsass unter dem Namen »PAMINA« statt. Diese Bezeichnung ist in die 1988 unterzeichnete Willenserklärung von Wissembourg eingeschrieben und steht für die drei kooperierenden Teilräume: PA für Palatinat du Sud (Südpfalz), MI für den Mittleren Oberrhein (Baden) und NA für Nord Alsace (Nordelsass). Der Eurodistrikt PAMINA beherbergt auf ca. 6500 km^2 rund 1,7 Millionen Einwohner (der Großteil im badischen Teil). Fast 16 000 Menschen sind Grenzpendler, d. h. sie überqueren die Grenze täglich, um zur Arbeit zu gelangen. Die Pendlerströme führen nahezu vollumfänglich von Frankreich nach Deutschland, wo zahlreiche KMU und große Arbeitgeber von überregionaler Bedeutung ansässig sind.

In den vergangenen Jahren durchlief die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Eurodistrikt PAMINA viele Entwicklungsstufen, auf welche verschiedenste Faktoren Einfluss hatten: persönliche Kontakt zwischen Entscheidungsträgern, Regionalplaner-Treffen, der europäische Einigungsprozess sowie die EU-Förderpolitik im Rahmen der INTERREG A Programme (Europäischen Fonds für regionale Entwicklung). Das Zusammenspiel von gegenseitigem Vertrauen und finanziellen Ressourcen führte bereits 1991 zu einer ersten Institutionalisierung der Zusammenarbeit in Form der Informations- und Beratungsstelle für Grenzgänger, kurz INFOBEST PAMINA, im alten Zollhaus von Lauterbourg. Sie bietet Grenzpendlern, Verwaltungen und Politikern Antworten auf Fragen, die aus dem grenzüberschreitenden Kontext entstehen. Ein Erfolgsmodell am gesamten Oberrhein, wo mittlerweile vier INFOBESTen ihre Arbeit verrichten und als Netzwerk zusammenwirken.[1]

Aus der im Jahr 1997 gegründeten Arbeitsgemeinschaft PAMINA ging 2003 der grenzüberschreitende örtliche Zweckverband[2] Regio PAMINA hervor. Ein Meilenstein in der Entwicklung, da damit eine grenzüberschrei-

Karte des Eurodistrikt PAMINA
(Quelle: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

tende öffentliche Einrichtung mit eigenen politischen Gremien, Haushalt und Verwaltung geschaffen wurde. Drei Jahre nach der Umbenennung der Regio PAMINA zu Eurodistrikt PAMINA (2014)[3] änderte der grenzüberschreitende örtliche Zweckverband seine Rechtsform und wurde am 1. Januar 2017 zu einem Europäischen Verbund für territoriale Zusammenarbeit (EVTZ). Sitz des EVTZ Eurodistrikt PAMINA ist das alte Zollhaus in Lauterbourg, in welchem weiterhin die INFOBEST PAMINA sowie die Touristikgemeinschaft Vis-à-Vis ansässig sind. Das Haus bildet somit eine zentrale Anlaufstelle für alle grenzüberschreitenden Sachverhalte im Eurodistrikt PAMINA.

Hindernisse, Herausforderungen und Potentiale

Die langjährige Geschichte der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im PAMINA-Raum bietet genügend Ereignisse und Aspekte, die eine nähere Betrachtung verdienen. Im Kontext aktueller politischer Entwicklungen, die von zunehmender Europa-Skepsis und einem Erstarken nationalistischer Strömungen geprägt sind, scheint vor allem die Frage einer verstärkten Einbindung von Bürgerinnen und Bürgern bzw. der Zivilgesellschaft in die grenzüberschreitende Zusammenarbeit von großem Interesse.

Zum besseren Verständnis der Herausforderungen einer zivilgesellschaftlich orientierten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit müssen zunächst die Erfahrungen bezüglich allgemeiner Problemstellungen und Hindernisse berücksichtigt werden. Die lokale Kooperation über die Grenzen findet nicht im »luftleeren Raum« statt, vielmehr ordnet sie sich in ein Geflecht von verschiedenen Netzwerken und Strukturen ein, die bis hinauf zur europäischen Ebene reichen. Alleine am Oberrhein gibt es mit der Oberrheinkonferenz, dem Oberrheinrat, der Trinationalen Metropolregion Oberrhein, dem INTERREG-Programm, den Eurodistrikten und mehreren thematischen Netzwerken eine große Anzahl an Akteuren, die auf verschiedenen sowie identischen Ebenen im Sinne der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit aktiv sind. Die Organisationsformen sind hierbei sehr unterschiedlich[4], was nicht nur die betroffenen Akteure vor Herausforderungen stellt, sondern auch jene Personen und Einrichtungen, die mit ihnen zusammenarbeiten möchten oder ihre Unterstützung benötigen.

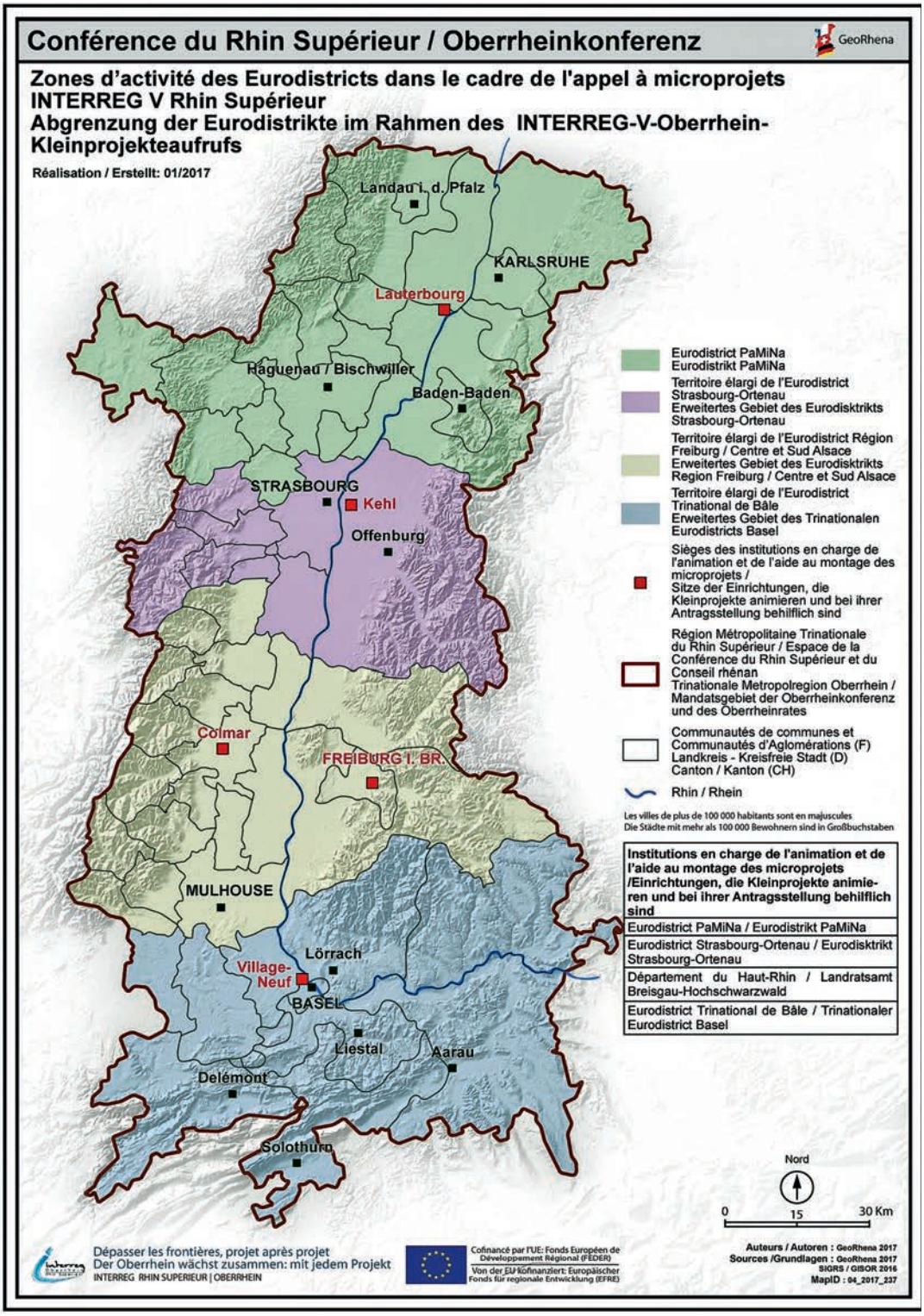
Aus organisatorischer Sicht ist weiterhin die Frage nach der nachhaltigen Finanzierung von grenzüberschreitenden Strukturen von großer Bedeutung. Die Erfahrung zeigt, dass die Zusammenarbeit viel Vertrauen und Expertise und somit verlässliche Strukturen erfordert; dies steht im Gegensatz zur oftmals punktuellen bzw. volatilen Finanzierung von Einrichtungen bzw. Projekten und dessen Personal. Die Mitglieder und die Geschäftsführung des EVTZ Eurodistrikt PAMINA haben dies bereits sehr früh erkannt und schufen die

notwendigen politischen, rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen für eine stabile Struktur. Dies kommt auch den Bürgerinnen und Bürgern zugute, die in Lauterbourg verlässliche zweisprachige Ansprechpartner zu verschiedenen Themenbereichen finden.

Abseits grenzüberschreitender Institutionen wird die Sprache jedoch oftmals zum Problem. Immer weniger Elsässer sprechen Deutsch und weiterhin erlernen nur wenige Deutsche Französisch. Für grenzüberschreitende Initiativen und die weitere Integration der grenzüberschreitenden Region stellt das eine ernsthafte Herausforderung dar, welcher die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit neuen Ideen und Konzepten begegnen muss. Der EVTZ Eurodistrikt PAMINA macht dies beispielsweise mit einem von der EU geförderten bilingualen Onlinespiel namens »Der Weltenbummler« (INTERREG V A), welches Kinder und ihre Lehrkräfte bzw. Eltern interaktiv in die Entwicklung der zweisprachigen Inhalte integriert.

Ein hemmender Faktor ist außerdem der geringe Bekanntheitsgrad der PAMINA-Zusammenarbeit bzw. der Strukturen und Angebote, die sich dahinter verbergen. Gründe hierfür sind u. a. die relativ reibungslose Zusammenarbeit, welche kaum Presseresonanz hervorruft, und die geringe Mittelausstattung für die Öffentlichkeitsarbeit. Ein größerer Bekanntheitsgrad würde Potentiale für eine bessere Einbindung der Zivilgesellschaft eröffnen, welche neue Impulse und Handlungsansätze miteinbringen könnte. Schlussendlich müssen auch die administrativen und rechtlichen Hürden erwähnt werden, die sich negativ auf die grenzüberschreitende Zusammenarbeit auswirken. So ist es aktuell beispielsweise äußerst schwierig einen grenzüberschreitenden Volkslauf mit einer Teilstrecke in Frankreich zu organisieren, da gemäß französischer Gesetzgebung alle Teilnehmer eine ärztliche Unbedenklichkeitsbescheinung vorlegen müssen. Andere administrative und rechtliche Hürden führen sogar zu spürbaren volkswirtschaftli-

Altes Zollhaus in Lauterbourg (Foto: GISOR)



Kooperationsstrukturen am Oberrhein (GeoRhena 2017)

Das grenzüberschreitende Amphibienfahrzeug von THW und Protection Civile beim Tag der offen Tür des Eurodistrikt PAMINA (Foto: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

chen Konsequenzen, weshalb diese Thematik mittlerweile auf höchster EU-Ebene aufgegriffen wurde.[5] Schließlich geht es darum, dass die Bürgerinnen und Bürger in Grenzregionen die Möglichkeiten auf beiden Seiten der Grenze vollumfänglich nutzen können.[6]

Grenzen überwinden dank konkreter Projekte

Ein pragmatischer Weg, um die Region grenzüberschreitend besser zu integrieren und Begegnungen zwischen Bürgerinnen und Bürgern aus beiden Ländern zu ermöglichen, ist die Umsetzung von konkreten Projekten. Zu diesem Zweck hat der EVTZ Eurodistrikt PAMINA über die letzten Jahre verschiedene Angebote entwickelt. Zum Einstieg in die Projektarbeit bietet der Zweckverband seine Hilfe bei der Ausarbeitung der grenzüberschreitenden Projektidee und bei der Suche nach Partnern aus dem Nachbarland an. Darüber hinaus findet eine gezielte Fördermittelberatung statt, um die passenden Finanzierungsquellen zu ermitteln, wie z. B. EU-Förderprogramme, der Kooperationsfonds der Oberrheinkonferenz oder Förderungen von Stiftungen. Im Rahmen dieser Beratung und Begleitung, konnte die Verwaltung des EVTZ beispielsweise den Landkreis Germersheim, das THW Germersheim und die *Protection civile du Bas-Rhin* bei der Akquirierung von INTERREG-Mitteln zur Beschaffung und gemeinsamen Nutzung eines Amphibienfahrzeugs bei Hochwasser und

PAMINA-Outdoor Cup (Foto: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

sonstigen Gefahrenlagen erfolgreich unterstützen. Ein Projekt, das insbesondere Ehrenamtler aktiv einbindet und der Bevölkerung direkt zugutekommt.[7]

Darüber hinaus verfügt der EVTZ über eigene Haushaltsmittel für die direkte Förderung von Projekten. Die Bewilligung der Mittel findet je nach Höhe der gewünschten Förderung (maximal 5000 €) durch einen Beschluss des Präsidenten des Zweckverbandes statt. Initiativen von besonderem Mehrwert fördert der Eurodistrikt PAMINA über mehrjährige Finanzierungsvereinbarungen. Hierzu zählt bspw. die PAMINA-Sport Veranstaltungsreihe für Schülerinnen und Schüler aus den drei Teilräumen.[8]

Eine Besonderheit bilden die EU-Fördermittel aus dem INTERREG-Programm für sog. Kleinprojekte. Aktuell werden diese speziellen Gelder über einen zentralen Projektaufruf der Programmbehörde vergeben; die Erstberatung sowie die Begleitung der potentiellen Begünstigten finden allerdings bei den Eurodistrikten statt. Die Mindestsumme für ein Kleinprojekt liegt bei 5000 Euro, 66 000 Euro sind die Höchstgrenze, wobei die EU die Kosten zu 60 % bezuschusst. Die Programmierung der Förderung findet auf Ebene des INTERREG-Programms statt, die Eurodistrikte befinden im Vorfeld über die Förderwürdigkeit des Kleinprojektes. Gefördert werden nur Projekte, die sich der Zusammenarbeit der Zivilgesellschaft widmen. Die Tatsache, dass Strukturfondsmittel in kleine Projekte fließen, ist außergewöhnlich und auf die Bemühungen vieler Interessenvertreter zurückzuführen, die sich auf nationaler Ebene und in Brüssel dafür eingesetzt haben. Der

Kleinprojekt »Lavendel-Linie« – Zusammenarbeit von Künstlern und Jugendlichen (Foto: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

EVTZ Eurodistrikt PAMINA kann in dieser Hinsicht als Vorreiter und wichtiger Mitstreiter bezeichnet werden; bereits 2012 versammelte er Experten und Verantwortliche für die Förderung von Kleinprojekten aus ganz Europa, um ein Netzwerk zu knüpfen und gemeinsame Standpunkte auszuarbeiten.

Die Erfahrungen aus den vergangenen Jahren zeigen, dass Bedarf nach Fördermitteln für grenzüberschreitende Projekte von Gemeinden, Vereinen, Schulen und anderen Akteuren besteht. So wurden im vergangenen Programmzeitraum (INTERREG IV A von 2007–2013) rund 1,1 Millionen Euro alleine im Rahmen von Kleinprojekten auf dem Gebiet des Eurodistrikt PAMINA investiert.

Bei einer näheren Betrachtung der geförderten Projekte fällt zudem auf, dass insbesondere Maßnahmen aus dem kulturellen und sportlichen Bereich im grenzüberschreitenden Kontext beliebt sind.[9] Die thematischen Grenzen sind dabei oftmals fließend: Ein Kulturprojekt kann gleichzeitig auch touristische Aspekte oder die Arbeit mit Jugendlichen umfassen.

Sozio-kulturelle Projekte wirken in die Zivilgesellschaft

Kultur- und Sportprojekte scheitern seltener an der Sprachbarriere, da die Teilnehmer auf anderen Wegen miteinander kommunizieren und aktiv werden können; sei es durch Kunst, Musik, Theater oder eine bekannte Sportart. Des Weiteren finden sich gerade in diesen beiden Bereichen viele zivilgesellschaftliche Akteure, welche vorwiegend ehrenamtlich zur Attraktivität der grenzüberschreitenden (ländlichen) Region beitragen.[10] Repräsentativ seien im Folgenden zwei Fallbeispiele aus dem sozio-kulturellen Bereich genannt:

Der PAMINA-Rheinpark

Dieser Zusammenschluss von 31 Kommunen, Zweckverbänden und Gebietskörperschaften wurde 1998 ins Leben gerufen. Auf einem Gebiet von rund 960 km² zwischen Leimersheim und Gambsheim entlang des Rheins verbindet der Rheinpark kulturelle, touristische und umweltbezogene Aspekte des grenzüberschreitenden Lebens am Rhein. Zu diesem Zweck informieren zehn Museen, zwei Naturschutzzentren, 60 Stationen am Wegesrand sowie ausgebildete Rheinpark-Guides die Besucher über verschiedene Themen-

Die »Galérie mobile« bei der ART Karlsruhe
(Foto: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

gebiete. Des Weiteren koordinierte der PAMINA-Rheinpark e. V. in Zusammenarbeit mit den kompetenten Stellen das grenzüberschreitende Mobilitätsangebot (Fahrradwege, Fähren). Zu seinen Aktivitäten gehört ebenfalls die Organisation von grenzüberschreitenden Veranstaltungen entlang des Rheins, welche i. d. R. auch kulturelle Angebote umfassen und in Zusammenarbeit mit den Kommunen und den örtlichen Vereinen umgesetzt werden (Fähr-Feste, Veranstaltung »Begegnungen am Rhein«). Zur Umsetzung grenzüberschreitender Aktivitäten, die über die üblichen Aufgaben hinausgehen, kommen regelmäßig Fördermittel der EU (INTERREG A) und des Eurodistrikts zum Einsatz.

Die »Galérie mobile«

2013 beschafft der Landkreis Südliche Weinstraße mit Hilfe einer Anschubfinanzierung als Kleinprojekt (INTERREG IV A) einen Übersee-Container, der zu einer mobilen Kunstgalerie umgebaut wurde. Seither bringt die »Galérie mobile« Kunst grenzüberschreitend zu den Menschen in Deutschland und Frankreich. Die ausgestellten Werke stammen sowohl von Künstlerinnen und Künstlern als auch von Schülerinnen und Schülern aus dem PAMINA-Raum. Ausstellungsorte waren bereits Gemeindeplätze, der Schulhof von Partnerschulen im Nachbarland oder der Tag der offenen Tür beim Eurodistrikt PAMINA. Der Container erreicht durch seine Mobilität Bevölkerungsgruppen, die ansonsten nur wenig Kontakt zur Kunstwelt haben, und lässt insbesondere Kinder und Jugendliche aktiv partizipieren. Erwähnenswert ist zudem die Anerkennung der »Galérie mobile« durch ihre regelmäßige Präsenz bei der Kunstmesse ART Karlsruhe.

Weitere bekannte grenzüberschreitende Projekte mit kulturellem Fokus sind bspw. das deutsch-französische Rendez-Vous der Künstler in der badisch-elsässischen Grenzregion, das deutsch-französische Naturfoto-Festival in Wissembourg und Bad Bergzabern oder das Red Horse Festival für Nachwuchsmusiker in Stutensee, das seit 2016 auch aktiv um Musiker und Publikum aus Frankreich wirbt und 2018 einen Ableger in Haguenau schuf.

Über die Kultur hinaus lassen sich in anderen dynamischen Bereichen wie der Jugend, des Sports, der Umwelt oder des Tourismus" weitere Beispiele von erfolgreichen Initiativen finden. Angesichts des durchaus umfangreichen Angebotes im Eurodistrikt PAMINA,

Buchpräsentation der FemmesPAMINAFrauen gemeinsam mit dem damaligen Präsidenten des Eurodistrikt PAMINA, Landrat Dr. Fritz Brechtel (Foto: EVTZ Eurodistrikt PAMINA)

welches die Zivilgesellschaft sowohl aktiv (als Teilnehmer) als auch passiv (als Besucher bzw. Publikum) einbindet und erreicht, stellt sich die Frage wie noch mehr Bürgernähe und Bürgerbeteiligung aussehen könnte.

Zukunftsperspektiven der Bürgernähe und Bürgerpartizipation

Bürgernähe und Bürgerpartizipation sind in der PAMINA-Kooperation eine historische Tatsache. Dennoch entwickelt der EVTZ stetig neue Perspektiven und Ideen für die Zukunft. Eine wichtige Rolle spielt diesbezüglich die Zusammenarbeit mit den PAMINA-Multiplikatoren (FemmesPAMINAFrauen, SeniorPAMINA, PAMINA-Jugendnetzwerk), da sie die Zivilgesellschaft in organisierter Form repräsentieren und somit gezielt anzusprechen sind. Angestrebt werden zukünftig eine bessere Vernetzung der Multiplikatoren untereinander sowie die Einbindung ihrer Internetseiten auf einem zu schaffenden PAMINA-Portal, über welches zentral alle PAMINA-Akteure erreicht werden können. Eine zentrale »Eingangstür« bringt eine bessere Außenwirkung und mehr Übersichtlichkeit für interessierte Bürgerinnen und Bürger. Mit Mitteln, welche der EVTZ Eurodistrikt PAMINA als Partner des INTERREG-Projekts »Zivilgesellschaft am Oberrhein« akquirieren konnte, werden 2018 und 2019 zudem verschiedene Maßnahmen wie thematische Dialogforen, verstärkte Medienarbeit und Werbung im Rahmen des grenznahen ÖPNV realisiert. Dies sollte sich hinsichtlich einer besseren öffentlichen Wahrnehmung ebenfalls positiv auswirken.

Darüber hinaus ist der Aufbau von weiteren Multiplikatoren-Gruppen vorstellbar, wobei der Gründungsprozess vom EVTZ informell und über projektgebundene Förderungen unterstützt werden kann. Ausschlaggebend ist hier der konkrete Bedarf aus der Zivilgesellschaft (Bottom-Up-Prinzip). Langfristig könnten sich in diesem Bereich ebenfalls Perspektiven für eine politische Partizipation von ausgewählten Vertretern der Multiplikatoren ergeben. Ein erster Schritt in diese Richtung sind die aktuellen Pläne des Zweckverbandes, ein PAMINA-Jugendparlament und eine interaktive Plattform zur Zusammenarbeit von Akteuren und interessierten Bürgerinnen und Bürgern (e-PAMINA) einzurichten.

Ebenso setzt sich der Eurodistrikt PAMINA für die Fortsetzung und Vereinfachung der EU-Förderung von Kleinprojekten während der nächsten Programmperiode nach 2020

ein.[11] Fördermittel für zivilgesellschaftliche Projekte müssen möglichst niederschwellig zugänglich sein, um die Begünstigten nicht aufgrund überbordender Bürokratie zu demotivieren. Intern hat der EVTZ zudem bereits 2017 Haushaltsszenarien entwickelt, welche die direkte Förderung von Projekten bis 2020 absichern; gleichzeitig wurden transparente Förderkriterien verabschiedet, was den Begünstigten zusätzliche Sicherheit bei der Ausarbeitung ihres Antrages verschafft. Erfolgreiche grenzüberschreitende Projekte sind und bleiben die beste »Werbung«, denn sie leisten einen konkreten Beitrag zur vertieften Zusammenarbeit über die Grenzen.[12]

Ob die PAMINA-Kooperation und der EVTZ Eurodistrikt PAMINA schlussendlich ein Modell der Bürgernähe und zivilgesellschaftlichen Partizipation in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit sind, lässt sich nur schwerlich abschließend beantworten. Die Beurteilung hängt im Wesentlichen von den Ansprüchen an diese Zusammenarbeit ab und muss immer im Kontext der beschränkten Ressourcen (Personal & Mittel) des EVTZ sowie des breiten Spektrums seiner Aufgaben gesehen werden. Es gilt dennoch festzuhalten, dass sich PAMINA im Vergleich zu anderen Euroregionen seit vielen Jahren durch die Öffnung für die Bürgerinnen und Bürger sowie die Zusammenarbeit mit diesen auszeichnet. Die vorhandene territoriale Konstellation von bürgerorientierten Beratungs- und Förderangeboten, zivilgesellschaftlichen Multiplikatoren-Netzwerken, einer grenzüberschreitenden Volkshochschule (UP PAMINA VHS) und eines starken EVTZ, welcher all dies unterstützt und begleitet, ist durchaus einzigartig in Europa. Insofern gilt es die positiven Errungenschaften zu bewahren und weiterhin neue Ideen und Konzepte zu erproben, damit die PAMINA-Kooperation auch in Zukunft ihre Potentiale bestmöglich entfalten kann.

Literaturverzeichnis

Eurodistrikt PAMINA: Jahresberichte 2011–2016. Lauterbourg 2011–2016.

INTERREG V Oberrhein: Blick auf den Oberrhein – Eine Momentaufnahme der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in der Trinationalen Metropolregion. Strasbourg 2018.

Eurodistrikt PAMINA: Grenzüberschreitende Kulturkooperation – Beiträge und Ergebnisse des regionalen Dialogforums Kultur. Themenheft Nr. 5. Lauterbourg 2012.

Eurodistrikt PAMINA: Kleinprojektefonds in Europa: Beiträge und Ergebnisse einer Fachtagung. Themenheft Nr. 6. Lauterbourg 2012.

Europäische Kommission: MITTEILUNG DER KOMMISSION AN DEN RAT UND DAS EUROPÄISCHE PARLAMENT – Stärkung von Wachstum und Zusammenhalt in den EU-Grenzregionen. COM(2017) 534 final. Brüssel 2017.

Michael Geiger (Hrsg.): PAMINA – Europäische Region mit Zukunft. Baden, Elsass und Pfalz in grenzüberschreitender Kooperation. Speyer 2001.

Patrice Harster; Frédéric Siebenhaar: Aktionsfeld grenzüberschreitender Arbeitsmarkt: eine Priorität im Eurodistrikt PAMINA. In: Karina Pallagst; Andrea Hartz; Beate Caesar (Hrsg.): Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière. Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit. Arbeitsberichte der ARL 20. Hannover 2018.

Rechtsquellen

Satzung des Europäischen Verbundes für territoriale Zusammenarbeit »Eurodistrikt PAMINA«. Lauterbourg 2016.

Übereinkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland, der Regierung der Französischen Republik, der Regierung des Großherzogtums Luxemburg und dem Schweizerischen Bundesrat, handelnd im Namen der Kantone Solothurn, Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Aargau und Jura, über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Gebietskörperschaften und örtlichen öffentlichen Stellen. Karlsruhe 1996.

VERORDNUNG (EU) Nr. 1302/2013 DES EUROPÄISCHEN PARLAMENTS UND DES RATES zur Änderung der Verordnung (EG) Nr. 1082/2006 über den Europäischen Verbund für territoriale Zusammenarbeit (EVTZ) im Hinblick auf Präzisierungen, Vereinfachungen und Verbesserungen im Zusammenhang mit der Gründung und Arbeitsweise solcher Verbünde. Brüssel 2013.

Anmerkungen

1 Die Anzahl der Anfragen untermauert dies. Alleine die INFOBEST PAMINA verzeichnet jedes Jahr zwischen 2000 und 3000 dieser Anfragen, wobei keine rückläufige Tendenz zu verzeichnen ist.

2 Es handelt sich um eine grenzüberschreitende öffentliche Einrichtung nach dem Karlsruher Übereinkommen von 1996.

3 Dies geschah vor dem Hintergrund, dass am Oberrhein bereits drei Eurodistrikte existierten und eine gewisse Kohärenz bei der Benennung der Kooperationgebiete hergestellt werden sollte.

4 Die Organisationsformen reichen vom informellen Netzwerk über Vereine bis hin zu Einrichtungen mit öffentlicher Rechtspersönlichkeit.

5 Laut einer Kommissions-Mitteilung vom 20. September 2017 könnten Grenzregionen um bis zu 8 % reicher sein, wenn die rechtlichen und administrativen Hürden vollumfänglich beseitigt würden. EU-Regionen an Binnengrenzen machen immerhin 40 % des EU-Gebietes aus und beherbergen 30 % der Bevölkerung der EU.

6 Diese Prämisse entspricht auch der in der Satzung des EVTZ Eurodistrikt PAMINA eingeschriebenen Zielsetzung des Zweckverbandes, dort heißt es: »Die Kernaufgabe des Eurodistrikts PAMINA besteht darin, die Zusammenarbeit zu erleichtern und zu intensivieren zugunsten einer ausgewogenen und nachhaltigen Entwicklung des Raumes und zur Erleichterung des Alltags seiner Bewohner in allen Lebenslagen.«

7 Das auf drei Jahre ausgelegte Projekt beinhaltet nicht nur die gemeinsame Beschaffung des Amphibienfahrzeugs, sondern auch spezifische Lehrgänge für die Ausbildung von grenzüberschreitenden Besatzungen aus ehrenamtlichen Helfern von THW und Protection Civile.

8 Im Rahmen von PAMINA-Sport finden jährlich drei Veranstaltungen statt: der PAMINA-Fußball Cup, der PAMINA-Ball Cup für Mädchen und der PAMINA-Outdoor Cup. Bei jedem Cup finden jeweils 72 Schülerinnen und Schüler über zwei Tage an einem Standort im Eurodistrikt zusammen. Die Jugendlichen sind in Gastfamilien untergebracht und treten in gemischten Mannschaften an, um die interkulturelle Qualität der Maßnahme zu erhöhen.

9 Von den Kleinprojekten im Zeitraum 2009 bis 2013 entstammten 39 % dem Kultursektor.

10 Vor diesem Hintergrund organisierte der Eurodistrikt PAMINA bereits regionale Dialogforen zu den Themen Sport (2010) und Kultur (2011), Dialogforum zur Biodiversität (2018) die den betroffenen Einrichtungen und Akteuren sowie der Öffentlichkeit Möglichkeiten zum Austausch, zur Projektpartnersuche und Informationen über Fördermittel boten.

11 Zum Beispiel wurde gemeinsam mit dem Staatsministerium Baden-Württemberg sowie anderen Akteuren am Oberrhein und am Bodensee Anfang 2018 ein konkreter Regelungsvorschlag erarbeitet und nach Brüssel übermittelt.

12 Eine Studie des INTERREG V A Oberrhein Programms aus dem Jahr 2016 zeigt, dass die Information über konkrete Projekte der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit das Bewusstsein für gemeinsame Herausforderungen innerhalb der Bevölkerung auf effiziente Art steigert: Fast die Hälfte der Befragten, die konkrete Beispiele kennen, sind sich auch der gemeinsamen Problemstellungen bewusst; 84 % dieser Gruppe nehmen das Leben in einer Grenzregion darüber hinaus als Chance wahr.

Anschrift des Autors:
Frédéric Siebenhaar, M.A.
Referent »Europa und Netzwerke« beim EVTZ Eurodistrikt PAMINA
EVTZ Eurodistrikt PAMINA
Hagenbacherstraße 5A
76768 Neulauterburg

Die Freiburg-Colmar-Bahn

Eine wichtige Verbindung mit einer wechselvollen Geschichte

Hannes Linck

Zwischen Freiburg und Colmar wurde 1878 eine direkte Zugverbindung eröffnet. Mit kürzeren, kriegsbedingten Unterbrechungen, verkehrten die Züge zwischen den beiden Städten über die Eisenbahnbrücke bei Breisach bis 1945. Im Zweiten Weltkrieg wurde diese erstmals im Oktober 1939 von französische Truppen zerstört, umgehend aber von deutschen Pionieren wiederaufgebaut. Anfang 1945 war es dann umgekehrt die deutsche Wehrmacht, die bei ihrem Rückzug die Brücke sprengte. Auf deren Fundamenten wurde später dann die Autobrücke errichtet. Seitdem ist das Schienennetz an dieser Stelle unterbrochen, wobei die Linie Freiburg-Colmar die einzige grenzüberschreitende Verbindung am Oberrhein ist, die nach dem Krieg nicht wiederhergestellt wurde. Um dies zu ändern, bedarf es etwa 1 km neue Gleise sowie eine Brücke über den Rhein, entweder als Einbau in die Autobrücke oder als parallele Brücke. Nachdem hierzu bislang der politische Wille auf der französischen Seite fehlte, hat die bevorstehende Schließung des Atomkraftwerks Fessenheim jetzt eine Dynamik in Gang gesetzt. Um den Verlust an Arbeitsplätzen zu kompensieren, könnte z. B. ein grenzüberschreitender Gewerbepark für einen wirtschaftlichen Ausgleich sorgen. Hierfür wäre die Wiederherstellung der Bahnverbindung eine wichtige infrastrukturelle Voraussetzung, zugleich aber auch ein Projekt mit starkem Symbolcharakter für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit.

Ursprünglich sollte die Strecke Teil einer internationalen Streckenverbindung werden, die von Paris nach Wien führen sollte. So wurde 1860 die erste Planung vorgestellt. Sie sah eine Führung der Strecke von Paris über Chaumont, Epinal, Munster, Colmar und

Freiburg-Colmar. **208.** **Colmar-Freiburg.**

(Betrieb führt Badische Eisenbahn.) (Vom 15. Mai 1880.)

Personengeld I.	II.	III.	1.2.3.	1.2.3.		1.2.3.	1.2.3.		km	Stationen. (unter 7½ kg Handgep. fr.)		1.2.3.	1.2.3.		1.2.3.	1.2.3.	1.2.3.
Pfennig			Lg.282.	Lg.284.		Lg.286.	Lg.288.			(Badische Staats-Eisenbahn.)		Lg.281.	Lg.283.		Lg.285.	Lg.287.	Lg.289.
von Freiburg ab			6·54	12·25	...	4·25	8 30	...	0,00	Abg. **Freiburg** 205 ...	Ank.	6·40	10·15	...	3·50	7 58	...
65	45	30	7· 5	12·40	...	4·37	8 42	...	7,41	Hugstetten		6·28	10· 0	...	3·38	7 47	...
100	65	45	7·13	12·50	...	4·45	8 50	...	11,72	Gottenheim		6·20	9·50	...	3 30	7 40	...
120	80	55	7·18	12·56	...	4·51	8 56	...	14,80	Wasenweiler		6·14	9·43	...	3·24	7 34	...
145	100	65	7·23	1· 3	...	4·58	9 2	...	17,76	Ihringen		6· 8	9·37	...	3·18	7 28	...
185	125	80	7·30	1·11	...	5· 5	9 9	...	22,45	Ank. **Altbreisach**	Abg.	6· 0	9·25	...	3·10	7 20	...
.	.	.	7·31	1·16	...	5·10	9 10	..	22,45	Abg. (Elsass-Lothring. Eisenb.)	Ank.	...	9·15	...	3· 5	7 18	10 40
260	170	110	7·35	1·26	...	5·15	9 15	...	26,02	Neubreisach, Bhf. ...	Ank.	...	9· 3	...	2·55	7 8	10 30
260	180	120	7·39	1·31	...	5·20	9 20	...	27,12	Neubreisach, Stadt ..		...	8·56	...	2·49	7 4	10 26
340	230	150	7·50	1·46	...	5·34	9 34	...	36,00	Sundhofen		...	8·39	...	2·34	6 51	10 13
420	290	180	8· 0	2· 1	...	5·46	9 46	...	44,37	Ank. **Colmar** 197. 186a.	Abg.	...	8·21	...	2·21	6 39	10 1

Fahrplan aus dem Jahre 1880 (Archiv TRR)

Die Rheinbrücke Breisach-Colmar vor dem Zweiten Weltkrieg (Archiv TRR)

weiter über Freiburg, Donaueschingen, Ulm und München vor. Dieses Großprojekt hat sich jedoch nicht realisieren lassen.

Im Juni 1870 begannen die Bauarbeiten an der Strecke am Oberrhein und bereits 1875 wurde die Eisenbahnbrücke über den Rhein fertiggestellt. 1878 erfolgte die Eröffnung der gesamten Strecke zwischen Freiburg und Colmar. Zum Durchstich durch die Vogesen kam es dann allerdings nicht mehr. Man entschied sich für andere Streckenverläufe zur Überwindung des Gebirges, so zwischen Sélestat und St. Dié (1937 fertiggestellt) und – heute die einzige und Hauptverbindung nach Paris – über die »Zaberner Steige« bei Saverne.

Auf deutscher Seite wurde die Verbindung von Freiburg bis Wien 1901 fertiggestellt, doch blieb der Strecke über den Schwarzwald nur eine untergeordnete Rolle, die sich auch darin zeigt, dass der Abschnitt zwischen Neustadt und Donaueschingen erst in diesen Tagen elektrifiziert wird und weiterhin eingleisig bleiben wird.

Im Jahr 1914 verkehrten jeden Tag 10 Zugpaare zwischen Colmar und Freiburg, nach dem Ersten Weltkrieg verblieben davon immerhin noch vier Paare. Anfangs waren das natürlich von Dampflokomotiven gezogene Züge, ab 1936 kamen dann immer häufiger Dieseltriebwagen zum Einsatz.

Der 2. Weltkrieg sollte auch für die Eisenbahnverbindung zwischen Freiburg und Colmar eine entscheidende Zäsur werden, die leider bis heute fatal nachwirkt. Nachdem bereits 1939 die französische Armee auf dem Rückzug die Rheinbrücke zerstört hatte, wurde sie zwar von der deutschen Seite als Verbindung ins besetzte Elsass rasch wiederaufgebaut. Doch am 5. Februar 1945 lag sie erneut in Trümmern. Diesmal waren es deutsche Truppen, die die eine Hälfte der Brücke sprengten, um den »End-

Die 1939 zerstörte Rheinbrücke (Archiv TTR)

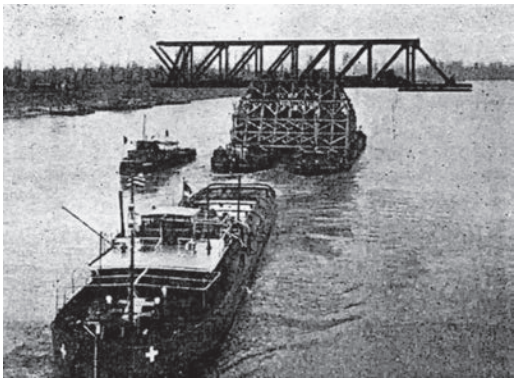
sieg« oder doch zumindest den Rückzug zu sichern.

Das gleiche Schicksal ereilte auch die gleichartige Eisenbahnbrücke zwischen Neuenburg und Chalampé 30 Kilometer weiter südlich. Und bereits im selben Jahr entschied der französische Staat, dass Müllheim Standort einer starken französischen Garnison werden sollte, und dass es deshalb notwendig sei, vor allem die Eisenbahnverbindung dorthin wieder aufzubauen.

So machte man sich an die Demontage des noch intakten Teils der Brücke bei Breisach, und am 1. und 24. Februar 1946 kam es zu dem einzigartigen Transport des nochmals geteilten Brückenteils den Rhein hinauf nach Neuenburg, um dort die Brücke zu komplettieren. Seitdem wurde sie regelmäßig von Militärzügen nach Müllheim befahren.

Zurück blieben bei Breisach die Brücken-Fundamente und eine bis heute zweigeteilte Strecke. Auf diesen Fundamenten wurde schließlich – ganz im Trend der damaligen Zeit – bis 1962 die Straßenbrücke erbaut, die seither dort die einzige Verbindung zwischen den beiden Seiten des Rheins darstellt.

Auf der elsässischen Seite wurde der Personenverkehr zwischen Colmar und Volgelsheim noch bis 1969 von der SNCF durchgeführt, dann eingestellt und durch einen geringen Busverkehr ersetzt. Bis heute gibt es auf dem Streckenteil allerdings einen gewissen Güterverkehr. Wochentäglich verkehren zwei Züge zwischen Colmar und dem Rheinhafen bei Marckolsheim. Der Abschnitt zwischen Volgelsheim und Marckolsheim gehört heute der Industrie- und Handelskammer Colmar und ist in gutem Zustand, der Abschnitt bis Colmar verblieb im Eigentum der SNCF und ist heute leider in einem Zustand, der nur Geschwindigkeiten bis zu 40 kmh erlaubt. Er macht es z. B. bei Sonderzugfahrten notwendig, dass die Strecke vorher gründlich untersucht wird, um Sicherheitsmängel zu erkennen. Zwischen Volgelsheim und Marckolsheim allerdings ist es möglich, regelmäßige Sonderfahrten mit dem Dampfzug der »Touristen-Eisenbahn Elsass« durchzuführen.



Transport der Brückenteile 1946 nach Neuenburg (Archiv TRR)

Zwischen Breisach und Colmar verkehren heute Busse, die allerdings nicht gut angenommen werden, weil sie im Vergleich zum Auto sehr langsam sind, und man außerdem in Breisach von oder zur Breisgau-S-Bahn umsteigen muss.

Auf dem deutschen Streckenteil erlebte der Personenverkehr zudem einen ständigen Niedergang, bis die Linie zwischen Freiburg und Breisach 1997 durch die Breisgau-S-Bahn übernommen wurde. Seither ging es steil bergauf mit den Fahrgastzahlen, die sich von damals 600 000 auf heute über 3,5 Mio. Mitfahrende pro Jahr entwickelt haben – durch ein attraktives Angebot. Bis 2020 wird die Strecke nun weiter ausgebaut und elektrifiziert. So wird es bald durchgehende Züge von Breisach über Freiburg bis nach Villingen-Schwenningen geben.

Es mangelte in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg nicht an kleineren und größeren Initiativen, um die Eisenbahnverbindung

Sonderfahrt zwischen Colmar und Volgelsheim 2012 (Foto Hannes Linck)

zwischen Freiburg und Colmar wieder aufleben zu lassen. Auch gab es mehrere gründliche Untersuchungen der Möglichkeiten, die Strecke wieder aufzubauen. Die letzte größere Studie wurde 2004 von der Region Elsass und dem Zweckverband Regio-Nahverkehr Freiburg beauftragt und vorgestellt. Sie untersuchte fünf verschiedene Varianten der Streckenführung über Rhein und Rhein-Seitenkanal sowie der Bedienung und kam zu dem Ergebnis, dass es je nach Variante zwischen 37 und 75 Millionen € kosten würde, die notwendigen Brückenbauwerke zu errichten und die marode Strecke zwischen den Bahnhöfen Volgelsheim und Colmar auf den neuesten Stand der Technik zu bringen. Die günstigste Variante beschrieb die Möglichkeit, die Schiene auf die bestehende Straßenbrücke zu legen, und während der Zugfahrten den Autoverkehr kurz zu unterbrechen.

Leider wurden von den Gutachtern nur sehr geringe Fahrgastzahlen von täglich zwischen 580 und 825 zugrunde gelegt. Dies führte trotz der relativ geringen errechneten Investitionskosten zu einem negativen Kosten-Nutzen-Faktor und dem Ergebnis, dass die Strecke volkswirtschaftlich nicht kostendeckend zu betreiben sei. Und so entschied sich die Politik für die Wiedereröffnung der gleichzeitig auch untersuchten Verbindung zwischen Freiburg, Müllheim und Mulhouse, die ja inzwischen auch erfolgt ist. Und die Wiederherstellung der Verbindung Breisach-Colmar wurde auf unbestimmte Zeit verschoben.

Doch mit dieser Entscheidung wollten sich viele Menschen in der Region nicht abfinden. Und so ergriffen u. a. der Verkehrsclub

Deutschland (VCD) und die französische Fahrgastorganisation FNAUT immer wieder Initiativen, um die Strecke aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken. Aus diesem Kreis wurde schließlich im Januar 2012 der deutsch-französische Verein TransRhinRail Colmar-Freiburg gegründet, der sich seither mit verschiedensten Aktionen auf dieses Thema konzentriert.[1] Er hat inzwischen viele Gespräche mit Politikern auf beiden Seiten des Rheins geführt und immer wieder viel beachtete und von vielen genutzte Sonderzug-Fahrten auf dem elsässischen Teil der Strecke durchgeführt, zuletzt in der Vorweihnachtszeit 2017.

Er begründet sein Engagement nicht nur auf der offensichtlichen Notwendigkeit einer leistungsfähigen Bahnverbindung zwischen den beiden wichtigen und – nicht nur touristisch – attraktiven Städten Freiburg und Colmar. Die ganze Region, in der über 400 000 Menschen leben, würde einen enormen Entwicklungsschub bekommen, wie er sich ja bereits seit langem auf dem Abschnitt Freiburg-Breisach mit der sehr gut genutzten Breisgau-S-Bahn zeigt.

Ein wichtiges Argument des Vereins und seiner Freunde ist besonders auch die Einschätzung verschiedener Eisenbahn- und Nahverkehrsexperten, dass die 2004 angenommenen Fahrgastzahlen durch eine attraktive und durchgehende Bahnverbindung deutlich zu übertreffen seien. Wenn heute täglich ca. 20 000 Personen – weitgehend im Auto – den Rhein bei Breisach überschreiten, sei eher mit 3000 bis 4000 täglichen Fahrgästen für eine neue Freiburg-Colmar-Bahn zu rechnen. Verschiedene Fakten sprechen für hohe Nutzungsdaten der Freiburg-Colmar-Bahn: Immer mehr Arbeitnehmer, besonders aus dem Elsass, verdienen auf der anderen Seite des Rheins ihr Geld, immer mehr Deutsche ziehen ins Elsass und nicht zuletzt würden viele Touristen die Gelegenheit nutzen, bequem neben Freiburg oder Colmar auch die andere Stadt kennenzulernen.

Veranstaltung des TRR mit Oliver Rein, dem Bürgermeister von Breisach

Dass solche Fahrgastzahlen die Strecke mehr als lohnend machen würden, konnte der Verein TRR mit einer von ihm initiierten und von der Stadt Breisach und der Verwaltungsgemeinschaft »Pays de Brisach« finanzierten Nachuntersuchung der Studie von 2004 zeigen. Von der Annahme ausgehend, dass die Schiene auf der bestehenden Straßenbrücke alternierend zum Autoverkehr geführt und die ganze Strecke durchgängig elektrifiziert würde, kam die Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Verbindung bereits ab durchschnittlich 1500 täglichen Fahrgästen kostendeckend betrieben werden könnte und so bei 1900 täglichen Fahrgästen bereits ein Nutzen-Kosten-Verhältnis von 1,5 erreicht werden könnte.

Hinzu kämen sicher viele von mehreren tausend Arbeitnehmern, die in großen Betrieben im Raum Volgelsheim-Biesheim arbeiten und aus der Region um Colmar anreisen. Diese wurden in beiden Untersuchungen gar nicht berücksichtigt. Sie könnten mit Zubringerbussen ab Volgelsheim oder am besten mit zusätzlichen Zügen befördert werden, die nicht über den Rhein nach Breisach fahren,

sondern in Richtung Marckolsheim abbiegen. Und auch viele Schüler aus der Region um Volgelsheim und Neuf-Brisach, die im westlichen Colmar zur Schule gehen, würden sicher gerne schnellere Züge den heutigen Bussen vorziehen.

Zudem wurde bisher auch noch nicht eingerechnet, dass – wie das Beispiel Freiburg-Breisach zeigt – auch die Region zwischen dem Rhein und Colmar durch die Bahn wirtschaftlich einen Aufschwung nehmen könnte, der sich wiederum positiv auf die Fahrgastzahlen auswirken würde.

In den letzten Monaten ist nun noch ein weiteres starkes Argument für die Wiederinbetriebnahme der durchgehenden Strecke in den öffentlichen Fokus gerückt. Die Schließung des AKW in Fessenheim zeichnet sich ab und die Region benötigt alternative Angebote, um die insbesonders die dort entstehenden Arbeitsplatzverluste auszugleichen. Folglich kreist die Diskussion immer stärker um ein neues Gewerbe- und Industriegebiet zwischen Fessenheim und der Rheinbrücke bei Breisach. Und dafür, dass dieses Gebiet sinnvollerweise nach Frankreich und Deutschland durch eine attraktive Bahnverbindung angebunden wird, macht sich besonders auch die neue Präsidentin des Oberelsass, Brigitte Klinkert vehement stark.

So hoffen die Freundinnen und Freunde der Freiburg-Colmar-Bahn zu Recht, dass sie nicht mehr allzu lange auf die Wiedereröffnung »ihrer« Linie warten müssen.[2]

Anmerkungen

1 Der Autor ist Geschäftsführer des Verkehrsclub Deutschland (VCD) in Südbaden und Vorstandsmitglied des badisch-elsässischen Vereins TransRhinRail Colmar-Freiburg (TRR). Er engagiert sich bereits seit den 1990er Jahren für die öffentlichen Verkehrsverbindungen zwischen Baden und dem Elsass. 1999 veröffentlichte er eine Dokumentation zur Bahnstrecke Müllheim-Mulhouse, die inzwischen in einer aktualisierten Neuauflage vorliegt.

2 Weitere Informationen zum Thema finden sich auf den Seiten von TransRhinRail Colmar www.Freiburg-Colmar-Bahn.eu. Vom VCD gibt es neuerdings das Online-Portal www.vcd-freizeitfahrplan.eu, mit dessen Hilfe man die besten Bahn- und Busverbindungen ins Elsass und in die Vogesen sowie viele Ausflugs- und Wandertipps finden kann.

Anschrift des Autors:
Hannes Linck
Geschäftsführer des Verkehrsclub Deutschland (VCD)
Regionalverband Südlicher Oberrhein e. V.
Wentzingerstraße 15
79106 Freiburg
hlinck@ngi.de

Kulturelle Kooperation am Oberrhein

Die grenzüberschreitenden Aktivitäten der Stadt Bühl

Wolfgang Jokerst

Die Große Kreisstadt Bühl, am Oberrhein etwa in der Mitte zwischen Offenburg und Rastatt gelegen, hat ca. 30 000 Einwohner und verfügt als typisches Mittelzentrum über ein Einzugsgebiet von 80 000 bis 100 000 Menschen aus der unmittelbaren Region. Als starker Wirtschaftsstandort bietet Bühl 24 000 Arbeitsplätze. Darüber hinaus machen die vielfältigen Kultureinrichtungen mit ihren kulturellen Angeboten die Zwetschgenstadt auch zu einem kulturellen Mittelzentrum in Mittelbaden.

Erstmals urkundlich erwähnt wurde Bühl im Jahr 1283 und über 100 Jahre später im Jahr 1403 erhielt es das wichtige Marktrecht. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich der Ort zu einem kleinen Marktflecken für agrarische Produkte am Oberrhein. Noch heute zeugt die Burg Windeck, über der Stadt am Waldesrand gelegen, von der Herrschaft der Herren von Windeck im Mittelalter. Im Jahre 1835 erhielt der Marktflecken das Stadtrecht. In der Folge entwickelte sich Bühl zu einem kleinen Beamtenstädtchen mit prosperierendem Bürgertum. Die Landwirtschaft blieb jedoch bis weit ins 20. Jahrhundert der wichtigste Erwerbszweig, und mit dem Aufkommen der Bühler Zwetschge in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die blaue Frucht zum wichtigsten landwirtschaftlichen Produkt, das von Bühl aus tatsächlich in die ganze Welt verschickt wurde. Deshalb ist Bühl bis heute als Zwetschengenstadt weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt.

Im Verlauf der Bühler Geschichte gab es immer wieder Bezüge und Verbindungen zum linksrheinischen Elsass, die bedauerlicherweise nicht immer friedlicher Natur waren. So besaßen die Bühler Herren von Windeck bis ins ausgehende Mittelalter Ländereien im Elsass, einen Wirtschaftshof in Straßburg, verheirateten sich mit elsässischen Adelsfamilien und mischten bei den entscheidenden Streitfällen des Bistums Straßburg kräftig mit. Sie scheuten sich auch nicht, den Domdechanten von Ochsenstein aus der Stadt Straßburg zu entführen, worauf das Bistum die Burg Alt-Windeck belagerte – allerdings ohne Erfolg.

In den Kriegswirren des Spanischen Erbfolgekrieges um 1700 war Bühl dann einige Jahre Eckpunkt der sogenannten Bühl-Stollhofener Linie, ein Schanzwall, mit dem Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden-Baden, auch »Türkenlouis« genannt, ab 1701 versuchte, das nördliche Baden vor den Angriffen französischer Truppen zu schützen. Den Krieg 1870/71, insbesondere die Besetzung des Elsass, erlebte die Bühler Bevölkerung hautnah mit. Der Pulverdampf über den linksrheinischen Schlachtfeldern war von der Bühler Vorbergzone aus zu sehen.

Evangelischer Kindergarten beim Umzug am Zwetschgenfest 2009 mit Präsentation der Ehrenplakette des Europarats. (Foto: Stadt Bühl)

Das Elsass wurde deutsch und blieb es bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Wirtschaftlich bedeutete dies, dass das Grenzland Baden ein benachbartes Absatzgebiet erhalten hatte. Über Nacht lebten alte Handelsverbindungen wieder auf. Bühler Firmen, wie die Eisenwerke Netter-Jacobi, schufen Filialen in Straßburg und pflegten regen Handel. Wie eng gerade die Bühler Gegend mit dem Elsass und seiner Metropole Straßburg verbunden war, zeigt sich darin, dass es die Straßburger Straßenbahn Gesellschaft war, die ihren Aktionsbereich auf das rechte Rheinufer ausdehnte und seit 1890 eine Schmalspurbahn von Kehl nach Bühl und darüber hinaus baute. Interessant ist auch, dass der »Entenköpfer«, so nannte man diese Schmalspurbahn, den Straßburger Straßenkehricht – er bestand naturgemäß zu einem großen Anteil aus Pferdeäpfeln – kostenlos in den Bühler Raum brachte, wo ihn die Bauern auf ihre Felder ausbrachten und ihre Erträge verbesserten. So wurde aus Dreck Geld gemacht.

Das »Novemberlicht« – ein grenzüberschreitendes Mundart-Festival

In neuerer Zeit pflegt die Stadt Bühl einen intensiven Austausch mit Gemeinden und Kulturinstitutionen im Elsass. An erster Stelle ist hierbei das grenzüberschreitende Festival »Novemberlicht« zu nennen.

Im Spätjahr 2018 wird das Novemberlicht bereits zum zwölften Mal über den Rhein hinweg leuchten. Das Festival wurde im Jahr 1995 von der Stadt Bühl mit dem Ziel ins Le-

ben gerufen, der Mundart-Kunst im Elsass und auf der badischen Seite ein Podium zu bieten. Und so machte man sich, unterstützt von ehrenamtlichen Helfern daran, Konzerte, Theater- und Kabarettauftritte links und rechts des Rheines zu organisieren. Wie es der Namen schon sagt, findet die die Veranstaltungsreihe immer im November statt. Damit wollte man den Brauch des »Z'Licht-Gehens«, der in früherer Zeit auf beiden Seiten des Rheines in den dunkleren Jahreszeiten gepflegt wurde, wieder aufnehmen. Diesen Brauch kannte man in vielen ländlichen Regionen Mitteleuropas, so auch in Süddeutschland und dem Elsass bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Bis dahin gab es im Dorf kaum elektrisches Licht, so hatte sich im Winter der Brauch entwickelt, sich abwechselnd bei verschiedenen Familien zum »Z'Licht-Gehn« zu treffen. Dort wurden Handarbeiten wie Körbe flechten, Spinnen und Stricken verrichtet, Neuigkeiten ausgetauscht und gesungen. Selbst manche zarte Bande wurden bei dieser Gelegenheit geknüpft.

Der Künstler René Egles an der Gitarre beim Konzert Novemberlicht 2012. (Foto: Stadt Bühl)

Dieser kommunikative Brauch stand gewissermaßen Pate für die Idee, der Mundart-Kultur grenzüberschreitend wieder ein Podium zu geben. Schon beim ersten Novemberlicht konnte man fünf elsässische und acht badische Kommunen dafür gewinnen, beim Novemberlicht mitzumachen. Mittlerweile ist das Novemberlicht ein fester Bestandteil des badisch-elsässischen Kulturkalenders, an dem sich die folgenden Städte und Gemeinden beteiligen: Im Elsass sind dies die Gemeinden Drusenheim, Lichtenberg, Mommenheim, Marmoutier und die Stadt Haguenau. Auf deutscher Seite sind dies die Gemeinden Bühlertal, Lauf, Ottersweier, Rheinmünster und Sasbach, sowie die Städte Bühl und Lichtenau.

Von Anfang an wollte man nicht nur Künstlerinnen und Künstlern die Gelegenheit bieten, auf der jeweils anderen Seite des Rheines aufzutreten, sondern auch dem interessierten Publikum die Chance geben, wechselseitig Veranstaltungen im Elsass oder auf der badischen Seite zu besuchen. Zu diesem Zweck wurde und wird bis heute für einige Veranstaltungen ein grenzüberschreitender Bustransfer eingerichtet.

Dem grenzüberschreitenden Element wird auch dadurch Rechnung getragen, dass das Veranstaltungsprogramm seit dem Jahr 2008 zweisprachig veröffentlicht wird. Von 1995 bis heute liegt die organisatorische Verantwortung bei der Stadt Bühl. Zunächst wurde das Festival im Dreijahresrhythmus veran-

Konzert des Ensemble Musical de la Moder und des Bezirksjugendorchesters Yburg Windeck auf der Außenbühne beim Bürgerhaus Neuer Markt, Bühl. (Foto: Stadt Bühl)

staltet, ab dem Jahr 1998 im Zweijahresrhythmus. Dabei wurde die Bühler Stadtverwaltung bis 2008 von den beiden Mitinitiatoren Paul Güde und Knut Schilling unterstützt. Güde, selbst Erzähler und Mundart-Künstler, und Schilling, als Chef der Bühler Lokalredaktion des Bühler Acher- und Bühler Boten, verfügten beide über hervorragende Netzwerke, die es anfänglich leichter machten, die entsprechenden Künstlerinnen und Künstler zu kontaktieren. Heute hat sich das Netzwerk der Organisatoren weiter entwickelt. Und so ist es möglich, dass bei einem Großteil der Auftritte elsässische und badische Künstler zusammen auftreten. Dies gilt zum Beispiel für die Auftaktveranstaltung, die traditionell in Bühl stattfindet. Das dortige Bürgerhaus mit seinen 700 Plätzen ist in der Regel ausverkauft. So auch bei der letzten Festivaleröffnung im Jahr 2016 als die Bühne dem Grandseigneur der elsässischen Mundart René Egles und dem badischen Kabarettisten Jörg Kräuter gehörte. Auch an diesem Abend konnten etliche Gäste aus dem Elsass begrüßt werden.

Naturgemäß finden sich im Festivalprogramm die bekannten Mundartkünstler. Auf der elsässischen Seite sind dies neben René Egles der Liedermacher und Kabarettist Roger Siffer und die Kabarettistin Huguette Dreikaus; auf der badischen Seite so bekannte Künstler wie die Mundartdichter und Kabarettisten Harald Hurst, Gunzi Heil und Jörg Kräuter.

Das Novemberlicht war aber von Anfang an auch eine Plattform für unbekannte

Künstler. Und so können Künstlerinnen und Künstler, deren Namen noch nicht bekannt sind, bei den 15 Veranstaltungen mit immerhin ca. 2700 Besuchern sich einem größeren interessierten Publikum bekannt machen.

Das Novemberlicht war und ist der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe interessanter grenzüberschreitender Kulturprojekte, in die weitere Institutionen, Initiativen und Kommunen mit einbezogen wurden. So kam es auch, dass die Stadt Bühl im Rahmen ihres Kultursommers Jahr im 2010 erstmals zwei renommierte Blasmusikensembles für ein grenzüberschreitendes Kulturprojekt zusammenbrachte. Das »Ensemble Musical de la Moder« aus dem elsässischen Schweighouse-sur-Moder und das Bezirksjugendorchester »Yburg Windeck« aus dem Bühler Raum probten über mehrere Monate abwechselnd auf der badischen und elsässischen Seite mit dem Ziel, die Uraufführung der musikalischen Erzählung »Guilhem, Alais und das vergessene Orchester« auf die Bühne zu bringen. Am 7. August 2010 war es dann soweit. Auf der großen Bühne am Bühler Europaplatz wurde das Stück von dem über 100-köpfigen Gesamtorchester vor über 2000 Zuschauern uraufgeführt. Begleitet und unterstützt wurden sie dabei von einem Erzähler und zwei Schauspielerinnen in elsässischer Sprache. Das »Gegenkonzert« fand am 14. August desselben Jahres beim elsässischen Festival »Summerlied« in Ohlungen statt. Dieses außergewöhnliche grenzüberschreitende Blasmusikprojekt konnte dank einer EU-Förderung im Rahmen des Programms PAMINA 21 realisiert werden. Der Kooperationsvertrag hierzu wurde feierlich am 31. Mai 2010 vom Bühler Oberbürgermeister Hubert Schnurr und Jacques Schleef, dem directeur de l'association »Summerlied«, unterschrieben.

Dieses Projekt war der Auftakt für eine enge Kooperation zwischen dem elsässischen Festival »Summerlied« und dem von Bühl organisierten Festival »Novemberlicht«. Und so konnte bereits zwei Jahre später im Jahr 2012 ein weiteres grenzüberschreitendes Kulturprojekt realisiert werden.

Unter dem Titel »Vom Workshop … auf die Bühne« wurden Nachwuchskünstler für einen Kreativ-Workshop gesucht. Das Angebot richtete sich an junge Künstlerinnen und Künstler von beiden Seiten des Rheins, die Lust hatten, sich neun Tage auf ein grenzüberschreitendes interkulturelles Abenteuer einzulassen. Ihnen wurde die Chance geboten, sich künstlerisch weiter zu entwickeln. Denn das Projekt wurde von mehreren professionellen Musikern und anderen Bühnenkünstlern begleitet. Der Erfahrungsaustausch und die künstlerische Weiterentwicklung in einem grenzüberschreitenden deutsch-französischen Projekt sind sicherlich einmalig. Es wurde von den beiden Partnern und der Europäischen Union über den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung INTERREG IV Oberrhein (PAMINA 21) kofinanziert.

Die Stadt Bühl und ihr Partner freuten sich, dass sich 13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf das Abenteuer einließen. Neun Tage wurde abwechselnd in Haguenau und in Bühl mit viel Hingabe aber auch Spaß gearbeitet. Auf der Bühne kommunizierte man in Deutsch, Französisch oder Elsässisch. Der Lohn waren zwei Auftritte, zum einen am 10. August beim Festival Summerlied in Ohlungen und am 25. November im Rahmen des Novemberlichtes im Bühler Friedrichsbau.

Zwei Jahre später, bei der nächsten Auflage des »Summerlied«, waren es dieses Mal Sängerinnen und Sänger aus dem Elsass und dem Bühler Raum, die wochenlang für einen außergewöhnlichen Auftritt beim Festival in

Ohlungen probten. Vor über 2500 Zuschauern trat der gemischt elsässisch-badische Chor am 12. August 2014 zusammen mit der in Frankreich sehr bekannten korsischen Gruppe »I Muvrini« auf. Standing ovations waren ihnen sicher.

Literatur über die Grenzen und den Tellerrand hinweg

Das Festival schafft es auch immer wieder mit ambitionierten Projekten über den Tellerrand der reinen Mundart-Veranstaltungen hinauszuschauen. So trat zum Beispiel am 15. November 2008 Dinah Faust, die große alte Dame des Straßburger Kabarets Barabli, mit dem Stück »Schwarze Sengessle flackre im Wind« in der Kirche von Marmoutier auf. Das Ein-Personen-Stück von Claude Vigée ist ohne Zweifel einer der eindrucksvollsten Texte in elsässischer Sprache. Der 1921 im elsässischen Bischwiller geborene elsässische Dichter Claude Vigée erzählt hier in einer unglaublich starken und dichten Art und Weise von seiner Kindheit und Jugend in Bischwiller. Im Jahr 1996 erhielt Vigée den bedeutenden Literaturpreis »Grand prix de Poésie de l'Académie française«.

Eine andere Form der Literatur bot die Schriftstellerin Pascale Hugues beim Novemberlicht 2010, die mit einer Lesung aus ihrem Roman »Marthe et Mathilde« in der Bühler Mediathek zu Gast war. Die aus dem Elsass stammende und in Berlin lebende Journalistin erzählte mit großem Einfühlungsvermögen die Geschichte ihrer beiden Großmütter. Beide wurden 1902 in Colmar geboren, die eine in einer deutschen die andere in einer französischen Familie. Da beide nahezu 100 Jahre alt wurden, erlebten sie in diesem Zeitraum hautnah die wechselvolle deutsch-französische Geschichte des Elsass.

Am 28. November 2011 gab es in Bühl eine Premiere. Der elsässische Autor Pierre Kretz las zum ersten Mal in Deutschland aus seinem kurz vorher in Deutsch erschienen Roman »Ich, der kleine Katholik«. Die Verbindung zwischen dem französischen Schriftsteller und dem deutschen Verlag Klöpfer & Meyer war über eine Bühler Vermittlung zustande gekommen. Da der damalige Kulturamtsleiter Wolfgang Jokerst sowohl den aus Bühl stammenden Verleger Hubert Klöpfer wie auch den elsässischen Autor kannte, konnte er die beiden zusammenbringen.

Der Autor Pierre Kretz bei seiner Lesung am 18.11.2011 in der Bühler Mediathek. (Foto: Peter Fauth-Schlag, Pressefotograf, Baden-Baden)

Ein knappes Jahr später erschien bereits das zweite Buch von Pierre Kretz in dem deutschen Verlag. »Der Seelenhüter« ist ein anrührend-aufwühlender zeitgeschichtlicher Roman, der sich auf besondere Art und Weise elsässischer »Dazwischen«-Geschichte annimmt. Im Oktober desselben

Das Jugendorchester der Städtischen Musikschule Bühl bei ihrem Auftritt anlässlich der Fête de la Musique 2013. (Foto: Stadt Bühl)

Jahres konnte man die Hörspielfassung des Romans in Bühl erleben.

Noch mehr Musik au-delà des frontières ...

Obwohl direkt am Rhein und damit an der deutsch-französischen Grenze gelegen, gab es am gesamten Oberrhein bis zum Jahr 2013 keine Stadt, welche die legendäre »Fête de la Musique« auf deutscher Seite inszenierte. Bühl machte den Anfang.

Das Fest, das in Frankreich mittlerweile auf eine jahrzehntelange Tradition zurückblicken kann, wurde im Jahr 1981 von dem damaligen französischen Kulturminister Jack Lang ins Leben gerufen und hat sich über die Jahre zu einem Selbstläufer entwickelt und wird in nahezu allen französischen Städten gefeiert. Dort treten dann Musiker der regionalen Musikszene und aus allen möglichen Sparten auf. Und, ganz wichtig, der Zugang zu den Konzerten ist kostenfrei.

Genau so war es auch, als in Bühl am 22. Juni 2013 die erste Bühler »Fête de la Musique« auf verschiedenen Plätzen in der Innenstadt gefeiert wurde. Von 10 Uhr vormittags bis in den Abend hinein konnte man auf acht Bühnen Livemusik hören. Mit dem Maison de la Musique aus Haguenau, dem Festival Summerlied und dem Kulturamt aus Haguenau leisteten drei Partner aus dem Elsass Starthilfe. Dank ihrer Unterstützung beteiligten sich auch viele Bands und Musikensembles aus dem Elsass an dem Musikfest. Dank

Aufbauarbeiten der Kunstwerke »Plakat Wand Kunst« 2017, Kirchplatz Bühl. (Foto: Stadt Bühl)

der Förderung durch die Oberrheinkonferenz und des Regierungspräsidiums Karlsruhe sowie vor allem einem großzügigen Spender konnte die Bühler »Fête de la Musique« insgesamt dreimal durchgeführt werden.

Bereits im Dezember 2011 gab es ein gemeinsames Konzert des Kammerorchesters Bühl-Achern mit dem »Orchestre symphonique de Haguenau«. Seither gab es immer wieder Konzerte des Kammerorchesters mit elsässischen Ensembles, in den letzten Jahren vor allem mit dem »Ensemble vocal« der elsässischen Gemeinde Seebach. Die letzten vier Konzerte mit der Dominicus Messe von Mozart und Miniaturen César Franck fanden im Dezember 2017 in Bühl, Achern, Seebach und Haguenau statt.

Im Bereich des Jazz und Blues gab es eine Kooperation zwischen dem elsässischen Bluesfestival »Aperock« und dem Bühler Jazztival 2010, indem jeweils ein Band-Auftritt beim jeweils anderen Festival stattfand.

Auch die Kunst überschreitet den Rhein

Im künstlerischen Bereich gibt es mittlerweile ebenfalls eine von Bühl ausgehende Zusammenarbeit über den Rhein hinweg. Zusammen mit der badischen Gemeinde Rhein-

münster und dem elsässischen Drusenheim wurden 2017 erstmals im Rahmen der Kunstaktion »Plakat Wand Kunst« Kunsttafeln von insgesamt 31 deutschen und französischen Künstlerinnen und Künstlern entlang der Fähre in Drusenheim und in den beteiligten Kommunen aufgestellt.

Die Ausstellung mit den großflächigen Plakatwänden wurde von dem Straßburger Künstler und Kunstprofessor Gemain Roesz kuratiert und liest sich wie das »who is who« der aktuellen Künstlerszene am Oberrhein lesen. Dank des Erfolges im letzten Jahr wird es in 2018 eine Neuauflage der Aktion »Plakat Wand Kunst« mit neuen Künstlern geben.

Dass die vielfältigen grenzüberschreitenden Aktivitäten der Stadt Bühl auch auf politischer Ebene wahrgenommen werden, kann man zum Beispiel daran erkennen, dass der damalige Präsident der Région Alsace, Philippe Richert, anlässlich der Matinee des Bühler Zwetschengenfest 2012 nicht nur ein flammendes Plädoyer für die deutsch-französische Freundschaft hielt, sondern in diesem Zusammenhang die Stadt Bühl für ihr außerordentliches »badisch-elsässisches Engagement« lobte.

Anschrift des Autors:
Wolfgang Jokerst
Erster Beigeordneter
Stadt Bühl
Hauptstraße 47
77815 Bühl

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Das Haus der Badischen Heimat in Freiburg und seine Farbgebung

Gerhard Kabierske

Das Haus der Badischen Heimat zeigt sich seit kurzem in einem ungewohnten Kleid. Die annähernde Wiederherstellung der ursprünglichen Farbigkeit, wie sie der Architekt Carl Anton Meckel Mitte der Zwanziger Jahre als konstitutiven Bestandteil seiner Architektur verstanden hatte, war ein wichtiges Anliegen der gegenwärtig noch laufenden Sanierungsmaßnahmen, die der Landesverein mit beträchtlichem Aufwand betreibt. Der Beitrag beleuchtet den historischen Hintergrund dieser Farbgebung und den Kontext der damaligen Diskussionen, die bereits nach wenigen Jahren zu einem Umstreichen führten.

Jedem Passanten in der Freiburger Hansjakobstraße muss es auffallen: In den letzten Monaten hat sich das Erscheinungsbild des Hauses der Badischen Heimat stark verändert. Im Rahmen verschiedener Renovierungsmaßnahmen an diesem Gebäude – Münsterbaumeisterin Yvonne Faller hat als verantwortliche Architektin bereits im letzten Heft darüber berichtet – wurde auch am Äußeren gearbeitet, das Dach neu gedeckt und die Fassade saniert.[1] Dabei hat sich der Anstrich des Hauses auf geradezu kühne Weise in sein Gegenteil verkehrt: Bisher kam der Bau in einem zurückhaltenden grün-gelblichen Ton daher, der fast wie ein Tarnanstrich wirkte und das Haus trotz seiner größeren Dimensionen und aufwändigeren Bauformen in die gartenstadtartige Wohnbebauung der Nachbarschaft einpasste. Nun aber präsentiert er sich unter seinem hohen, mit dunkelbraun engobierten Bieberschwanzziegeln gedeckten Satteldach in violettem Rot, sich selbstbewusst abhebend von den Gebäuden der Umgebung. Nicht nur die Putzflächen sind in dieser satten dunkelroten Farbe gestrichen, sondern auch die Fenstergewände. Dagegen erscheinen abgesetzt in einem kontrastierenden kühlen Hellgrau der Haussockel, der repräsentative säulenflankierte Portalvorbau sowie vor allem die rekonstruierten Klappläden der Fensterreihe im Obergeschoss und an den einzelnen Öffnungen der Giebelseiten. Die Haustüren, bislang die einzigen farbigen Akzente in gedecktem Blaugrün gehalten, greifen jetzt das Fassadenrot in einer noch dunkleren Variante auf.

Was hat die Badische Heimat bewogen, so tief in den Farbeimer zu greifen? Das wird sich mancher Freiburger fragen, und mit Sicherheit gibt es einige, die irritiert sind oder sich sogar ärgern, denn über Farbe lässt sich bekanntlich nicht – oder eigentlich besser gesagt – endlos diskutieren. Für die Beteiligten innerhalb des Landesvereins war die Entscheidung der künftigen Außengestaltung indes keineswegs von persönlichem, subjektiven

Das Haus der Badischen Heimat nach Wiederherstellung der ursprünglichen Farbigkeit 2018. (Foto: Gerhard Kabierske)

... und wie man es in den letzten Jahrzehnten kannte. (Foto: Gerhard Kabierske)

Farbempfinden oder heutiger Mode bestimmt, sondern schlichtweg davon, ob man die originale Farbigkeit der Erbauungszeit des Hauses soweit als möglich wiederherstellen sollte oder nicht. Seit den Archivforschungen für einen Beitrag in der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Landesvereins 2009 war nämlich wieder ins Bewusstsein gerückt, dass das Haus der Badischen Heimat bei seiner Erbauung Mitte der 1920er-Jahre auffällig rot gestrichen war und sein Architekt darauf großen Wert gelegt hatte, dieser aber keine zehn Jahre später entgegen seiner Überzeugung gezwungen wurde, einem Umstreichen des Gebäudes zuzustimmen.[2]

Die Entstehungsgeschichte des Hauses

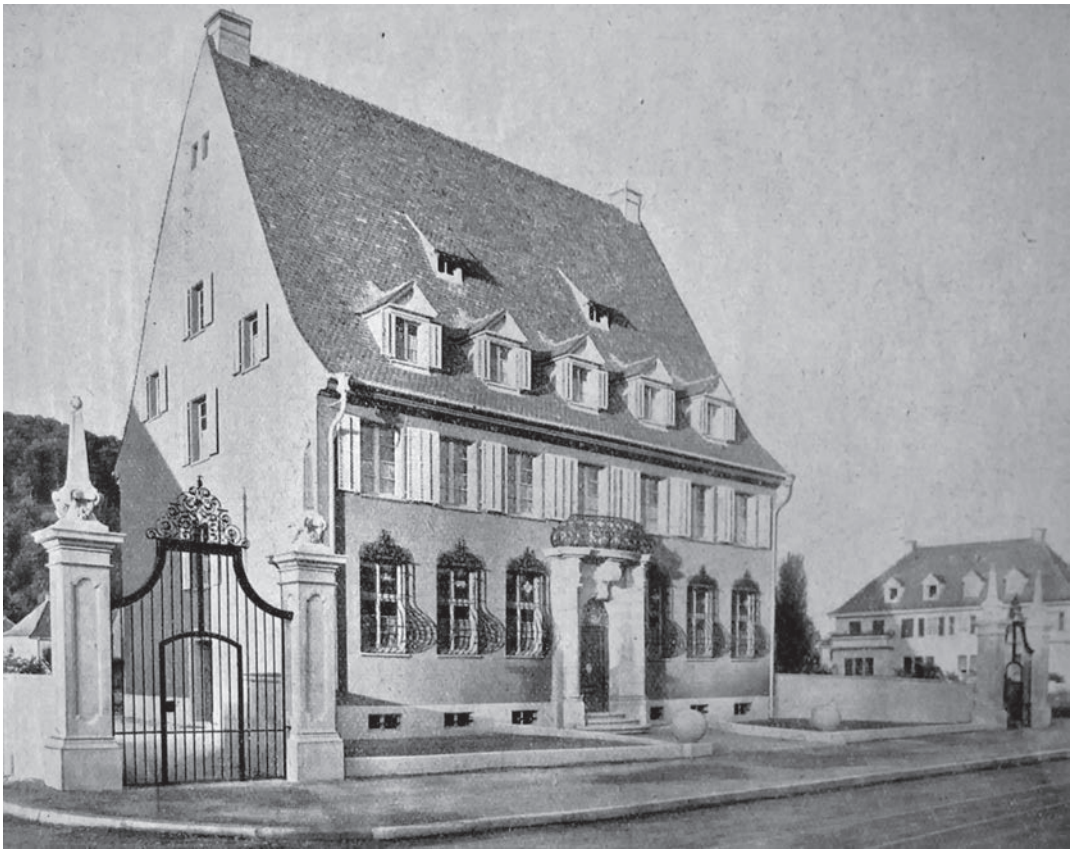
Die Farbgestaltung des Hauses ist eng mit dessen Geschichte und seinem Architekten verbunden, rekapitulieren wir deshalb genauer den historischen Hintergrund. Es waren die gesellschaftlich von Zerrissenheit, Unsicherheit und Not bestimmten Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, die dem 1909 gegründeten Landesverein Badische Heimat mit seinem Eintreten für regionale Kulturgeschichte, Denkmal- und Naturschutz in den südwestdeutschen Landschaften zwischen Bodensee und Main einen ungeahnten Zulauf bescherten. Die rastlosen Aktivitäten des Landesvereins unter ihrem Geschäftsführer und zweiten Vorsitzenden Hermann Eris Busse und dem Vorsitzenden Eugen Fischer kamen den Bedürfnissen einer breiten bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit entgegen, die, erschrocken von den Umbrüchen in Gesellschaft, Politik und Technik, nach Kontinuität und Besinnung auf traditionelle kulturelle Werte setzte, ohne sich dabei einer politischen Partei anschließen zu müssen. In der Geschäftsstelle, einem von der Stadt Freiburg zur Verfügung gestellten Raum im Augustinermuseum, herrschte bei zusätzlich eingestelltem Personal bald drangvolle Enge. An Abhilfe konnte aber in den Jahren der Inflation nicht gedacht werden. Als sich ab 1924 die wirtschaftliche Situation stabilisierte und die immer reichlicher fließenden Beiträge ein Finanzpolster schufen, zögerte der Vorstand nicht, den Bau eines eigenen Hauses ins Auge zu fassen. Dieses sollte nicht nur ein Obdach für eine funktionierende, auf eine weitere Vergrößerung angelegte Geschäftsstelle bieten, sondern in seiner Architektur auch einen programmatischen Anspruch für Gegenwart und Zukunft demonstrieren: »Ein Wahrzeichen soll es sein für unsere Arbeit!«, schrieb Eugen Fischer in der Emphase jener Zeit.[3]

Was den Bauplatz anging, so kam die Stadtverwaltung, die den Verein unbedingt in Freiburg halten wollte, dem Vorstand entgegen. Er lag zwar eher am damaligen Stadtrand, war aber mit der Straßenbahn gut zu erreichen und bot an einer Ausfallstraße in den Schwarzwald zwischen der lockeren, durchgrünten Wohnbebauung der Umgebung auch die Chance, sich architektonisch in Szene setzen zu können. Die Finanzierung des anspruchsvollen Projekts schien zunächst unproblematisch. Ein erster Kostenvoranschlag ging 1925 von 82 000 Mark an Baukosten aus, und man hatte innerhalb eines Jahres bereits 35 000 Mark an Eigenmitteln angespart. Die Stadtsparkasse stellte einen Kredit über 45 000 Mark in Aussicht, den Rest wollte man über eine Umlage von einer Mark pro Mitglied und den Verkauf von typografisch ansprechend gestalteten »Baustein-Scheinen« zu je zwei Mark zusammenbekommen. Im Mai 1925 stimmte die Mitgliederversammlung ohne jede Gegenstimme dem ambitionierten Projekt zu.

Die Realisierung schritt ungemein rasch voran. Die Pläne für das Baugesuch sind im Juni 1925 datiert und wurden in der Folge nicht mehr abgeändert. Schon am 24. November desselben Jahres konnte Richtfest gefeiert werden, und im Juli 1926 war der Bau bereits vollendet, obwohl während der Bauarbeiten unvorhergesehene Kostensteigerungen zu bewältigen waren und die tatsächlichen Baukosten sich bis zur Fertigstellung auf fast 134 000 Mark summierten. Wiederum halfen die guten Kontakte zur Freiburger Stadtverwaltung. Sie steuerte 3000 Mark als direkte Bauhilfe bei und genehmigte kurzfristig noch ein größeres Hypothekenbaudarlehen. Appelle an Ortsgruppen, badische Städte und einzelne Mitglieder bewirkten obendrein, dass sich Geldgeber für die als besonderer Bauschmuck gedachten schmiedeeisernen Gitter vor den Fenstern der Geschäftsstelle fanden. Künstlerisch gestaltete und vergoldete Initialen oder Wappen erinnern noch heute an ihre Stifter.

Der Architekt Carl Anton Meckel

Mit der Planung und dem Bau des Hauses hatte der Vorstand im Frühjahr 1925 den damals 50-jährigen Architekten Carl Anton Meckel beauftragt. Eine Alternative war zu-



Das Haus bei der Fertigstellung 1926 noch ohne die seitlichen Pappelpflanzungen (Die Farbige Stadt 1928, H. 2, S. 48)

vor nicht im Gespräch, schon gar nicht die Ausschreibung eines Wettbewerbs. Meckel konnte in Freiburg von allen Beteiligten als der richtige Kandidat für die Aufgabe akzeptiert werden, galt er doch schon seit der Jahrhundertwende als einer der bekanntesten unter den in der Stadt ansässigen freien Architekten. Außerdem sprach für ihn, dass er über seine Schwester familiär mit der in Freiburg angesehenen Bankiersfamilie Krebs verbunden war und Eugen Krebs als Schatzmeister des Vereins fungierte. Darüber hinaus hatte sich Meckel seit seiner Rückkehr als Offizier aus dem Ersten Weltkrieg als besonders engagiertes Mitglied der Badischen Heimat hervorgetan, dem man für sein ehrenamtliches Eintreten für die Sache des Heimatschutzes dankbar war.

1875 als Sohn des bedeutenden Neogotikers Max Meckel in Frankfurt geboren, hatte C. A. Meckel Mitte der 1890er-Jahre in Karlsruhe bei Carl Schäfer und in München bei Friedrich von Thiersch studiert, um sehr schnell im Büro seines Vaters tätig zu werden, der damals von Freiburg aus als erzbischöflicher Baumeister für viele bedeutende Kirchenprojekte in Baden verantwortlich zeichnete.[4] Nachdem es mit dem Ordinariat immer häufiger zu Konflikten gekommen war, machte sich Max 1900 gemeinsam mit Carl Anton in Freiburg selbstständig. Schon längere Zeit vor dem Tod Max Meckels 1910 übernahm der Sohn mehr und mehr die florierenden Geschäfte des Büros, das zwar schwerpunktmäßig im Breisgau tätig war, aber mit Bauten und Wettbewerbsprojekten bis nach Ulm, Frankfurt, Dresden, Leipzig und Danzig reüssierte.

Entwarf C. A. Meckel zunächst auch in der für den Vater charakteristischen mittelalterlichen Formensprache, so legte er sich bald eine barockisierende Handschrift zu, mit der er undogmatisch und überaus kreativ Weise auf den jeweiligen historischen und städtebaulichen Kontext reagierte. Schon bei Friedrich von Thiersch in München hatte er gelernt, Architektur des 18. Jahrhunderts auf eigenständige Weise zu rezipieren. Nach 1900 sollte seine Art der Auseinandersetzung mit anonymer Architektur des Spätbarock und sein Festhalten an einem handwerklich verstandenen Bauen zu einem wichtigen Ausgangspunkt für eine zunehmend schlichtere Heimatschutzarchitektur werden, die sich bewusst von den modischen und kurzlebigen Formspielereien des Jugendstils abgrenzte. Viele Schäfer-Schüler schlugen diesen Weg ein, in Baden gleichzeitig mit C. A. Meckel beispielsweise der bereits 1907 gestorbene Karlsruher Architekturprofessor Friedrich Ratzel und schließlich ab 1907 der nach Karlsruhe berufene Friedrich Ostendorf, der ebenfalls als Neugotiker begann, um dann kurz vor dem Ersten Weltkrieg als wichtigster Theoretiker der »Um-1800-Bewegung« in seinen Schriften die Architektur zwischen Spätbarock und Klassizismus als Orientierung zur Entwicklung einer Formensprache der Zukunft zu empfehlen.

Der jüngere Meckel konnte sein Talent immer dann am besten einsetzen, wenn er bei Aufträgen eigene Erfindung mit alter Bausubstanz oder einer historisch bedeutenden Nachbarschaft zu verbinden hatte. Qualitätvolle Beispiele sind in Freiburg dafür noch heute das Bankhaus Krebs am Münsterplatz aus dem Jahr 1905, die Fassadengestaltungen des Großen und Kleinen Meyerhofs von 1906–1908 oder Umbau und Erweiterung des Hauses zum Walfisch für die Stadtsparkasse von 1911. Sein markantester Freiburger Bau der Zeit vor 1914 ist freilich das Herder-Gebäude in der Habsburger Straße, das Verlag und Druckerei in einem riesigen palazzoartigen Bauwerk zusammenfasst.

Wenn Meckel auch allen modernen Formtendenzen vom Jugendstil bis zum Neuen Bauen äußerst kritisch gegenüberstand,[5] so konnte er sich doch für innovative Bautechniken erwärmen. Ausgerechnet dem Beton galt sein besonderes Interesse, und schon früh fand dieser Werkstoff Eingang in sein Bauen, und das nicht nur bei konstruktiven Teilen, sondern gerade auch beim Baudekor. Hier war vor allem die enge Zusammenarbeit mit Heinrich Brenzinger fruchtbar, nach 1900 Inhaber des 1876 vom Vater gegründeten Freiburger Bauunternehmens Brenzinger & Cie., der die Firma zu einer der führenden deutschen Firmen für künstlerisch gestalteten Betonwerkstein machte, der aber in Freiburg auch als Kunstmäzen und zudem als Förderer der Badischen Heimat auftrat.[6] Zeigte Meckel Beton offen als Gliederungselement an Fassaden seiner Neubauten, so nahm die Oberfläche allerdings immer durch Zuschlagstoffe, Einfärbung sowie steinmetzartige Überarbeitung die Wirkung von Naturstein an. Erst spät, 1928–1930, und als Ausnahmeerscheinung in seinem Werk, wagte er bei der Kirche St. Konrad im Freiburger Norden, nahe seinen gleichzeitig entstehenden barockisierenden Sozialwohnungsbauten, einen reinen Sichtbetonbau mit unbehandeltem Äußeren, an dem sich die Schalungsbretter roh abzeichnen. Mit diesem Bau, im Inneren von unverkennbar expressionistischer Raumwirkung, übersprang er überraschenderweise leichtfüßig den langen Schatten des Historismus, dem sonst sein gesamtes Schaffen verhaftet blieb.

C. A. Meckel und die farbige Architektur

Carl Anton Meckels Hang zum Konservativen hielt ihn auch nicht davon ab, sich als ein Vorkämpfer der Bewegung für mehr Farbe im Stadtbild zu engagieren, die sich seit der Jahrhundertwende etabliert hatte, um im Expressionismus der Zwanziger Jahre ihren Höhepunkt zu finden. Und Meckel tat dies nicht nur dadurch, dass seine Bauten in Freiburg und anderswo durch besondere Farbigkeit auffielen, sondern dass er sich intensiv mit der Frage der Dauerhaftigkeit von farbigen Anstrichen beschäftigte, Vorträge hielt, an Tagungen des finanziell stark von der deutschen Farbenindustrie geförderten »Bundes zur Förderung der Farbe im Stadtbild« teilnahm und für dessen Organ »Die farbige Stadt« Zeitschriftenartikel verfasste.[7] Dabei scheute er sich auch nicht, Verbündete zu suchen, die dem ihm eigentlich entgegengesetzten Lager der deutschen Architekturavantgardisten angehörten. Leider ist die Quellenlage schlecht, und man kann Meckels Kontakte heute nicht mehr im Einzelnen nachvollziehen. Durch Zufall dokumentiert ist aber, dass er einen Text »Zur Technik der Fassadenmalerei«, der Anfang der Zwanziger Jahre entstanden sein muss, an keinen geringeren als an Bruno Taut sandte, 1922–1924 Stadtbaurat in Magdeburg und berühmt-berüchtigt wegen seiner expressionistischen Farbexperimente im dortigen Stadtbild, die deutschlandweit für Aufsehen sorgten. »Sehr geehrter Herr Kollege«, diente Meckel sich im Anschreiben Taut an: »Anbei einige Ausführungen über die Technik der Fassadenmalerei, wie ich sie in langjähriger Erfahrung kennen gelernt habe. Hoffentlich gewinnen Sie der Farbe in der Architektur dort recht viele Freunde und es würde mich sehr freuen, wenn ich hier einmal von Ihnen Ausführungen hören könnte.«[8] Ob der Austausch intensiver geworden ist, wissen wir nicht, aber man darf in Carl Krayl, der 1912–1914 im Büro Meckel in Freiburg beschäftigt war und später zum Mitarbeiterstab von Taut

in Magdeburg gehörte und selbst zu einem der Hauptvertreter des architektonischen Expressionismus avancierte, eine wichtige Verbindungsperson vermuten.[9]

Wie in seiner Architektur, so fußte auch Meckels Beschäftigung mit der Farbe freilich nicht in der individualistischen Kunst des Jugendstils oder gar im Expressionismus, sondern in der späthistoristischen Architektur der 1890er-Jahre. Nachdem in den Gründerjahren in der damals vorherrschenden Neorenaissance italienischer Prägung Naturstein als einzig wahres Fassadenmaterial erachtet wurde und Putz allenfalls mit Anstrichen in Natursteintönen denkbar war, kam mit der Rezeption der sogenannten Deutschrenaissance auch wieder die Kunst der Fassadenfassung und -bemalung ins Blickfeld, wie sie im 16. Jahrhundert nördlich der Alpen ihren Höhepunkt hatte. In einem Vortrag, den Meckel im Februar 1927 vor dem Freiburger Gewerbeverein über »Die Farbe in der Architektur« hielt und der in einem 25-seitigen Typoskript im Wortlaut erhalten ist, zeichnet der Architekt seine Sicht der Anfänge der Farbbewegung nach.[10] Offenbar war er in seinen Studienzeiten geprägt worden vom Wettbewerbsentwurf eines Kunstmalers Martin für die Fassade des Frankfurter Römers, von Carl Schäfers viel diskutierter Farbfassung von Jung-St.-Peter in Straßburg, den polychromen Neubauten seines Münchner Lehrers Gabriel von Seidl und nicht zuletzt in Freiburg vom Neuanstrich der Franziskanerkirche nach dem Entwurf seines Vaters Max Meckel sowie den Fassadenbemalungen von Basler Hof und Altem Rathaus durch Fritz Geiges.

Selbst Architekt geworden, gehörten außergewöhnliche Farbfassungen immer zu einem festen Bestandteil seiner Bauten. Ausdrücklich betonte er im Vortrag, dass Farbe für ihn nicht etwas sei, was nach Fertigstellung eines Baues noch irgendwie hinzugefügt werde, sondern sie ihm in der allerersten Entwurfsstufe bereits vor Augen stünde.[11] Meckels detaillierte Beschreibungen der Farbe seines Bankhauses Krebs, der beiden Meyerhöfe, der Sparkasse und der Herder'schen Verlagsanstalt machen deutlich, dass diese glücklicherweise erhalten gebliebenen und auch farbig gefassten Bauten heute, nach den vielen Renovierungen des vergangenen Jahrhunderts, nur noch ungefähr die ehemalige Polychromie zeigen. So überliefert das heutige Grün des Bankhauses Krebs keineswegs den von Meckel gewollten originalen Zustand, der sehr viel differenzierter war. Zweifellos war aber ein dunkles Rot die von Meckel bevorzugte und in Bezug auf Freiburg von ihm auch historisch hergeleitete Farbe. Dieser Farbton, vor dem Ersten Weltkrieg auch anderswo in Mode gekommen, wurde offensichtlich derart mit seiner Person in Verbindung gebracht, dass der Architekt von einer Mannheimer Zeitung 1919 sogar als der »Urheber der Rotseuche« erklärt wurde, was auf seinen vehementesten Widerspruch stieß.[12] Dass nach dem Krieg die Farbe in der Stadt zu einer allgemeinen Erscheinung geworden sei, zu seinem Leidwesen »vielfach in eine grelle Buntheit ausartend«, begründete er psychologisch: »Nach all' dem Elend, das der Krieg und die Nachkriegszeit über uns gebracht hat, entstand wohl das Bedürfnis nach Farbigkeit doppelt aus dem Gefühl der Lebensbejahung und des Wiederaufbaus heraus.«[13] Den gleichen Zeitgeist sah er am Werk für die neue Farbigkeit in der Mode. Bewunderte er auch die vermeintlich farbige Stadt des Mittelalters und der frühen deutschen Neuzeit, so wollte er aus dem Blickwinkel von 1927 diese überraschenderweise keineswegs rekonstruiert wissen: »Wir haben heutzutage aber mit ganz anderen Verhältnissen zu rechnen wie in alter Zeit. Der gesteigerte Verkehr

mit seinen mannigfachen Aeußerungen, die Reklame […] stellen an Platz- und Strassenwände andere Anforderungen wie früher. Es geht deshalb nicht an, die Vorbilder alter Zeit ohne Prüfung zu kopieren. Selbst die Denkmalpflege darf das nicht bei der Wiederherstellung alter Bauten. Das sich in der Straße abspielende moderne Leben muss in den Platz- und Strassenwänden seine Resonanz finden, soll es nicht ohne Beziehung zu diesem bleiben und wie ein Schattenspiel auf einer weissen Wand wirken. […] Darin liegt ein Hauptproblem der Gestaltung des Stadtbildes und es ist klar, dass an diese Lösung nur der Baukünstler und Städtebauer, der das Ganze überblickt und der die Funktion der Farbe kennt und Farbensinn hat, herantreten kann. […] Es kann […] dem Einzelnen nicht nach Gutdünken überlassen bleiben, wie er sein Haus anstreichen will. Eine Einheitlichkeit des Wollens, Fühlen und Denkens ist bei der Anwendung der Farbe im Stadt- und Landschaftsbild unbedingt erforderlich.«[14]

Das Haus in seiner Zeit

In ungemein sachlichen Worten äußert sich Meckel nach Fertigstellung selbst über seinen Neubau für die Badische Heimat: Er referiert trocken über Grundflächenmaße, Stockwerkshöhen, Erschließung und Zentralheizung, Funktionen der einzelnen Stockwerke und ihrer Räume sowie die eingeplante Möglichkeit, bei weiterem Bedarf die große Wohnung im Obergeschoss auch für die Geschäftsstelle zu nutzen oder im entgegengesetzten Fall, wenn der Verein in Zukunft nicht reüssieren sollte, die Erdgeschossräume ohne große Umbauten einer Wohnnutzung zuzuführen. Lapidar vermeldet er: »Die Ausführung ist in durchaus solider und sorgfältiger Weise erfolgt, aber ohne alles Überflüssige.« Und im Hinblick auf die besonderen formalen Ansprüche bei diesem Auftrag äußert er: »Das Äußere und Innere des Hauses trägt den Forderungen Rechnung, die man an ein mustergültiges Beispiel deutscher heimatlicher Bauweise stellen kann.«[15]

In Wirklichkeit stellt sich der Bau über kompaktem querrechteckigem Grundriss dem Betrachter damals wie heute viel komplexer dar: Schon in seiner Höhe, mit seinem ungewöhnlich steilen Dach und den beiden ebenso steilen, von Kaminen bekrönten seitlichen Giebeln dominiert es über die Wohnhäuser entlang der Hansjakobstraße. Gemahnen Dach und Giebel an anonyme Architektur des späten Mittelalters, wie man sie im alten Freiburg selbst fand und in wenigen Beispielen noch findet, so orientiert sich die streng symmetrische siebenachsige Hauptfront mit dem repräsentativen, von toskanischen Säulen flankierten und von einem Balkon bekrönten Portal am barocken Schlossbau. Gleich einem Herrenhaus des 18. Jahrhundert manifestiert das Bauwerk seinen höheren Rang über die daneben wie Domestiken- oder Wirtschaftsgebäude einer Gutsanlage wirkende Nachbarbebauung. Eine gewisse Verwandtschaft mit heimatlichen Adelssitzen des 18. Jahrhunderts im Breisgau und im Markgräflerland ist augenscheinlich, etwa zum nahen Schloss Ebnet, zu Schloss Rimsingen oder Bürgeln, wobei freilich keines dieser Beispiele direkt zitiert wird. Raffiniert wird der schlossartige Charakter durch die architektonische und gärtnerische Gestaltung des Umfeldes gesteigert. So begrenzt das Grundstück von nur gut fünfhundert Quadratmetern auch ist, bei dem rund um das Haus nicht viel mehr als übliche Vorgartenstreifen bleiben, es wird doch als barocke Bühne inszeniert: Den Vorplatz, der zum Portal führt, flankieren am Straßenrand

zwei mächtige Steinkugeln. Zwei prächtige schmiedeeiserne Tore zwischen obeliskengeschmückten Pfeilern begrenzen die Parzelle zur Rechten und Linken. Sie geben den Weg frei in Zufahrten, die an den Giebelseiten entlang hinter das Haus führen. Viertelkreisförmig gebogene Mauern verbinden die seitlichen Tore mit dem zurückliegenden Haus, so dass sich der Vorplatz wie ein kleiner Ehrenhof präsentiert. Auch die Baumpflanzungen sollten Raum in barockem Sinn definieren: Schlanke, hohe Pappeln, symmetrisch entlang den Grundstücksgrenzen rechts und links gereiht, unterstützten bis in die 1990er-Jahre die architektonische Wirkung des Hauses mit ihrer seitlich in die Tiefe führenden Grünkulisse. Von Hecken unterschiedlicher Höhe begrenzt, war selbst der Nutzgarten auf der Rückseite geometrisch gestaltet, wenngleich in der additiven Reihung einzelner Bereiche hier eher ein Echo der zeitgenössischen Gartenarchitektur Max Laeugers zu spüren gewesen sein dürfte.[16]

Gibt sich das Haus auch traditionell, historistisch in einem akademisch-dogmatischen Sinn ist es nicht, wie schon die sehr eigene Mischung von spätbarockem Gebäudetyp und eher mittelalterlichem Dach zeigt. Meckel war nicht daran gelegen, ein Schlösschen des 18. Jahrhunderts zu kopieren, um dann mehr schlecht als recht eine moderne Funktion hineinzupressen. Die Nutzung des Hauses zeichnet sich durchaus an der Fassade ab: Nicht das Obergeschoss ist die »Beletage« wie bei einem Schloss, sondern das Erdgeschoss, dort wo die Geschäftsstelle der Badischen Heimat untergebracht ist. Die im Unterschied zum ersten Stockwerk deutlich höheren Fenster zeigen, dass sich unten die Hauptfunktion abspielt. Dort erwartet den Besucher etwas Besonderes, etwas Wertvolles und Schützenswertes, wie die schmückenden und gleichermaßen sichernden Fenstergitter suggerieren. Einlass erhält man durch das neugierig machende, aber auch Distanz wahrende Portal. Die Fassadenzone darüber ist durch die geringere Höhe als untergeordnetes Geschoss zu erkennen. Das schmiedeeiserne Geländer des Mittelbalkons erscheint eher als Krone dem darunter liegenden Portal zugehörig denn als besonderer Schmuck des Obergeschosses. »Profane« Klappläden, die es unten nicht gibt, verweisen auf die Wohnnutzung. Sie füllen die gesamten Wandfelder zwischen den Fenstern und lassen mit diesen zusammen die erste Etage auf gestalterisch eigenwillige Weise als horizontal durchgehendes Band wirken – ein Motiv, wie wir es – freilich in anderer Form und Materialität – aus der gleichzeitigen Avantgardearchitektur der Zwanziger Jahre kennen.

Wie es das geschilderte Engagement Meckels für die Farbe in der Architektur nicht anders erwarten lässt, so sollte sie auch bei diesem Auftrag eine zentrale Rolle spielen. In der Zeitschrift »Die farbige Stadt« veröffentlichte er zwei Jahre nach der Fertigstellung einen ausführlichen Text, der seine Absicht, den Bau im komplementären Kontrast zum Grün der Natur zu sehen, erkennen lässt: »Den Hintergrund [des Hauses] bilden die bewaldeten Hänge des Brombergkopfes, gegenüber dehnen sich umfangreiche Gärten, den Blick schließen die bewaldeten Hänge des Hirtzberges und des Roßkopfes. Mit Rücksicht auf diese Umgebung und auch meiner Gepflogenheit gemäß habe ich das Haus stark farbig entworfen. Die Flächen sind leuchtend violettrot gestrichen. Sockel, Portalumrahmung, Einfriedigungsmauern, Torpfeiler, Läden, Dachgauben, das Holzwerk der Fenster, Dachkanäle und Abfallrohre in weichem Silbergrau. Ich bin, wie ich das für richtig halte und mir zur Gewohn-

Fassadendetail (Foto: Hans-Christian Pauly)

Rest der starken Farbigkeit auch im Hausinneren: ursprünglich zitronengelbe Decken im Vorraum und Flur der Geschäftsstelle sowie im Treppenhaus (Foto: Gerhard Kabierske)

heit gemacht habe, mit sehr wenigen Farben ausgekommen, denn neben den angeführten zwei Haupttönen sind nur noch für das Eisenwerk ein leicht ins Grünliche spielendes Schwarz und einige Vergoldungen verwendet. Die Anstriche waren gleich bei der Planung festgelegt worden. Die bündig mit den Putzflächen versetzten Fensterumrahmungen und die Fensterbänke wurden daher in rötlich eingefärbten Betonwerkstein ausgeführt, der Sockel und die Portalarchitekturen sowie die Werksteine der Einfriedigung in grauem Betonwerksteinen. Das Dach ist mit dunklen graubraunen Biberschwanzziegeln unter Verwendung von Haarkalkmörtel gedeckt.« Nach der genauen Schilderung von Putz und Anstrichqualität – die Farbe war von den Industriewerken Lohwald eigens hergestellt worden – kommt er nochmals auf den grünen Naturkontext zu sprechen: »Für die Erscheinung des Baues sind […] Pappelreihen, die links und rechts neben den seitlichen Mauern hinter den Einfahrtstoren das Haus flankieren, von Wichtigkeit.«[17]

Der Artikel überliefert aber auch, dass Meckel nicht nur die Fassade kräftig anstrich, sondern das Haus insgesamt im Hinblick auf Farbigkeit als künstlerische Einheit sah: »Wie das Äußere, so ist auch das Innere farbig gehalten. Wände und Decken der Flure und des Treppenhauses in einem starken Zitronengelb, das Holzwerk in Silbergrau. Die Zimmer haben z. T. ebenfalls farbige Anstriche in verschiedenen Tönen erhalten.«[18] Von dieser Fassung hat sich sichtbar nichts überliefert, die Farbbefunde dürften allerdings unter späteren Farbschichten und Rauhfasertapeten noch detailliert nachweisbar sein. Originalreste, die durch das Auswechseln von Deckenlampen im Vorraum und im Flur des Erdgeschosses zutage getreten sind, erstaunen den aufmerksamen Betrachter im Hinblick auf die Intensität des erwähnten Zitronengelbs und lassen ahnen, wie expressiv die Räume

der Geschäftsstelle auf die Besucher gewirkt haben müssen.

Meckels Architektur und speziell das Haus der Badischen Heimat als für die Erbauungszeit veraltet zu abzutun und sie im Vergleich mit gleichzeitig entstandenen Bauten, etwa Walter Gropius' Bauhaus in Dessau, als rückständig entlarven zu wollen, wäre auch in anderer Hinsicht zu kurz gegriffen. Abseits der schmalen Speerspitze einer revolutionären Avantgarde, die sich Mitte der Zwanziger Jahre in der Adaption von Formen aus dem Industriebau und einem Theoriegebäude des Funktionalismus auf die Suche nach einer neuen Ästhetik der von der Heimatschutzbewegung bekämpften Massengesellschaft machte, verliefen die zeitgenössischen Entwicklungstendenzen äußerst komplex. Durch den Vater und das eigene Studium noch im Historismus wurzelnd, versuchte C. A. Meckel wie viele andere Vertreter seiner Generation der Lebensreformbewegungen des frühen 20. Jahrhunderts zu einem Bauen zu finden, das in bewusster Abkehr von schnelllebigen Moden über kreativen Umgang und Neuinterpretation von Traditionen dauerhafte Qualität in Gestalt und Ausführung garantieren sollte. Dass Freiburg heute allgemein als schöne Stadt gilt, in der es sich leben lässt, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass hier über alle gesellschaftlichen Brüche, alle technischen und funktionalen Wandlungen und selbst über die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs hinweg das Gemeinwesen baulich über das gesamte 20. Jahrhundert hinweg von Architekten geprägt wurde, die nicht auf radikalen Bruch, sondern auf Weiterentwicklung und Besinnung auf lokale Identität setzten. In Freiburg sind dafür in der ersten Jahrhunderthälfte vor allem Namen wie Karl Gruber und Joseph Schlippe, aber eben auch C. A. Meckel synonym, auch wenn sie sich in ihrem Schaffen durchaus unterschieden und sich über die Jahrzehnte auch weiterentwickelten. Das Haus der Badischen Heimat war für Meckel beispielsweise keineswegs Endpunkt seiner stilistischen Entwicklung. Die barocke Schmuckfreude, die sich hier noch ausdrückte, sollte im Spätwerk bis zu seinem Tod 1938 schlichteren Formen weichen. Er soll das Haus in der Hansjakobstraße wegen des opulenten Portals, der Tore und Gitter später selbst als »eine etwas zu fette Kost« charakterisiert haben.[19]

Der Streit um die Farbe

Die Pressevertreter, denen man den gerade bezogenen Neubau am 30. August 1926 vorgestellt hatte, reagierten weitgehend positiv.[20] Einzig der Anstrich der Fassade, jene »kardinalrote Bemalung« schien trotz aller vom Architekten gemachten Verweise auf die lokale Freiburger Tradition farbig gefasster Bauten für manche Zeitgenossen problematisch. Die Freiburger Tagespost wurde in dieser Hinsicht deutlich und meldete: »Es soll allerdings schon Leute gegeben haben, auf die der rote Anstrich des Hauses gewirkt hat wie ein rotes Tuch auf einen wilden Stier. Und der Schreiber dieses hat selbst schon Leute gesehen, die ihren Kopf geschüttelt haben beim Anblick des roten Giebels, der so scharf und feingliedrig in den Himmel ragt.«[21] Im Vereinsorgan gab Eugen Fischer zu, dass das Gebäude »eigenartig, für viele auffällig in seinem satten roten Ton« dastehe und versuchte, dies mit der besonderen Künstlerschaft des »Meisters« Meckel zu begründen.[22]

Dass das Haus in seiner farbigen Erscheinung für Künstler interessant sein konnte, dokumentiert ein Gemälde des Karlsruher Malers Karl Brutzer,[23] das sich noch heute im Be-

sitz der Badischen Heimat befindet. Es muss bald nach der Fertigstellung entstanden sein, da es das Haus in einigem Abstand noch ohne die bald darauf errichtete Nachbarbebauung zeigt. Hinter einer dichten Reihe dunkler Tannen lugt in der Komplementärfarbe Rot das Gebäude mit seinem hohen braunen Dach hervor, das sich wiederum vor dem grünen Umriss der Bergsilhouette im Hintergrund abzeichnet – geradezu ein Idealbild der Meckel'schen Maximen vom farbigen Haus in seiner Umgebung.

Die dennoch latenten Vorbehalte gegen das Rot ihres Hauses sollten nachträglich zu einer besonderen Belastungsprobe für die Badische Heimat werden. Schon 1931, nur fünf Jahre nach Fertigstellung, machte C. A. Meckel darauf aufmerksam, dass der Anstrich in manchen, der Sonne besonders ausgesetzten Bereichen schon sehr verblichen sei und deshalb dringend einer Auffrischung bedürfe.[24] Offenbar hatte man 1926 keineswegs – wie der Architekt in seiner Publikation in der Zeitschrift »Die Farbige Stadt« behauptet hatte[25] – die dauerhafte Keim'sche Mineralfarbe verwendet, sondern aus Kostengründen eine billigere Alternative, die sich schnell als nicht lichtecht erwies[26]. Hermann Eris Busse und der neue Vorsitzende Paul Schwörer störten sich genauso an den offenbar äußerst schäbig wirkenden Verfärbungen ins Hellrosa, waren indes unter der Hand der Meinung, dass man nun die Gelegenheit beim Schopf packen könne, um das ungeliebte Violettrot endlich loszuwerden. Als sich Meckel – kein Wunder angesichts seines Engagements für eine polychrome Architektur – einer Veränderung verweigerte und auf sein Urheberrecht verwies, wurde die Angelegenheit heikel. Busse versuchte nun über die Einholung von verschiedenen Meinungen seine Forderung nach einer Veränderung zu untermauern. In eigens eingeholten Gutachten plädierten Joseph Schlippe als Vorstand des Freiburger Hochbauamts und Hermann Esch aus Mannheim, pikanterweise Meckels Kollege im Sachverständigenausschuss für Heimatpflege und Denkmalschutz der Badischen Heimat, dringend für eine zurückhaltendere Fassung. Zudem holte Busse ein Angebot einer Malerfirma ein, um zu beweisen, dass ein Anstrich in Grau bei insgesamt 1700 Mark um 100 Mark günstiger zu haben sei. Auch äußerte sich die Firma wie gewünscht, »dass es unsinnig wäre, das gleiche Rot wieder zu verwenden, denn es sei in Handwerkskreisen durchaus bekannt, dass dieses Rot nicht haltbar sei und keinerlei Garantie gegeben werden könne.«[27] Schwörer sorgte sich wegen Meckels Widerstand, erin-

Das Haus in seiner Umgebung unmittelbar nach Errichtung. Ölgemälde von Karl Brutzer (Landesverein Badische Heimat)

Max Laeugers Kritik an Freiburger Farbgestaltung. Gegenüberstellung von positiver zurückhaltender und negativer farbiger Fassung der Häuser auf dem Münsterplatz in den Kunsthandbüchern (Max Laeuger, Kunsthandbücher Bd. 1, 1937, S. 54/55)

nerte sich an einen Berliner Urheberrechtsprozess und ließ sich darüber vom Freiburger Stadtsyndikus Auskünfte zukommen. Dieser gab obendrein gute Ratschläge, wie man sich als Bauherr rechtlich gegenüber dem Architekten durchsetzen könne, was wiederum Schlippe kommentierte, nachdem auch noch Werner Noak, der Direktor des Augustinermuseums, zurate gezogen worden war. Der »radikal moderne Noack«, so Schlippe im Juni 1932 an Busse, »hält Meckel trotz seiner ›historischen Richtung‹ wie ich für den einzigen namhaften hiesigen, wenn nicht sogar badischen Baukünstler! Soll man den elenden Kreaturen und Stümpern den Spass machen, dass man ihm diesen Tort antut?« »Er ist von allen hiesigen Kollegen der Einzige, den ich in künstlerischer Hinsicht unbedingt hochachten muss und vor dessen erstaunlichem Wissen ich einen aufrichtigen Respekt habe. […] Wenn Sie ohnehin befürchten, dass man über den Neuanstrich nach erst 7 Jahren in der Stadt viel reden wird, so wird man darüber erst recht reden, wenn er Veranlassung zu einem Prozess gäbe.«[28] Der Freiburger Oberbaurat riet zu einem diplomatischen Vorgehen, an dessen Ende aber auf jeden Fall ein veränderter Neuanstrich stehen sollte.

Den Hintergrund für all die Aufgeregtheit darf man in einem sich zu dieser Zeit allgemein durchsetzenden, neoklassizistisch beeinflussten kühlen Farbideal der 1930er-Jahre und in der damals wachsenden Kritik an Verunstaltungen durch expressive »Farbe in der Stadt« sehen.[29] In Baden war es Max Laeuger, der international anerkannte badische Keramiker, Gartengestalter und Architekt, der schon seit den Zwanziger Jahren als vehementer Kritiker gegen die »farbige Stadt« aufgetreten war und dies in Publikationen und seiner Lehre an der Architekturfakultät der Technischen Hochschule mit didaktisch eindringlichen Schautafeln von Beispiel und Gegenbeispiel zu vermitteln suchte.[30] Im Band 1 seiner »Kunsthandbücher« ist auch ein Freiburger Beispiel zu finden. Angesichts des Münsterplatzes führte er mit Zeichenstift, Aquarellfarbe und suggestivem Text vor, dass er von der Rotfassung des Kaufhauses und der bunten Vielfalt der Häuserfronten, zu denen Meckel mit dem Bankhaus Krebs 1905 den Auftakt gegeben hatte, überhaupt nichts

hielt. »Was ist farbig die Hauptsache?« fragt er rhetorisch im Bildkommentar. »Das Münster oder die Häuser? Was ist berechtigt, farbig Melodie zu spielen? Was hat sich unterzuordnen? (Begleitung zu spielen?)«[31]

Laeuger spielte in der Freiburger Diskussion auch eine unmittelbare Rolle. Schlippe traf sich mit ihm und bekam von ihm verschiedene Materialien zum Thema zugeschickt. In seinem erhalten gebliebenen Dankesbrief schrieb Schlippe im Oktober 1935: »Es ist ja ein Hauptfehler, dass wir viel zu selten auf die Grundgesetze des künstlerischen Schaffens hingewiesen werden. Gerade auf dem neulich besprochenen Gebiet der ›Farbe im Stadtbild‹ fehlt ja zumeist eine klare und gesunde Einstellung. Eben erst hat sich eine führende Farbenfabrik beschwerdeführend an mich gewandt, weil ich die bunten Häuseranstriche hier in Freiburg nicht zuliesse. Gerade als ob der höhere Absatz möglichst bunter Farben und der entsprechend größere Gewinn der Farbenfabriken wichtiger wäre als die Harmonie des Stadtbildes!«[32]

Auch der genau gleichzeitig mit hochgepeitschten Emotionen diskutierte »Fall Hirsch« dürfte direkt bis Freiburg gewirkt haben.[33] Fritz Hirsch war als Leiter der Staatlichen Bauverwaltung Badens in die Kritik geraten, weil er bei Renovierungen von Baudenkmalen wie den Schlössern in Schwetzingen und Karlsruhe, vor allem aber an Friedrich Weinbrenners klassizistischem Gebäude der Karlsruher Münze, kräftige Farben verwendet und diese Verwendung historisch begründet hatte, was wiederum von den sich formierenden Gegnern heftig in Frage gestellt wurde. Neben Laeuger, vielen namhaften Organisationen, Institutionen und Fachleuten hatte auch die Badische Heimat ihren Namen unter die Petition an die Landesregierung gesetzt, die ein Ende der »Verschandelungen« von Fritz Hirsch forderte. Es sollte 1933 schließlich auch auf abrupte Weise dazu kommen, da Hirsch als Jude nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in sofortigen Ruhestand versetzt wurde. Die Badische Heimat konnte sich schwerlich im Land gegen laute Farbigkeit an historischen Bauten wenden, wenn sie selbst am eigenen Haus wiederum kräftig den Farbpinsel rühren sollte, und dies auch noch historisch begründete.

Vier Jahre lang schwelte intern der Konflikt mit Meckel, bis dieser seine zunehmend unhaltbar gewordene Position einsah und zwar widerstrebend, aber einlenkend zu erkennen gab, dass er nicht vor Gericht ziehen werde. Ebenfalls auf Entgegenkommen gestimmt, nahm ihn die Geschäftsführung mit ins Boot und betraute ihn im Gegenzug mit dem Neuanstrich, für den er vier ähnliche Varianten in hellem Grau für die Fassaden und zurückhaltend ein grün, grau, blau oder braun gefasstes Holzwerk an Klappläden und Haustür entwickelte.[34] 1935 wurde schließlich umgestrichen. Zudem beauftragte man Meckel mit der Pflasterung des Vorplatzes vor dem Portal und mit der Realisierung einer Garage hinter dem Haus, die 1925 bereits geplant, aber damals aus Kostengründen zurückgestellt worden war.

Das weitere Schicksal des Hauses

Finanziell waren diese Baumaßnahmen nur neun Jahre nach der Einweihung unproblematisch, konnte der Landesvorsitzende doch in seinem Rechenschaftsbericht 1935 mitteilen, dass bereits 1934 alle Hypotheken bei der Stadt und der Sparkasse Freiburg abgegolten und das Haus nunmehr schuldenfrei sei.[35] Im Nachhinein zeigte sich, dass die Verantwortlichen mit der Entscheidung zum Hausbau

Max Meckel, Studien für Varianten einer Neufassung der Fassade 1935
(Archiv Landesverein Badische Heimat, A LaBH 1–22)

Mitte der Zwanziger Jahre genau den richtigen Zeitpunkt in der kurzen Phase der wirtschaftlichen Erholung der Weimarer Republik getroffen hatten. Weder früher noch später, als die Weltwirtschaftskrise ab 1929 Bauen wieder erschwerte, hätte der Verein ein solches Projekt schultern können.

Die Badische Heimat sollte auch weiterhin Glück mit ihrem Haus haben. Von den Bomben des Zweiten Weltkriegs, die Frei-

burg großflächig verwüsteten, blieb es verschont, und die Beschlagnahme zwang zwar zur zeitweiligen Räumung, führte aber nicht zu erheblichen Verlusten oder Schäden an der verbliebenen Möblierung.[36] Die Vermietung der Wohnungen in den oberen Stockwerken sowie die Verpachtung einzelner, nach Neugründung des Vereins 1949 nicht mehr genutzter Büroräume der Geschäftsstelle brachten Einnahmen, mit denen laufende Instandsetzungsmaßnahmen bewerkstelligt werden konnten. Dabei ging man glücklicherweise schonend mit der Bausubstanz um, die bis hin zu den originalen Einrichtungen erhalten blieb. Zu beklagen war einzig der Verlust sämtlicher Holzklappläden anlässlich einer Fassadenrenovierung 1974, weil ihr Neuanstrich als zu teuer erachtet worden war.[37] Das von Meckel bis ins Detail durchdachte Erscheinungsbild wurde dabei entschieden in Mitleidenschaft gezogen. Einerseits wirkten die Fensteröffnungen an den Giebelseiten unproportioniert klein, andererseits verloren damit die Obergeschossfenster der Traufseiten die gestalterisch wichtigen Zwischenelemente. Die 1993 erfolgte Ausweisung des Hauses als Kulturdenkmal kam zu spät, um diesen Eingriff zu verhindern. Umso erfreulicher ist es nun, dass in der laufenden Sanierung die Klappläden rekonstruiert werden konnten und das historische Gebäude auch wieder in seiner ursprünglichen Farbigkeit, die dem Architekten so sehr am Herzen lag, erstrahlt.[38] Ganz abgeschlossen sind die Arbeiten freilich noch nicht. Die barock vorschwingenden, den Vorgarten rahmenden Mauern und die von Obelisken bekrönten Pfeiler der beiden flankierenden schmiedeeisernen Tore warten noch auf ihren silbergrauen Anstrich, ebenso das Hausinnere, bei dem bislang nur das Treppenhaus erneut eine kräftige Farbe bekommen hat. Auch der lange Jahre vernachlässigte Garten erfordert noch eine Neugestaltung im ursprünglichen Sinn, um das ambitionierte Bauwerk wieder als Gesamtkunstwerk erlebbar zu machen.

Anmerkungen

1 Yvonne Faller: Haus der Badischen Heimat in neuem alten Glanz, in: Badische Heimat, Heft 1, März 2018, S. 132–134.

2 Vgl. den Aufsatz des Autors »Ein Wahrzeichen soll es sein für unsere Arbeit«. Das Haus der Badischen Heimat in Freiburg, in: 100 Jahre für Baden. Chronik des Landesvereins Badische Heimat 1909–2009, hg. von Sven von Ungern-Sternberg und Kurt Hochstuhl (Bd. 1 der Schriftenreihe der Badischen Heimat). Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 453–467. Auf dieser Publikation basiert auch der vorliegende Text.

3 Mein Heimatland 13. Jg. 1926, H. 7, S. 176.

4 Archivalien zum Werk C. A. Meckels vor allem im Südwestdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau an der Universität Karlsruhe sowie im Nachlass von Joseph Schlippe im Stadtarchiv Freiburg (K1/44-186, K1/44-1092). – Literatur: Werner Wolf-Holzäpfel: Der Architekt Max Meckel (1847–1910). Studien zur Architektur und zum Kirchenbau des Historismus in Deutschland (Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe und Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau. Materialien zu Bauforschung und Baugeschichte, 10). Lindenberg 2000, S. 253–334. – Eine Abrechnung mit der Persönlichkeit seines Großvaters findet sich in den Erinnerungen des Enkels: Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater. Frankfurt a. M. 1983, S. 17/18.

5 Zusammen mit dem Vater protestierte Meckel 1907 in einem Brief an den Freiburger Oberbürgermeister Winterer, als der Avantgardist Hermann Billing den Auftrag für die Errichtung des Kollegiengebäudes der Universität übertragen bekam. Dessen modernistische Architektur hielt er für völlig verfehlt im mittelalterlichen Freiburg. Vgl. Gerhard Kabierske: Der Architekt Hermann Billing 1867–1946, Leben und Werk, Karlsruhe 1997, S. 237. In einem Text »Das flache Dach«, entstanden wahrscheinlich 1926, nimmt Meckel kritisch Stellung zum damals heiß diskutierten

»Markenzeichen« des Neuen Bauens. Vgl. StA Freiburg K1/44-1092.

6 Vgl. Betonwerkstein und künstlerische Behandlung des Betons. Entwicklung von den ersten Anfängen der deutschen Kunststein-Industrie bis zur werksteinmäßigen Bearbeitung des Betons. Im Auftrage des Deutschen Beton Vereins (e. V.) bearbeitet von Regierungsbaumeister Dr. Ing. Petry, Direktor des Deutschen Beton-Vereins. München 1913.

7 Zu dieser interessanten, von 1925–39 bestehenden Vereinigung vgl. Hans Jörg Rieger: Die Farbige Stadt. Beiträge zur Geschichte der farbigen Architektur in Deutschland und der Schweiz. Diss. Universität Zürich 1976. Nachzuweisen ist, dass Meckel an der zweiten Tagung des Bundes im September 1927 in Augsburg teilnahm, vgl. Die farbige Stadt 1928, H. 1, S. 24. – Beiträge in der Zeitschrift 1928, H. 2, S. 47/48 und 1932/33, H. 2/3. Ein Manuskript Meckels zu einem Vortrag über »Die Farbe in der Architektur« sowie ein Typoskript mit dem Titel »Mein Weg und meine Arbeit auf dem Gebiet der farbigen Architektur« im StA Freiburg K1/44-1092.

8 Ebd.

9 Zu Max Taut (1880–1938) und Carl Krayl (1890–1947) und die Magdeburger Aktivitäten vgl. Rieger 1976 (wie Anm. 7).

10 Das Typoskript und ein Bericht über den Vortrag in einer nicht identifizierbaren Freiburger Tageszeitung vom 4.2.1927 im StA Freiburg K1/44-1092.

11 Ebd., S. 12.

12 Ebd., S. 3.

13 Ebd., S. 4.

14 Ebd,. S. 9/10.

15 Mein Heimatland 13. Jg. 1926, H. 7, S. 178.

16 Leider ist dieser Gartenteil nicht mehr vorhanden, und nur noch durch Reste der Bepflanzung lässt sich nachweisen, dass der überlieferte Entwurf tatsächlich ausgeführt war. Auch sonst ist die Wirkung der Gartenanlage heute durch Veränderungen beeinträchtigt. Die zu groß gewordenen Pappeln mussten aus Sicherheitsgründen gefällt werden. Ihr Fehlen bedeutet eine Einbuße für die Gebäudewirkung. Dafür ist die früher sehr niedrig gehaltene Ligusterhecke als Begleitung der Vorgarteneinfassung zu stark herangewachsen und verschleiert die ursprünglich intendierte streng architektonische Fassung des Vorplatzes.

17 Das Haus »Badische Heimat« in: Die Farbige Stadt 1928, H. 2, S. 47/48.

18 Ebd., S. 48.

19 Zitiert nach Wolf-Holzäpfel 2001 (wie Anm. 4), S. 257.

20 Artikel in: Breisgauer Zeitung Nr. 201, 31.8.1926. – Freiburger Tagespost Nr. 199, 31.8.1926 –, Freiburger Zeitung Nr. 236, 31.8.1926. – Oberrheinischer Beobachter Nr. 209, 1.9.1926. – Volkswacht Nr. 202, 1.9.1926. – Karlsruher Tagblatt Nr. 284, 4.9.1926. – Mannheimer Tagblatt 21.9.1928.

21 Freiburger Tagespost Nr. 199, 31.8.1926.

22 Mein Heimatland 13. Jg. 1926, H. 7, S. 175.

23 Karl Brutzer, geb. 1894 in Weingarten/Baden, gest. 1964 in Karlsruhe. Vor 1914 Studium an der Kunstgewerbeschule Karlsruhe, 1918–27 an der Landeskunstschule Karlsruhe, Schüler von Hans Adolf Bühler und Albert Haueisen. Maler von spätimpressionistischen Landschaften, Stillleben und Porträts. Nach 1933, als seine Malweise abgelehnt wurde und angeblich bis zum Malverbot führte, Tätigkeit am Kunsthaus Schubert-Locke in Stuttgart. Nach 1945 entstanden Bilder mit Zügen des expressiven Realismus.

24 Der Vorgang dokumentiert in der Akte A LaBH 1-22 – im Archiv des Landesvereins Badische Heimat.

25 Das Haus »Badische Heimat«, in: Die Farbige Stadt 1928, H. 2, S. 48.

26 Ebenso hatte er in diesem Artikel behauptet, dass hinter dem Haus eine Garage realisiert worden sei. Sie war zwar geplant, wurde aber aus Kostengründen zurückgestellt und erst 1936 errichtet.

27 StA Freiburg, K1/44-186, Brief von Busse an Schlippe vom 1.6.1932.

28 StA Freiburg, K1/44-186, Brief von Schlippe an Busse vom 2.6.1932.

29 1933 unterstützte der Landesverein eine Eingabe des Schwäbischen Bundes für Heimatschutz an Behörden und die Presse, welche die Entstellung der »einheitlichen Dorf- und Stadtbilder« durch hässliche, aufdringliche Hausanstriche anprangert. Vgl. Mein Heimatland 20. Jg. 1933, H. 9/10, S. 331.

30 Nach seiner Emeritierung 1935 fasste Laeuger seine jahrzehntelange Lehre an der TH Karlsruhe in drei Bänden seiner »Kunsthandbücher« zusammen, die 1937–1939 erschienen. Zu diesen Publikationen vgl. Ulrich Maximilian Schumann: Max Laeuger und seine Kunsthandbücher. In: Scholion Bulletin 3 der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin. Einsiedeln 2004.

31 Max Laeuger: Kunsthandbücher, Erster Band, Farbe und Form in der Bau- und Raumkunst. Pinneberg 1937, S. 54/55.

32 StA Freiburg, K1/44-167, Brief von Schlippe an Laeuger vom 21.10.1935.
33 Zum »Fall Hirsch« vgl. Fritz Hirsch: Der Fall Leonelli und einige baukünstlerische Gegenstände. Karlsruhe o. J. (1931). – Der Fall Hirsch und die badische Denkmalpflege. Zusammengestellt und herausgegeben vom Landesbezirk Baden des Bundes Deutscher Architekten. Karlsruhe o. J. (1931). – Wolfgang E. Stopfel: Quellen und Querelen. Zur Architekturfarbe der Weinbrenner-Zeit. In: Von Farbe und Farben. Albert Knoepfli zum 70. Geburtstag. Zürich 1980, S. 165–170.
34 Die Farbskizzen in der Akte A LaBH 1-22 – Im Archiv des Landesvereins Badische Heimat.
35 Vgl. Mein Heimatland 22. Jg. 1935, H. 11/12, S. 409.
36 Zur Beschlagnahme vgl. Landesverein Badische Heimat, Akte A LaBH 1-23.
37 Vgl. die Akte A LaBH 1-26. Damals wurde auch der Putz erneuert, der heute etwas dünner aufgetragen ist als ursprünglich, und der die Fenstergewände, früher völlig bündig mit der Fläche, heute etwas erhaben erscheinen lässt.
38 Nicht dem ursprünglichen Zustand entsprechend ist die graue Farbgebung des Holzwerks der Dachtraufen. Sie waren im gleichen dunklen Rot der Türen am Haus gestrichen. Ebenso wurden bei der jüngsten Sanierung die Dachgauben mit Kupfer verkleidet, während ihr Holzwerk ursprünglich silbergrau gestrichen war. Die Dachgaubenfenster hatten zudem graue Klappläden entsprechend den sonstigen Fenstern. Im geöffneten Zustand standen sie markant vor den dunkelbraunen Dachflächen und ließen das Dachgeschoss stärker der verputzen Fassade zugehörig erscheinen als dem hohen Dach, wie es heute der Fall ist.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
saai | Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Kaiserstraße 8, Gebäude 10.32, 76131 Karlsruhe

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto mit Online-Überweisungen; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied.

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BB Bank

So muss meine Bank sein.

Denkmalschutz

Der Denkmalschutz gehört zu den satzungsgemäßen Aufgaben des Landesvereins. Die Badische Heimat möchte auf diesem Feld zukünftig stärker sichtbar sein und im Austausch mit den Akteuren in Politik, Verwaltung und Wissenschaft das Bewusstsein für unsere gebaute Umwelt fördern. In der Jury des Baden-Württembergischen Denkmalpreises ist die Badische Heimat bereits lange vertreten. Doch Denkmalschutz braucht Kontinuität. Oft erreichen uns Informationen erst, wenn Bauten vor dem Abriss stehen. Daher soll das Engagement der Badischen Heimat auf eine festere Basis gestellt werden. Dafür hat der Verein Frau Stephanie Zumbrink aus Freiburg gewonnen. Als Beiträgerin wird Frau Zumbrink in unserem Heft regelmäßig über Fragen des Denkmalschutzes und der Architektur berichten beziehungsweise Artikel anderer Autoren zu diesem Themenspektrum koordinieren. Im Landesverein dient sie als Ansprechpartnerin für diese Belange.

In den letzten Jahren haben eine Reihe von Kirchen, Gasthöfen oder Industriedenkmälern ihre ursprüngliche Funktion verloren. Umnutzungen können die Erhaltung sichern, wenn sie sensibel mit dem Bestand umgehen.

Die Badische Heimat wird hier wie in anderen Fällen nicht vorschnell Partei ergreifen, sondern sich als Forum in Streitfällen anbieten, um auf Gefährdungen und Fehlentwicklungen rechtzeitig aufmerksam zu machen, Pro und Contra abzuwägen, widerstreitende Interessen ins Gespräch zu bringen.

Der Blick richtet sich dabei nicht ausschließlich in die Geschichte. Zu einer lebendigen Denkmallandschaft gehört neben dem Schutz der historischen Bauwerke auch die Förderung architektonischer Gestaltungsqualität. Das Augenmerk gilt daher ebenso sehr der Gegenwartsarchitektur und den aktuellen Entwicklungen im Städtebau.

Neben den Heftausgaben will die Badische Heimat auch ihre Website als Plattform für die Anliegen der Denkmalpflege nutzen. Pflegefälle, »Denkmale in Not« und exemplarische Fälle gelungener Restaurierungen werden in loser Reihenfolge vorgestellt.

Zur Person

Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Volkskunde in Augsburg, Köln und Freiburg. Magisterabschluss mit einer Arbeit über den Landesverein Sächsischer Heimatschutz und seine Tätigkeiten im Sinne der Denkmalpflege und im Bereich der Architektur. Freiberufliche Kuratorentätigkeit. Publikationen zu kunsthistorischen Themen am Oberrhein mit Schwerpunkt Mittelalter und Barock. Mitglied des Ausschusses des Breisgau-Geschichtsverein Schau-ins-Land und des Alemannischen Instituts.

Anschrift

Landesverein Badische Heimat e. V.
z. Hd. Stephanie Zumbrink M.A.
Hansjakobstraße 12
79117 Freiburg
s.zumbrink@web.de

Denkmalschutz und Architektur

Beginnend mit dieser Ausgabe der »Badischen Heimat« werden in dieser Rubrik einerseits Bauwerke vorgestellt, die gegenwärtig durch Abriss oder Umbau in ihrem Erhalt gefährdet sind, andererseits werden Beispiele präsentiert, die gerettet werden konnten.

Hinweise auf aktuelle Ausstellungen, Vorträge oder andere Veranstaltungen ergänzen die neue Rubrik.

Die ehemalige Kirche St. Elisabeth in Freiburg

Die von 1962 bis 1964 vom Karlsruher Architekten Rainer Disse (1928–2008) errichtete katholische Kirche St. Elisabeth im Freiburger Stadtteil Brühl wurde 1965 geweiht. Schon 1997 kam es zur Vereinigung der Gemeinde mit der benachbarten Pfarrei St. Konrad und der gemeinsamen Nutzung der dortigen Kirche. Die Entweihung der Elisabethkirche im Herbst 2006 besiegelte schließlich das Ende des Gebäudes als Gotteshaus. Seit 2007 stand es zum größten Teil leer. Diese Situation warf in aller Dringlichkeit die Frage nach einer weiteren Nutzung auf.

Die Kirche St. Elisabeth ist von ihrer Grundform her ein in Sichtbeton ausgeführter Kubus mit Flachdach. Vier Stützen tragen im Innern die über einem Fensterband liegende Kassettendecke. Der über dem Westeingang eingebauten Orgelempore steht eine um wenige Stufen erhöhte Choranlage im Osten gegenüber; nördlich angrenzend eine geringfügig in den Raum ragende Sakramentskapelle. Die unter anderem von Franz Gutmann, Emil Wachter, Peter Gautel und Rainer Disse selbst gestaltete Ausstattung entsprach der strengen 1960er-Jahre-Architektur. St. Elisabeth ist kein gefälliger Bau – die kantigen Formen und der rohe Beton wirken herb und abweisend. Doch die plastische Wucht des Baukörpers beeindruckt. »Brutalismus« ist die treffende Bezeichnung für diese Architekturströmung, dem das Deutsche Architekturmuseum Frankfurt im vergangenen Jahr eine Ausstellung mit dem bezeichnenden Titel »SOS Brutalismus – rettet die Betonmonster« widmete. Die Qualitäten dieser bemerkenswerten, wenn auch häufig ungeliebten Architektur erkannten das Denkmalamt und die Stadt Freiburg, indem sie die Kirche 2006 unter Denkmalschutz stellten. Dennoch stand die Kirche 2010 vor dem Abriss, da alle Ideen für eine Nachnutzung sich als unrealisierbar erwiesen hatten. Im letzten Moment stieg das Immobilienunternehmen Gisinger ein und entwickelte mit dem Architekturbüro in der Milchstraße (Freiburg) ein Konzept für den Umbau zu einem Wohngebäude. Der Einbau

Die Elisabethkirche nach dem Umbau zur Wohnanlage. (Foto: Andreas Schwarzkopf, Lizenz: CC BY-SA 3.0)

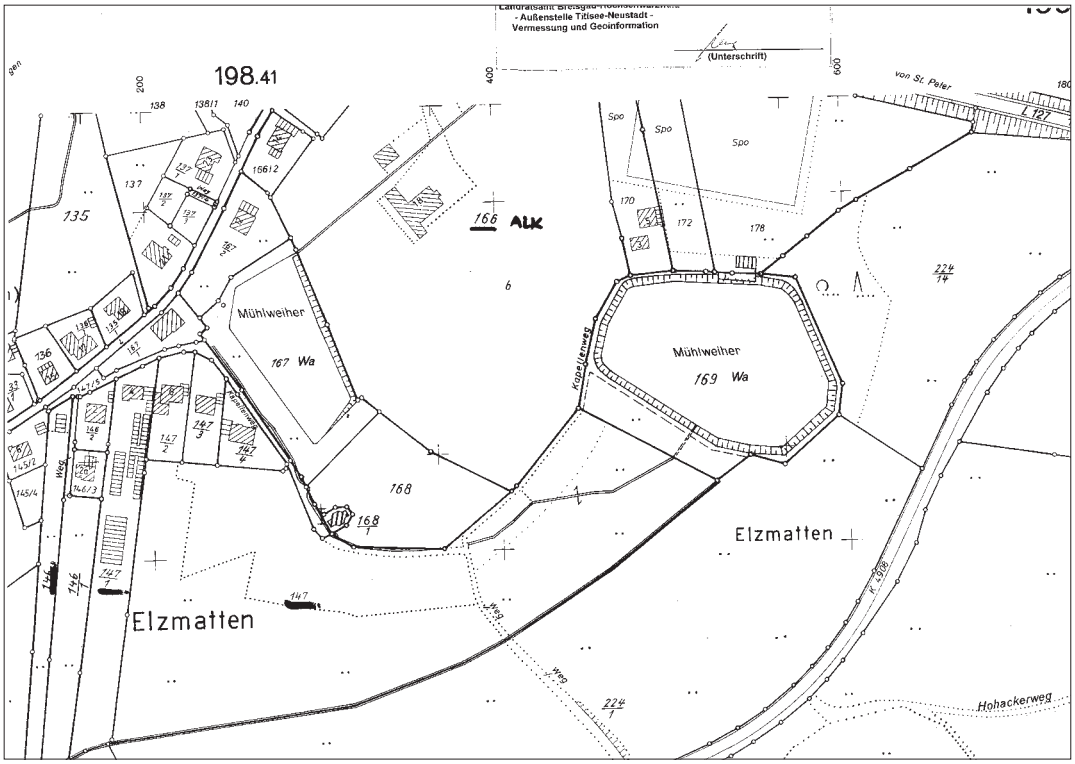
von Wohnungen mit allen erforderlichen Installationen und die Aufstockung des Gebäudes führten zu weitreichenden Eingriffen in die Bausubstanz. Die Umgestaltung vermag jedoch zu überzeugen. Dem Bauwerk ist eine neue Qualität zugewachsen, die Resonanz in der Fachpresse ist positiv.

Immer kleiner werdende Kirchengemeinden führen gegenwärtig zur Entweihung und Schließung von Kirchen – eine Entwicklung, die sich in den nächsten Jahrzehnten verschärfen wird. Dabei ist absehbar, dass die Pfarrgemeinden die Kirchenbauten mit dem größten Sanierungsbedarf als erste aufgeben werden. Eine Bekanntmachung der Sakralarchitektur der 1960er und 1970er Jahre und die Bewusstseinsbildung für die Qualitäten der Architekturmoderne sind daher dringlich. Für St. Elisabeth konnte im letzten Augenblick eine Lösung gefunden werden. Bei künftigen Kirchenentweihungen wird es darauf ankommen, rechtzeitig Konzepte zu finden, bevor durch Leerstand der Verfall einsetzt.

Erhalt der wasserbaulichen Anlage des Klosters St. Peter

Verdole und vernachlässigte Abschnitte des Mühlegrabens sind ein in seiner Wertigkeit von den Unterhaltspflichtigen nicht erkanntes Kulturgut. In zwei Wasserrechtsanträgen der Gemeinde sollen sie aktuell aufgegeben werden.

Die wasserbauliche Anlage des Klosters ist Teil der bedeutenden Klosteranlage St. Peter und steht unter Denkmalschutz. Das Benediktinerkloster hatte als Hauskloster und Grablege der Zähringerherzöge in



Denkmalkartierung der wasserbaulichen Anlage des ehem. Benediktinerklosters St. Peter. Am Oberlauf des Mühlegrabens wird Wasser nach Süden abgezweigt. Der Hangkanal zwischen dem östlichen hinterem Mühlweiher (Badweiher) und vorderem Mühlweiher ist in Teilen noch vorhanden. Der verdolte Abschnitt zwischen vorderem Mühleweiher und Klostermauer ist nur ca. 200 m lang. (Bildnachweis: Landesamt für Denkmalpflege, Ausdruck aus der ADAB)

seiner Frühzeit große Bedeutung. Diese wasserbauliche Anlage erinnert an die Freiburger »Bächle« und wird im Kern ebenfalls im 12. Jh. mit oder kurz nach der Gründung des Klosters entstanden sein. Das Wasser wurde über gut 2 km kunstvoll über die Wasserscheide vom Ibachtal zum Eschbachtal über einen Hangkanal zu zunächst nur einem Weiher geführt und das Gelände für den Wasserlauf künstlich aufgeschüttet oder eingeebnet. 1722, im Zuge des Ausbaus der barocken Klosteranlage, hat man diese wasserbauliche Anlage auf drei, im Laufe des 18.Jhs auf fünf Weiher erweitert. Mit Alleen und Wegen entlang der sie verbindenden Kanäle gewann die Anlage in dieser Zeit parkartigen Charakter und wird auch der Muße der Benediktinermönche gedient haben. Man war sehr stolz auf diese Anlage und hat sie auf fast allen vogelperspektivischen Darstellungen des Klosters mit abgebildet.

Vor allem aber wurde dieses Wasser durch das Kloster geleitet. Im späten 17. Jh. geschah das noch in offenen Kanälen, beim barocken Neubau hat man eine gemauerte, überwölbte Kanalisation unter dem Kloster durchgeführt, die römischen Kanalisationsbauten verblüffend ähnelt und erst seit zwei Jahren bekannt ist. Im Kloster ließ sich das Wasser an drei Stellen mit Schleusen aufstauen für den Brandschutz. Es trieb die Mühlen unterhalb des Klosters an, es spülte die Latrinen und entsorgte die Küchenabfälle.

Diese wasserbauliche Anlage wurde im Zuge der Säkularisation vom Kloster abgetrennt und verkauft. Zwei Weiher, jetzt als vorderer und hinterer Mühleweiher bezeichnet, wurden 1826 von zwei Müllern ersteigert. Im Kaufvertrag ist u.a. festgesetzt: «Der Müller hat den Gang dem Mühlbach nach zu beiden Weihern wie bisher ungestört fort zu gebrauchen… Er ist gehalten zu allen Zeiten, er mag mahlen oder nicht, täglich das erforderliche Wasser aus dem Mühleweiher auf seine Kosten wie bisher abgehen zu lassen.« Dieser Verpflichtung sind die Müller nachgekommen bis Mitte des 20. Jhs.

Der hintere Weiher wurde schon in den 1950er Jahren an die Gemeinde verpachtet, als »Badweiher« touristisch genutzt und seither die historischen Zu- und Abläufe vernachlässigt. Die stark schüttende Quelle am Oberlauf hat ein Bauer zu seinem Hof so umgeleitet, dass der kunstvoll eine Wasserscheide überquerende Hangkanal zu den Klosterweihern trockengefallen und verlandet ist. Im Gelände ist er am Bodenrelief und der begleitenden Baumpflanzung, auch einem Mäuerchen deutlich zu erkennen. Im Frühjahr 2018 wurde er allerdings durch das Fällen von Bäumen und Einplanierung eines Teilstücks weiter im Bestand reduziert. Den Ablauf des Badweihers hat man damals nicht mehr im kunstvoll nivellierten Hangkanal zum Kloster geleitet, sondern preisgünstig auf dem kurzen Weg in die Talsenke geführt. Die Gemeinde möchte den in den 1950er Jahren geschaffenen Zustand legalisieren, ohne dass die jahrhundertealte Wasserführung im Antrag überhaupt nur genannt würde.

Der in den 1960er Jahren an Privatleute verkaufte vordere Mühleweiher und der noch bestehende klosternahe Teil des Mühlegrabens, den die Gemeinde weiterhin unterhielt, haben bis 2002 die Löschwasserfunktion für die Klostergebäude, damals das Priesterseminar der Erzdiözese Freiburg, erfüllt. Wie in vielen anderen Dörfern hatte die Gemeinde St. Peter in den 1950er Jahren den Teil des straßenparallel verlaufenden Gewässers verdolt, für den sie unterhaltspflichtig war. Bedeutung und Funktion des Gewässers gerieten in Vergessenheit. Eine einwachsende Linde, unterlassener Bauunterhalt, der Wunsch der Gemeinde, nicht mehr für die Unterhaltskosten verantwortlich zu sein, führten 2002 zu einer nicht mehr reparierten Leckage am verdolten Unterlauf und zu der Nacht- und Nebelselbsthilfeaktion des betroffenen Anwohners. Er hat kanalaufwärts auf einem anderen Privatgrundstück das Wasser in ein 1972 verlegtes Feuerwehrnotfallrohr umgeleitet. Seither hatte das Priesterseminar, heute Geistliches Zentrum, keine Eigenwasserversorgung mehr für Feuerlöschzwecke und die Oberlieger haben durch Rückstau Feuchtigkeitsprobleme auf ihren Grundstücken und in ihren Häusern. Die Gemeinde hat sich all die Jahre für nicht zuständig erklärt und möchte jetzt den unrechtmäßig durch einen Anwohner geschaffenen Zustand in einem Wasserrechtsverfahren nachträglich legalisieren lassen.

St. Peter lebt von der Bedeutung und Schönheit seines Klosters. Ein Zähringermuseum ist in Gründung. Die technische Meisterleistung der wasserbaulichen Anlage des Klosters, ein materielles Zeugnis, das tatsächlich im Kern in die Zähringerzeit zurückreicht, wird in seiner Bedeutung von den Verantwortlichen noch nicht erkannt. Dass der verdolte Abschnitt des Mühlegrabens heute im Ortsbild nicht wirksam ist, ist eine bedauerliche, aber rückgängig machbare Entscheidung der 1950er Jahre. Der Erhalt der historischen Wasserrechte bzw. der historischen Wasserführung würde es zudem ermöglichen zukünftig dort, wo sich früher die Mühlräder gedreht haben, Turbinen laufen zu lassen und wie anderen Orts auch durch Stromerzeugung u.a. das Geld zum Unterhalt der Anlage zu generieren. Zu wünschen ist, dass das Wasser von vorderen Mühleweiher möglichst bald wieder durch das Kloster fließt. Bei den Wasserrechten sollten die historischen Lösungen berücksichtigt werden. Am Oberlauf gab es einen Schacht, der nach 1826 entstanden sein muss, mit dem ein Teil des Wassers zum Kreuzhof abgegeben werden konnte. Für den Auslauf des hinteren Mühleweihers sind auf einem Foto zwei Wehre belegt, eines zum Mühlegraben, eines zum Schmittenbach. Gemeinden sollten ein gutes Beispiel sein im Erhalt von Kulturdenkmalen. Das Vorgehen in St. Peter wirft viele Fragezeichen auf. Es sollte hier noch nicht das letzte Wort gesprochen sein. *Dr. Petra Wichmann*

Aktuelle Veranstaltungen – Ausstellungen – Vorträge

»Häuser und Höfe im Wandel«

Ausstellung im Museum »Gasthaus Arche«, Furtwangen
11.3.2018 bis 28.10.2018

Das historische »Gasthaus Arche« – erbaut 1759, ab 1875 Schankwirtschaft mit späterem Beherbergungsbetrieb – wurde 2005 als Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Seitdem vermitteln die original erhaltenen Räume, darunter die Gaststube und die Gästezimmer, den Besuchern einen unmittelbaren Einblick in Architektur, Ausstattungs- und Lebenswelt. Halbjährlich wechselnde Ausstellungen in drei Räumen erweitern das Programm.

Die aktuelle Ausstellung »Häuser und Höfe im Wandel« verdeutlicht den tiefgreifenden Wandel des Furtwanger Stadtbilds insgesamt, zeigt ihn aber auch konkret an Hand von einzelnen Höfen und Stadthäusern. Fotografien der gegenwärtigen Zustände sind alten Ansichten gegenüber gestellt. Bedingt durch

Brände oder veränderte wirtschaftliche Voraussetzungen sind eine Vielzahl von Höfen auf Furtwanger Gemarkung verloren gegangen oder so umgebaut worden, dass ein Wiedererkennen oft erst auf den zweiten Blick gelingt. In Furtwangen selbst erstaunen neben den Niederlegungen die an die Stelle tretenden Neubauten. Sie gehen in ihrer Baumasse weit über das ehemalige umbaute Volumen heraus. Einige dokumentierte Häuser sind mit Fragezeichen versehen. Die Gebäude sind für den Abriss freigegeben und die Fragezeichen weisen unmissverständlich in eine ungewisse Zukunft. Wenn vielleicht bei einigen Häusern eine geplante Niederlegung nicht abzuwenden sein sollte, so könnte man zumindest auf eine qualitätsvolle moderne Architektur hoffen. Die gezeigten Beispiele »neuer« Architektur der letzten Jahrzehnte lassen daran allerdings Zweifel hegen.

Adresse
Museum »Gasthaus Arche«
Katzensteigstraße 1
78120 Furtwangen

Öffnungszeiten
Sonntag 14–17 Uhr oder nach tel. Vereinbarung
Während der Öffnungszeiten Bewirtung in der Gaststube
Nähere Informationen bei Museumsleiterin
Elke Schön, Tel. (0 77 23) 50 57 62
E-Mail: geschichtsverein-furtwangen@t-online.de
www.Geschichtsverein-Furtwangen.de

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

August Babberger und die Höll

Zur aktuellen Ausstellung im Hans-Thoma-Kunstmuseum, Bernau im Schwarzwald

Andreas Gabelmann

»Ich bin in die Landschaft des südlichen Schwarzwaldes bis zu den Alpen hineingebunden, die mein Gesicht geworden ist und die die Ausdrucksweise für meine Malerei abgibt. Eine lebensfüllende Landschaftsliebe wurde mir die Balmalp am Klausenpass und die ›Höll‹ bei Urberg, an der Grenze zum Hotzenwald bei St. Blasien, da mich wie ein Antlitz im einen der Sommer anschaut und im anderen der Herbst.« Mit diesen schwärmerischen Worten schilderte August Babberger 1935 in seinen Lebenserinnerungen die tiefe Verbundenheit mit der Landschaft seiner Herkunft und mit der von Kindheit an in Sichtweite liegenden Bergwelt der Schweiz. Beide Naturregionen sollten das Leben und die Kunst des Malers entscheidend prägen. Die intensive gestalterische und gedankliche Auseinandersetzung mit Natur und Landschaft in abgelegenen und unberührten Regionen bestimmte ganz wesentlich Babbergers Kunstauffassung, Geisteshaltung und Lebensgefühl. Und so stehen die beiden besonderen, topographisch und atmosphärisch so einzigartigen Landschaftsorte der sogenannten »Höll« im südlichen Hochschwarzwald und die der Balmalp am Klausenpass in den Urner Hochalpen der Innerschweiz im Fokus dieser Ausstellung.

Unter dem Titel »Babberger und die Höll« vermittelt die Schau eine erstmalige umfassende Wiederentdeckung dieses faszinierenden, wenngleich in Vergessenheit geratenen Kapitels südwestdeutscher Kunstgeschichte der frühen Moderne des 20. Jahrhunderts. Sowohl der badische Expressionist August Babberger als auch seine Künstlerkollegen Hans Brasch, Rudolf Gudden und Robert Hoffmann mit ihrem gemeinschaftlichen Leben und Arbeiten in der kleinen Künstlerkolonie »Höll« sind heute, wenn überhaupt, nur noch eingefleischten Kunstkennern ein Begriff. Mögen die drei Künstlerhäuser im engen Talwinkel südlich von Urberg auch heute noch stehen, die Existenz und Bedeutung dieser Künstlersiedlung in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist längst aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verschwunden. Grund genug, so meine ich, an diese besondere Facette der regionalen Kunstgeschichte zu erinnern und die Maler der »Höll« mit einer ambitionierten Sonderausstellung zu würdigen.

Rund 60 Exponate aus öffentlichen und privaten Sammlungen spannen für den Betrachter den weiten Bogen über Ölmalerei, Aquarell, Zeichnung, Druckgrafik und Wandbildkunst. Ergänzend dazu lassen historische Fotografien, persönliche Dokumente, Skizzenbücher, Illustrationen, Tagebuchnotizen und literarische Texte die enge Verflechtung von Leben und Kunst in der »Höll« – wie im Falle Babbergers auch auf der Balmalp – in ganzer Vielfalt anschaulich werden. Den zeitlichen Schwerpunkt bilden jene Jahre, in denen die vier Künstler die »Höll« zu ihrem Domizil und Aktionsfeld machten, also die Jahre 1919 bis 1936. Als zentrale Figur und prägende Gestalt erscheint der Maler und Graphiker August Babberger, der zu den bedeutenden Vertretern des Expressionismus im deutschen Südwesten und damit zur Avantgarde seiner Zeit zählt.

Babberger wird 1885 in Hausen im Wiesental geboren. Nach einer Ausbildung zum Fassadenmaler und Studienjahren an der Kunstgewerbeschule in Basel entdeckt Hans Thoma 1907 sein Talent und schickt ihn an die Karlsruher Kunstakademie, wo Babberger als Schüler der Graphikklasse 1908 bis 1909 erste symbolistische Radierungen anfertigt. Thoma und

Blick über die Höll, Tempera auf Karton, 46 x 52 cm, um 1925, © Hans-Thoma-Kunstmuseum Bernau

Babberger sollten fortan in lebenslanger Freundschaft verbunden bleiben, 1924 hält Babberger sogar die Grabrede auf den geschätzten Künstlerkollegen. Auf Vermittlung von Hans Thoma kommt Babberger 1910–11 als Schüler des Schweizer Malers Augusto Giacometti an die Internationale Kunstschule in Florenz, wo er seine spätere Frau, die aus Luzern stammende Malerin und Dichterin Anna Maria Tobler kennenlernt. Sie heiraten 1912 in Stampa im Oberengadin, mit Giacometti als Trauzeugen, und lassen sich anschließend in Frankfurt nieder, wo Babberger bis 1920 mit Aufträgen für Wandbilder, Glasfenster und expressionistische Bühnengestaltungen sowie mit Einzelausstellungen erste Erfolge feiern kann. Ab 1915 entdeckt Babberger die Landschaft am Vierwaldstättersee und auf dem Klausenpass als wesentliche Inspiration seiner Malerei. 1919 gehört er neben Max Beckmann zu den Mitbegründern der »Darmstädter Sezession«, die nach Ende des Krieges grundlegende Reformen in Kunst, Staat und Gesellschaft fordert. Die Berufung als Professor für Dekorative Malerei und Wandbildkunst an die Karlsruher Akademie bedeutet 1920 den vorläufigen Höhepunkt in Babbergers Laufbahn. Als Direktor wird er dann ab 1923 die Badische Landeskunstschule Karlsruhe zu einer Blütezeit während der 20er Jahre führen. Babberger gehört nun zu den einflussreichsten und angesehensten Künstlerpersönlichkeiten in Süddeutschland und unterhält Kontakte zu namhaften Architekten, Bildhauern, Schriftstellern, Kunsthistorikern und Museumsleuten, auch und vor allem in der Schweiz. Die Diffamierung als »entarteter« Künstler und die damit verbundene Entlassung aus dem Karlsruher Lehramt schlagen 1933 eine jähe Zäsur in Babbergers Laufbahn. In der Folge sucht er vermehrt die Abgeschiedenheit einsamer Naturregionen, behält sein Atelier in Karlsruhe, hält er sich aber überwiegend in Altdorf in der Innerschweiz auf, wo er 1936 im Alter von nur 51 Jahren den Folgen einer Halsoperation erliegt.

Der frühe Tod des Malers markiert zugleich den Endpunkt der Künstlerkolonie »Höll«. Babbergers Gleichgesinnte, der aus Frankfurt in den Schwarzwald kommende Maler Rudolf Gudden und sein Künstlerfreund Robert Hoffmann, der aus Stuttgart stammt, waren beide 1935 verstorben. Der aus Karlsruhe stammende und mit Babberger seit den Studienjahren an der Akademie befreundete Hans Brasch (Meisterschüler bei Hans Thoma von 1904–08) kehrte bereits 1930 der »Höll« den Rücken und zog nach Stuttgart. So hörte die Künstlersiedlung Mitte der 30er Jahre auf zu existieren. Doch wenden wir den Blick zurück an den Anfang der Geschichte: Ihren Auftakt erlebt die »Höll« mit der Entdeckung der drei verlassenen Bauernhäuser im stillen Talwinkel des Höllbaches durch Rudolf Gudden im Sommer 1919. Begeistert von der Ursprünglichkeit des Ortes erwirbt Gudden noch im gleichen Jahr das älteste der Gebäude, den 1790 erbauten »Höllhof« samt umliegendem Wald-, Wiesen- und Bachgelände. Durch Gudden erfährt dessen langjähriger Künstlerfreund, der in Frankfurt ansässige Landschaftsmaler Robert Hoffmann von der »Höll« und bezieht kurz darauf mit seiner Familie das benachbarte Bauernhaus »Paradies«.

1921 schließlich stößt Babberger hinzu und erwirbt das noch verbleibende Gebäude »Tirol«. Bereits 1920 hatte Hans Brasch ein oberhalb der »Höll« auf dem Dachsberg gelegenes Wohnhaus gekauft. Nun war die Malerkolonie komplett!

Die eigentliche Keimzelle der »Höll« bildet jedoch eine Ateliergemeinschaft, die Babberger, Brasch und Gudden in Frankfurt seit 1918 führten. Ein Zeugnis dieser kleinen Künstlergruppe ist das von Babberger 1919 gemalte Gruppenporträt, das heute leider verschollen ist, in der Ausstellung aber als Reproduktion erlebt werden kann.

Geleitet von der Suche nach dem Ursprünglichen und Einfachen, abseits der städtischen Kunstzentren und des etablierten Kunstbetriebs, entwickelt sich die »Höll« im Verlauf der 20er Jahre zu einer alternativen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Im Mittelpunkt des künstlerischen Interesses steht bei allen vier Malern die unberührte Natur- und Landschaftskulisse des südlichen Hochschwarzwaldes. In

Gemälden, Aquarellstudien, Pastellen und skizzenhaften Zeichnungen bannen die Künstler ihre Eindrücke und Beobachtungen auf Leinwand und Papier. Dabei begegnen uns sowohl nahsichtig erfasste Naturdetails wie auch große Panoramaansichten mit weiten Fernblicken bis zu den Alpen.

In stilistischer Hinsicht unterscheiden sich die Bild- und Formensprachen der Maler deutlich voneinander. Jeder der Künstler verfolgt seinen eigenen bildnerischen Ausdruck, weit entfernt von einem einheitlichen Kollektivstil. Und auch von einer echten Künstlergruppe kann nicht gesprochen werden. Dafür sind die Maler in ihren Herkunft und Entwicklung zu verschieden: Gudden und Hoffmann, beide in den 1860er Jahren geboren, gehören einer anderen Generation an als Babberger und Brasch, die Mitte der 1880er Jahre geboren sind. So pflegt Gudden einen dem Impressionismus verpflichteten Malstil, während Hoffmanns Bilder stark dem Realismus verhaftet bleiben, Babberger und Brasch hingegen zeigen sich fortschrittlicher und moderner in ihrer farb- und formintensiven Umsetzung des Gesehenen.

Vor allem Babbergers Arbeiten, mit ihren expressiv leuchtenden Farbsteigerungen und flächenreduzierten Abstrahierungen der Formen, mit ihren dynamischen Linienschwüngen und rhythmischen Formvereinfachungen streben nach einer kraftvollen Neuformulierung des Naturvorbildes. So präsentieren sich seine expressionistischen Werke als eine energische Abkehr von jeder idyllisch-romantisierenden Schwarzwaldmalerei. Seine unorthodoxe Sicht auf die Landschaft wird von gesteigerten inneren Empfindungen und einer geistigen Durchdringung getragen: *»Was in der Natur vorgeht, was in mir selbst ist, soll sichtbar werden«,* erklärt er 1920 seine Intention. So spüren seine Bilder mit einem neuen Ausdrucksverlangen den Kräften der Natur nach, dürfen als frühe Zeugnisse eines eigenständigen Expressionismus in der Kunst des südlichen Schwarzwaldes gewertet werden und bedeuten für die Kulturlandschaft dieser eher traditionell-volkstümlich orientierten Region den Aufbruch in die Moderne.

Schauen wir uns die damalige Lebenssituation der »Höll«-Maler an, so fällt ins Auge, daß sie sich neben ihrer Kunst auch als Handwerker und Bauern betätigen. Um die von einem anthroposophischen Zeitgeist beflügelte Idealvorstellung einer von bürgerlichen Zwängen und gesellschaftlichen Konventionen befreiten, selbstbestimmten Lebensform inmitten einer urwüchsigen Natur zu verwirklichen, versuchen die Künstler, vor allem Gudden und Hoffmann, weitgehend autark zu leben und sich ihre Grundnahrungsmittel in eigener landwirtschaftlicher Produktion mit Ackerbau und Viehhaltung zu erwirtschaften. Daß dies nur bedingt zum Erfolg führt, belegen Tauschgeschäfte mit Bauern aus der Umgebung sowie die tatkräftige Mithilfe des kunstsinnigen Bauern Adelbert Ebner, der die Stadtflüchtlinge bei ihren landwirtschaftlichen Ambitionen ganz wesentlich unterstützt und hierfür Bilder der Künstler erhält (aus dieser Sammlung sind Leihgaben in der Ausstellung zu sehen). Auch als Waldarbeiter fühlen sich die Künstler berufen:

So pflanzt Gudden im Frühjahr 1926 *»in acht Tagen 570 Bäumchen, die den Grundstock zu einem Urwald bilden sollen, in dem ich hausen will«.* Dorthinein errichtet er ein kleines Atelierhaus, um im direkten Dialog mit der Natur zu arbeiten. Gudden verfolgt damit eine ganz ähnliche Haltung wie der 22 Jahre jüngere Babberger, der auf der Balmalp am Klausenpass seit 1916 eine einfache Sennhütte als sommerliche Atelier- und Wohnstätte nutzt.

Grundsätzlich verschieden sind die persönlichen Lebensverhältnisse der Maler innerhalb der Kolonie. Während Brasch, Gudden und Hoffmann ganzjährig, teils mit ihren Familien, dort wohnen, weilt Babberger jeweils nur einige Wochen im Jahr, meist in den Frühlings- oder Herbstmonaten auf der Hin- oder Rückreise in die Schweizer Berge, in der »Höll« und nutzt sein Haus eher als Feriendomizil. Bedingt durch sein Amt als Lehrer und Direktor der Karlsruher Akademie sind Babberger und seine Frau immer nur vorübergehend in der »Höll«. Und doch avanciert das Babberger-Haus im Laufe der Jahre zu einem lebendigen Treffpunkt illustrer Gäste aus Kunst, Architektur und Literatur. Namen wie Max Laeuger, Hermann Billing, Augusto Giacometti, Albert Haueisen oder Wilhelm Schäfer stehen auf der Besucherliste. Auch Akademieschüler, und nach dem Verlust seines Lehramtes Privatschüler, führt Babberger in die Einsamkeit des Schwarzwaldes und unterrichtet sie im Angesicht der von ihm so geschätzten Natur. Und schließlich dient ihm sein Haus als Stützpunkt, als er 1928 Aufträge für Glasfenster im Krankenhaus in Singen und Fassadenmosaiken am Rathaus in Schwenningen ausführt.

Aus dem glücklichen Dasein in der »Höll« empfängt er wichtige Impulse für sein Schaffen und widmet sich neben dem Malen und Zeichnen mit großer Erfindungskraft der künstlerischen Ausgestaltung seines Hauses:

Figürliche Fresko-Malereien und Wandbilder in Putzkeramik-Technik, geometrisch-ornamental sti-

lisierte Dekorbemalungen an Türen, Wandverkleidungen, Holzdecken und Möbeln, Tapisserien und Gebrauchskeramiken sowie Blumenstilleben und Hinterglasmalereien von Anna Maria Tobler und schließlich die Klänge des akkordeonspielenden Babberger machen das Haus zu einem einzigartigen Gesamtkunstwerk mit einer individuellen Aura aus expressionistischer Innenraumkunst und ländlich-intimer Lebensführung.

Von dieser einstigen außergewöhnlichen Ausstattung hat sich im Haus selbst, bis auf kümmerliche Reste eines von Wandfeuchtigkeit zerstörten Figurenfrieses in den Erdgeschossräumen, heute leider nichts mehr erhalten, und nur noch die überlieferten Innenraumfotos in dieser Ausstellung vermitteln einen Eindruck davon. Gleichwohl können mit den beiden lebensgroßen Wandbildkompositionen »Stehendes Paar« und »Drei gestuft sitzende Frauen« zwei besonders eindrucksvolle Originalstücke aus dem Babberger-Haus nun im Thoma-Museum wieder bewundert werden. Diese Werke haben eine bewegte Geschichte, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: Nachdem das Künstlerhaus durch den frühen Tod des Malers und die Wirren des Krieges in Vergessenheit geraten war, konnten die Wandbilder mit ihren insgesamt rund 350 bemalten Majolika-Fliesen 1955 unter Mithilfe des einstigen Babberger-Schülers Max Rüegg aus dem Gebäude geborgen werden und schlummerten anschließend fast 60 Jahre in einer Kiste in Schweizer Privatbesitz. 2013 gelangten die Wandbilder zusammen mit dem großen Karton des Stehendes Paares dann als Stiftung an die Staatliche Majolika-Manufaktur in Karlsruhe und kehrten damit an jenen Ort zurück, an dem sie um 1930 von Babberger geschaffen wurden. Heute können wir diese Arbeiten mit ihrer wunderbar erhaltenen Leuchtkraft der Keramikfliesen als aufwendige Rekonstruktionen des Originalzustandes wieder erleben. Für diese Ausstellung wurden die wertvollen Stücke erstmals vom Majolika-Museum in Karlsruhe ausgeliehen und gehören jetzt zweifellos zu den glanzvollen Höhepunkten der Schau.

In diesen Werken manifestiert sich beispielhaft Babbergers symbolhaft-expressiver Figurenstil und sein naturmystisches Menschenbild, nach welchem das menschliche Dasein im harmonischen Einklang mit den Gesetzmäßigkeiten der Natur stehen soll. Figur und Landschaft verschmelzen in Babbergers Bildern stets zu einer allgemeingültigen Synthese. Das gilt auch für seine Holz- und Linolschnitte, von denen die Ausstellung das große Blatt »Freunde in der Natur« präsentiert, in dem Babberger 1920 sich und seine Höll-Gefährten Brasch und Gudden inmitten einer kosmisch durchstrahlten Naturkulisse zeigt. Und im Hintergrund des erwähnten Keramikbildes »Stehendes Paar« erscheint wie als »heiliger Berg« das Scheerhorn, das über der Passlandschaft der Balmalp thront. Dort findet Babberger, neben der »Höll«, eine zweite Heimat und sein »Paradies der Höhensucher« (wie er es nennt), hier in rund 2000 Meter Höhe, umringt von schnee- und gletscherbedeckten Bergmassiven, verbringt er bis an sein Lebensende regelmäßige, mehrmonatige Sommeraufenthalte, fernab von Stadtleben und Akademiebetrieb. Die auf dem Klausenpass geschaffenen Gemälde, Aquarelle und Pastelle bilden das zweite große Kapitel der Ausstellung. In ihrer unmittelbaren Ausdruckskraft spiegeln sie die tiefreichende Identifikation des Malers mit der Urnatur der Berge. Wie in der »Höll« sucht Babberger auf der Balmalp die Rückbesinnung auf das Ursprüngliche und Elementare. Mit dynamischem Pinselgestus, expressiven Farbkontrasten und flächenabstrakten Formabwandlungen spürt er den Mächten der Natur nach und fühlt sich schließlich auch in umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen in das Wirken der Flora und Fauna, in das Leben von Mensch und Tier im Hochgebirge ein (ausgewählte Textpassagen finden Sie im Lesebuch). Seine Begeisterung für diese Landschaft lässt Babberger schließlich auch in Textzeilen für das Buch »Vom Urnersee über den Klausenpass« einfließen, dass mit farbigen Holzschnitt-Illustrationen seiner Schweizer Schülerin Erna Schillig, in der Ausstellung zu sehen ist.

August Babberger, Hans Brasch, Rudolf Gudden und Robert Hoffmann wandeln in der »Höll« auf den traditionsreichen Spuren der deutschen Künstlerkolonien der Jahrhundertwende. Sie tragen den lebensreformerischen Geist in die Zeit der 20er und frühen 30er Jahre und in die abgeschiedene Region des südlichen Hochschwarzwaldes. Während jedoch bekannte Künstlerorte wie etwa Worpswede oder Dachau unweit der städtischen Kunstzentren lagen und bequem mit der Eisenbahn erreichbar waren, gestaltet sich die Anreise zur »Höll« vom fernen Karlsruhe oder Frankfurt mühsam und langwierig: Der Zug über Freiburg endet in Titisee, von dort geht es mit dem Pferdefuhrwerk, dem Fahrrad oder zu Fuß weiter. Und hinunter in den steilen Talwinkel zu den drei Malerhäusern führt nur ein staubiger, unzureichend befestigter Weg. Die Bevölkerung nimmt kaum Notiz von den Malern, nur selten verirrt sich überhaupt ein unangemelde-

ter Besucher in die »Höll«. Wirksam und fruchtbar aber bleibt für die vier Künstlerfreunde, so unterschiedlich ihre Temperamente und Charaktere auch sein mögen, die Idee eines freien, naturverbundenen Lebens und Arbeitens in einer intakten Umgebung. Das eint sie und schweißt sie zusammen, das inspiriert ihre Ausdrucksweise und ihre Bildwelten, von denen in der Ausstellung herausragende Beispiele zu sehen sind. Folgen Sie also – liebe Kunstfreunde – August Babberger und seinen Weggefährten in die Höhen und Tiefen von Klausenpass und Höll.

Infos zur Ausstellung: »Babberger und die Höll – Der süddeutsche Expressionist und die Malerkolonie Höll: Brasch, Gudden und Hoffmann«, Hans-Thoma-Kunstmuseum, Bernau im Schwarzwald, bis 29. Juli 2018.

Literatur

Andreas Gabelmann: August Babberger (1885–1936) – Leben und Werk, Münster 2001; August Babberger – Der badische Expressionist, Ausstellungskatalog, Museum am Burghof Lörrach 2010.

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Mitgliederversammlung 2018

Top 4 der Tagesordnung:
Bericht des Chefredakteurs
»Das zukünftige Profil der Badischen Heimat«(*)

1.Eine publizistische Aufgabe

Zu den Entwicklungen der Zeitschrift BADISCHE HEIMAT beziehe ich mich auf den Berichtzeitraum der letzten beiden Jahre. Was ich Ihnen vortrage, ist also nichts Neues, sondern Überlegungen, die in den Heften 2016 und 2017 zur Information der Mitglieder publiziert wurden.

In mehren Aufsätzen habe ich in unseren Heften die gesellschaftliche, politische und kulturelle Lage und die etwaigen Auswirkungen auf die Heimatvereine analysiert. Analyse, Reflexion und Konsequenzen für die Zeitschrift halte ich für eine originäre vordenkerische Aufgabe der Redaktion, da die Zeitschrift den Mitgliedern und der Öffentlichkeit eine Botschaft zu vermitteln hat, die ihrerseits die Aufmerksamkeit auf bestimmte Anliegen des Vereins zu richten hat.

Im Mittelpunkt der Überlegungen standen als Folge der Bodman-Tagung deshalb immer wieder die Fragen: »Was will die BADISCHE HEIMAT?«, »Wofür steht die BADISCHE HEIMAT?«

Das heißt, nach den gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüchen der letzten Jahrzehnte müssen Verein und Zeitschrift sich »neu positionieren«, wie ich schon auf der Mitgliederversammlung in Rastatt 2014 ausgeführt habe. Diese Positionierung im Austausch mit den Lesern der Hefte in Gang zu bringen und zu halten, sehe ich als eine publizistische Aufgabe der Hefte.

2. Zur gegenwärtigen Situation

Ein Schlaglicht auf die gegenwärtige Situation.

Der Verein kann nicht erwarten, dass Institutionen in Baden relevante historische Ereignisse wie die Verfassung von 1818 als singuläres Ereignis der badischen Geschichte der Öffentlichkeit vermitteln.

In der Ausstellung des Generallandesarchivs »Demokratie wagen? Baden 1818–1919« wurden die Verfassung von 1819 mit der Verfassung von 1918 unter dem Aspekt der Demokratiegeschichte in pädagogischer Absicht in Verbindung gesetzt[1]. Aus badischer Sicht gesehen, ist die Verfassung von 1818 der *Beginn der badischen Identitätsgeschichte.* Es ist dem Verein nicht gelungen, die Verfassung unter diesem Aspekt in der Öffentlichkeit zu thematisieren und zu präsentieren.

3. Regionalisierung Badens

Das Anliegen, von dem ich ausgehe, dass es ein zielführendes Anliegen des Vereins und der Zeitschrift ist, habe ich in den vergangenen Jahren unter dem Titel BADENOPTION zusammengefasst. Gemeint ist damit BADEN in *Geschichte und Gegenwart.*

Ein entsprechendes Konzept wurde in einer Vorstandssitzung am 19. Januar 2017 vorgestellt und für »gut befunden«. Das Konzept soll auch im Internet veröffentlicht werden (siehe Protokoll).

Nimmt man die BADENOPTION in der gegenwärtigen Lage Baden-Württembergs ernst, dann muss man feststellen, dass BADEN politisch und kulturell längst *regionalisiert* ist. So wurde denn auch in einer Podiumsdiskussion der Landesbibliothek in Karlsruhe »Was ist Heimat?«[2] die Frage gestellt, ob in der derzeitigen Situation im Landesverein an *»eine gewollte Konstruktion von badischer Heimat«* gedacht sei (Heft 4/2017 S. 621). Eine solche Konstruktion widerspräche der gegenwärtigen geschichtlichen und politischen Erfahrung. *Geschichte und Gegenwart* der Baden-Option können in der Zeitschrift nur in den Regionen und Städten aufgespürt und gefördert werden. Das wird übrigens schon seit Jahren in der Zeitschrift praktiziert. Wichtig ist heute nur, diese Tatsache ins Bewusstsein zu bringen und als *Leitlinie für Verein und Publikation* zu akzeptieren[3].

Für ein »Baden«, das auf der urbanen und regionalen Eben stattfindet, seien einige Beispiele genannt. Thematisiert werden z. B. das neue Stadtarchiv Marchivum in Mannheim, die Ausstellung zum Reformationsjahr in Heidelberg, die Wiederherstellung der Beletage im Bruchsaler Schloss, 200 Jahre Badischer Kunstverein, die Wiederherstellung der Schauhäuser des Botanischen Gartens in Karlsruhe, die Geburtsurkunde der Goldstadt Pforzheim durch Karl Friedrich, die Ausstellung zum Nationalismus in Freiburg usw. Ein Beispiel für die Einbindung der Baden-Option in eine regionale kulturelle Identität ist das Engagement der Stadt Karlsruhe zur Verfassung von 1818 mit einer Veranstaltung zur Verfassung von 1818 am 5. September 2018.

Die Folge ist, dass wir den Gedanken Badens als eines »*Sondergutes*«, das von der BH gewissermaßen »treuhänderisch« zu vertreten wäre, als nicht mehr zeitgemäß aufgeben müssen[4]. Eine solche Baden-Option wäre ein Baden in einem *gesellschaftlich und politisch leeren Raum*. Es gibt in der derzeitigen Situation kein gewissermaßen »ausgegliedertes« Baden, ausgegliedert aus Ort, Gesellschaft und Kultur. Wenn der Verein nicht die veränderte Lage zur Kenntnis nimmt, besteht die Gefahr, dass Baden entweder von außen *folkloristisch* entwertet und banalisiert oder Baden von innen nur »mit Augenzwinkern«, also nicht mehr ernst genommen wird[5].

Aufgabe muss es sein, Wege einzuschlagen, die den erwähnten Gefahren begegnen.

Räumlich und gesellschaftlich muss die Baden-Option in *regionale oder städtische kulturelle Kontexte und Identitäten* eingebunden werden, denn nur dort kann sie lebendig angetroffen werden.

Nur in diesen *kulturellen Kontexten* ist Badisches zu suchen, zu finden und zu fördern, nur so wird auch eine *gesellschaftliche Akzeptanz* der Badenoption in Baden-Württemberg möglich sein. Die Regionalisierung hat auch den Vorteil, dass die Vielfalt badischer Ausprägungen zum Ausdruck kommt[6].

Das Anliegen ist, eine *klare Positionierung* und eine *realistische Einschätzung der publizistischen Möglichkeiten in der Realisierung der Badenoption.*

Die regionalen kulturellen Identitäten schließen selbstverständlich *vorbadische Schichten* mit ein. So z. B. in Bruchsal die fürstbischöflich- speyrische Identität, in Freiburg die vorderösterreichische Identität, in Mannheim die kurpfälzische Identität.

Thesen

1. Baden ist schon längst politisch und kulturell regionalisiert. Daraus sind für die publizistische Realisierung der Badenoption entsprechende Konsequenzen zu ziehen.
2. Die Badenoption muss in Zukunft nach nahezu 70 Jahren Baden-Württemberg die gesellschaftliche Akzeptanz ihres Vorhabens im Bundesland Baden-Württemberg berücksichtigen.
3. Die Badenoption kann sich nicht in einem gesellschaftlich und politisch leeren Raum gewissermaßen als »Sondergut« in der Regie des Vereins realisiert werden.
4. Ohne einen gesellschaftlichen und kulturellen Bezug besteht die Gefahr, dass die Badenoption zur Folklore degradiert wird.
5. Die Badenoption muss, um realistisch, glaubwürdig und lebendig zu sein, eingebunden werden in regionale oder städtische kulturelle Identitäten. Das bedeutet: »Baden« kann nur als Teil der städtischen und regionalen Kulturen und Identitäten begriffen und realisiert werden.
6. Mit ihren Einsatz für Erhalt und Weiterentwicklung der badischen Identitäten leistet die BH einen gesellschaftlichen Beitrag und sorgt damit für die öffentliche Akzeptanz ihres selbst gesetzten Vereinsziels (Siehe Papier: »Das zukünftige Profil der BH«).
7. Da es nur noch wenige Regionalgruppen gibt, die kulturelle Kontakte herstellen könnten, müssen »Korrespondenten« in den Städten und Regionen für die Redaktion diese Aufgabe übernehmen[7].

Kurz zusammengefasst:

Nur die Einbindung der Badenoption in regionale und städtische Kulturen und Identitäten garantiert

- *Glaubwürdigkeit der Anstrengungen des Vereins,*
- *angemessene Verwirklichung des Vereinsziels,*
- *gesellschaftliche Akzeptanz auch in Baden-Württemberg durch einen kulturellen Beitrag des Vereins und der Zeitschrift.*

Anmerkungen

*) Papier vom 19. Januar 2017 für den Druck um einige Punkte und Anmerkungen erweitert.

1. »Das Projekt versteht sich als wichtiger Beitrag in der historisch-politischen Bildungsarbeit des Landesarchivs« (Wolfgang Zimmemann). »Die Ausstellung soll dazu beitragen, vor allem die jungen Menschen gegen Einflüsterungen von Demokratiegegnern zu immunisieren« (Peter Exner).
2. Veranstaltung am 28. November 2017 in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe.
3. Die Zeitschrift »Schwäbische Heimat« sieht u. a. zwei Schwerpunkte ihrer Arbeit in der »Regionalgeschichte« und der »Württembergischen Landeskultur«. Interessant ist das unvermittelte Nebeneinander von regionaler Geschichte und postulierter Ganzheit einer Landeskultur.
4. Nach dem Verlust der staatlichen Eigenständigkeit gibt es Baden nicht mehr als eine einheitsstiftende stabile Größe. Es gibt gelegentliche und situationsbedingte »gesamtbadische« Äußerungen, wie Badnerlied (in Fußballstadien), Hissen der badischen Fahne, Freiheitsfest in Offenburg (Zur Frage »Gibt es eine badische Identität« auf der Podiumsdiskussion am 28.11.2017).

5 Siehe meinen Aufsatz »Baden mit Augenzwinkern, Außen- und Innenansichten. Baden im 60. Jahr Baden-Württembergs.« BH 4/2013 S. 789 ff. »Der Bund Freiheit statt Baden-Württemberg« widmet sich dem Anliegen Badens mit einem deutlichem Augenzwinkern« (Der Sonntag 24.1.2013). Manche haben das »Baden mit Augenzwinkern« als Eigenwahrnehmung akzeptiert!

6 »Dieses Land lebt von der Vielfalt seiner Menschen und es lebt gut damit. Der Schwarzwald tickt da anders als die Ortenau: und Freiburg tickt ohne hin ganz anders«. Beilage der Badischen Zeitung »Wir sind Baden«, 12. Juli 2013, S. 3.

7 Was eine zukünftige Redaktion zu leisten hat ist, mit Wachheit die einzelnen Informationen publizistisch zu organisieren. *Heinrich Hauß*

NatureLife-Spendenkonto:
IBAN: DE 22 6005 0101 0002 2090 29

NatureLife-International
Stiftung für Umwelt, Bildung
und Nachhaltigkeit
Karlstraße 7 • 71638 Ludwigsburg

NATURELIFE-
INTERNATIONAL

Der Landesverein Badische Heimat e.V. verleiht Heinrich Hauß die Ehrenmitgliedschaft

Der Landesvorstand und die jüngste Mitgliederversammlung der Badischen Heimat haben in Pforzheim auf meinen Vorschlag hin einstimmig beschlossen, Herrn Heinrich Hauß die Ehrenmitgliedschaft der Badischen Heimat zu verleihen. Ich gratuliere Ihm von Herzen, auch im Namen aller unserer Mitglieder, zur höchsten Auszeichnung unseres Vereins, die nur äußerst selten vergeben wird. Wie kein Zweiter hat Heinrich Hauß diese besondere Geste, unseren Dank und unseren Respekt verdient.

Das »Flagschiff« der Badischen Heimat ist unsere vierteljährlich erscheinende Zeitschrift. Heinrich Hauß hat als Schriftleiter bzw. Chefredakteur über drei Jahrzehnte die redaktionelle Gesamtverordnung mit großem Engagement und hervorragender Sachkenntnis wahrgenommen. Er hat damit der Badischen Heimat über diesen langen Zeitraum ein unverwechselbares Gesicht gegeben. Mit vielfältigen eigenen Beiträgen hat er zum einen badische Erinnerungskultur betrieben, aber darüber hinaus auch immer aktuelle Zeitströmungen einbezogen und sich als intellektueller Vordenker, der über die zukünftige Rolle unseres Heimatverbandes und der sich rasch veränderten Gesellschaft reflektiert, verstanden und profiliert.

Dies hat er aus ehrenamtlicher Begeisterung für die Sache getan. Der Einsatz und die Leistung von Heinrich Hauß für unsere Vereinigung ist wahrhaft »unbezahlbar«. Und es ist erstaunlich, mit welchem Schwung und Elan er sich in seinem fortgeschrittenen Alter immer noch kompetent und vital in Diskussionen und inhaltliche Diskurse einbringt. Heinrich Hauß hat sich mit diesem Engagement für alle Zeiten einen ganz besonderen Ehrenplatz in der Geschichte der Badischen Heimat erworben.

Mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft darf das Engagement von Heinrich Hauß für die Badische Heimat aber nicht zu Ende gehen! Zunächst wird er im laufenden Jahr kommissarisch das Amt des Chefredakteurs wahrnehmen und eng mit Herrn Michael Kohler zusammenarbeiten.

Auch wenn dann die redaktionelle Gesamtverantwortung für unsere Zeitschrift in andere Hände übergeben werden soll, so wird Heinrich Hauß auch nach dem Stabwechsel hoffentlich noch lange mit seinen Beiträgen und Anstößen unsere Zeitschrift und unsere Diskussionen bereichern. Die Badische Heimat wird sicherlich noch lange von der überragenden Persönlichkeit unseres Ehrenmitgliedes profitieren.

Sven von Ungern-Sternberg

Professor Paul-Ludwig Weinacht zum 80. Geburtstag

Am 28. Mai 2018 beging unser Beiratsmitglied Professor Dr. Paul-Ludwig Weinacht seinen 80. Geburtstag. Ich darf ihm im Namen der Badischen Heimat insgesamt und auch ganz persönlich zu diesem besonderen Tag gratulieren und auch für die künftige Zeit alle guten Wünsche übermitteln.

Professor Weinacht ist gebürtiger Freiburger. Er erlegte als Schulkind im November 1944 den schrecklichen Bombenangriff auf Freiburg mit. Er besuchte das traditionsreiche Freiburger Berthold-Gymnasium und machte dort 1957 sein Abitur. Er studierte dann Germanistik, Romanistik und Politikwissenschaft, zunächst in Freiburg, dann in München und an der Pariser Sorbonne. 1962 legte er das Erste, 1964 das Zweite Staatsexamen für das höhere Lehramt ab.

Er promovierte 1967 in München bei Professor Hans Maier mit einer Arbeiter über den Staat. Als wissenschaftlicher Assistent verwaltete er mit seinem Doktorvater den Nachlass des südbadischen Staatspräsidenten Leo Wohleb, der später dem Freiburger Staatsarchiv zur Verwendung übergeben wurde.

1970 erhielt er einen Ruf an die Pädagogische Hochschule Freiburg, wo er 9 Jahre Politikwissen-

schaft lehrte. Seit 1979 hatte er an der Universität Würzburg bis zu seiner Emeritierung den Lehrstuhl für Didaktik der Sozialkunde und für Politikwissenschaften.

Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der politischen Begriffs- und Ideengeschichte sowie vor allem in der südwestdeutschen Regional- und Parteiengeschichte. Hier hat er einen Ruf als besonderer Kenner der badischen Nachkriegsgeschichte erworben. Seine Publikationen für die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg haben weiter eine große Beachtung gefunden.

Professor Weinacht ist seit 1993 Beirat in unserem Landesverein und hat unsere Zeitschrift durch seine Beiträge qualitativ sehr bereichert. In unserer Chronik »100 Jahre für Baden« hat er die Geschichte unseres Landesvereins von 1970 bis 2007 aufgearbeitet. Der Band unserer Schriftenreihe »Politische Kultur am Oberrhein« ist eine Zusammenstellung seiner wichtigsten Schriften – spannende Studien zur Geschichte Badens. Mit Heinrich Hauß gab der die »Wegmarken badischer Geschichte« heraus – die Zusammenstellung der Vorträge anlässlich der Landesausstellung »Baden! 900 Jahre« in Karlsruhe. Gegenwärtig gibt er mit Prof. Gerd Hepp in der Schriftenreihe die Vorträge heraus, die von ihm im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg und dem Titel »Heimat in Bewegung« gehalten worden sind. Wir sind Paul-Ludwig Weinacht für seine Beiträge und wichtigen Impulse sehr dankbar! Wir wünschen ihm und seiner Ehefrau Annette, mit der er vier gemeinsame Kinder und zehn Enkelkinder hat, für die Zukunft alles Gute und freuen uns auf eine weiterhin vertrauensvolle Zusammenarbeit – für unsere Badische Heimat. *Sven von Ungern-Sternberg*

Hansjörg Noe wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2018 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Hansjörg Noe wurde beim Hebelabend am 5. Mai 2018 mit der 59. Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental geehrt.

Der Plakettenträger, 1942 in der Eifel geboren, war Volksschullehrer, Schulleiter, Direktor des Seminars für Lehrerausbildung und schließlich Leiter des Staatlichen Schulamtes Lörrach. Er ist vor allem auch aufklärerischer Historiker, der sich um die Aufarbeitung des Nationalsozialismus (NS) in der Region verdient gemacht hat. In Person und Arbeit des Ausgezeichneten, in dessen Dankesworten wie in der Laudatio bekam die Traditionsveranstaltung »Hebelabend« einen ungewohnt aktuellen politischen Bezug.

Bürgermeister Martin Bühler (li.) überreicht die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2018 an Hansjörg Noe. (Foto: Anja Bertsch)

Der Hebelabend ist Auftakt und erster Höhepunkt im Veranstaltungsreigen, mit dem die Gemeinde Hausen im Wiesental Jahr für Jahr ihren Dichtersohn Johann Peter Hebel rund um dessen Geburtstag am 10. Mai ehrt. Die Verleihung der Plakette ist dabei ein »herausragendes kulturelles wie zivilgesellschaftliches Ereignis«, wie Laudator Wolfgang Klingenfeld formulierte – und eines, für das die höchste Geheimhaltungsstufe gilt: Wer die Hebel-Plakette (nicht zu verwechseln mit dem vom Land Baden-Württemberg alle zwei Jahre und so auch heuer verliehenen Hebel-Preis) erhält, wird erst an eben jenem Abend bekanntgegeben. Dem Anlass angemessen, konnte Hausens Bürgermeister Martin Bühler zahlreiche Vertreter aus Kultur und Politik zwischen Basel und Feldberg begrüßen.

Mit der Auszeichnung Hansjörg Noes habe die Hebelkommission eine »beachtenswerte Entscheidung getroffen«, konstatierte der Laudator Wolfgang Klingenfeld. Er hatte dabei dessen Person ebenso im Blick wie dessen Forschungen zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus, die angesichts eines »unerträglichen Populismus und widerwärtiger Antisemitismus« auch aktuell größte Bedeutung habe. Kleines Problem: Noe sei weder »indigener Wiesentäler« noch »alemannischer Muttersprachler, und daher eigentlich so gar nicht kompatibel mit der Hebelplakette«, schmunzelte Klingenfeld, der sich selbst als »bilingualer Dialektsprecher« präsentierte und den richtigen Ton zwischen unterhaltsamer Gewitztheit und der Thematik angemessenem Ernst traf.

Regionalgeschichtlich schon immer interessiert, widmet sich Hansjörg Noe dem Thema der NS-Zeit

seit der Pensionierung 2005 noch intensiver, in Vorträgen, als Verfasser von Jubiläumsschriften oder als Mitarbeiter des Lörracher Dreiländermuseums. Und eben in der Aufarbeitung der NS-Zeit, die er besonders vertieft für Lörrach, Steinen und Maulburg betrieben hat. »Damit hat sich Hansjörg Noe einer besonders herausfordernden Thematik gewidmet«, so Klingenfeld:

»Er musste tief schürfen in Angelegenheit, die viele schon für erledigt erklärt, oder nennen Sie's verdrängt, hatten.« Besonders verdienstvoll sei die Befragung zahlloser Zeitzeugen:

»Diese Stimmen zum Klingen zu bringen, bevor sie nicht mehr zu vernehmen sind: Das ist eine unschätzbar wichtige Leistung Hansjörg Noes.« Was der Historiker da zu hören bekam und weitertrug »sind Erzählungen von Angst und Trauer, Verzagtheit und Hoffnung, Opfern und Tätern. Nicht selten ging es um Leben und Tod«, sagte Klingenfeld – und brachte eben diese Stimmen in einigen berührenden Beispielen auch für die Besucher des Hebelabends zum Klingen.

Der Geehrte zeigte sich in seiner Dankesrede bewegt und dankbar. Zugleich ließ er den kritischen Geist und das persönliche Engagement aufblitzen, die sich jenseits distanziert-wissenschaftlicher Sachlichkeit durch seine Veröffentlichungen ziehen. Noe kritisierte die ausgrenzende Facette des Heimatbegriffes, wie ihn die Nazis kultivierten, wie er ihn aktuell aber auch im neuen »Heimatministerium«, im rechtspopulistischen »Wir sind das Volk« oder im Aufhängen von Kreuzen in Amtsstuben erkennt. Dem setzt Noe einen eigenen Heimatbegriff entgegen, der sich aus der steten Auseinandersetzung mit anderen Menschen und Umgebung und eben nicht auf die Berufung auf immer schon Dagewesenes, Unveränderliches speist: »Heimat ist ein Gegenwartsbegriff. Eine Beziehungskiste.« *Anja Bertsch*

Markus Moehring wurde mit dem »Hebeldank« 2018 des Hebelbundes Lörrach e. V. geehrt

Ne Freudestund isch nit verwehrt[1] … – oder:
E rueihig Herz und frohe Muet
isch ebe doch no 's fürnehmst Guet[2]

Europa – dieses Wort ist zurzeit aktueller denn je.

Markus Moehring hat in seinem Beruf mit Europa zu tun, hier vor allem mit der Regio Basiliensis Frankreich, Schweiz, Deutschland, und das praktisch vom ersten Tag an seit seiner Arbeit im Museum im Jahre 1991, damals hieß es noch »Museum am Burghof«, heute ist es unter dem Namen »Dreiländermuseum« bekannt.

Volker Habermaier (re.), Präsident des Hebelbundes Lörrach e. V., überreicht den »Hebeldank« an den Leiter des Lörracher Dreiländermuseums, Markus Moehring. (Foto: Martina David-Wenk)

Was man hat, das muss man zeigen und auch schriftlich dokumentieren.

Dieses Motto zieht sich wie ein roter Faden durch den Berufsalltag von Markus Moehring. In den nahezu 30 Jahren im Museum brachte er viel Zeit, weit über das geforderte Pflichtprogramm hinaus, für die Sammlung und deren Ausbau auf.

Zahlreiche Aufsätze und Beiträge zu den Schwerpunkten der im Museum gezeigten Ausstellungen und auch zur Regionalgeschichte hat Markus Moehring in der Reihe der »Lörracher Hefte« dokumentiert, eine wichtige Schriftenreihe, die von ihm begründet wurde und derzeit bei der Nummer 26 angekommen ist.

Am Hebelsonntag, dem 6. Mai 2018 verlieh der Hebelbund Lörrach e. V. Markus Moehring, dem Lörracher Museumsleiter, den »Hebeldank«.

Damit würdigte der Hebelbund Lörrach insbesondere die Pflege der mit über 1000 Objekten größten Sammlung zu Johann Peter Hebel. Auch gelänge es dem Leiter des einzigen Dreiländermuseums in Europa, Hebel in so gut wie alle Sonderausstellungen aufzunehmen und so für die Verbreitung seines Werks zu sorgen, so das Lob.

Als grüße die Vergangenheit, so wirkt der Hebelsaal am Tage der Veranstaltung, die »Schatzkästlein«

genannt wird. Menschen in Tracht sitzen zwischen den Honoratioren. Der Besuch aus Basel betont die Einheit der Region, selbstverständlich wird Dialekt gesprochen.

Der Geehrte selbst sieht sich in der Fortsetzung seiner Vorgänger, die ebenfalls ausgezeichnet wurden. Diese arbeiteten ehrenamtlich, er ist der erste hauptamtliche Leiter. Und doch, so sagt er selbst, ohne Engagement, das über die Tätigkeit hinaus geht, wäre die Arbeit nicht zu machen. So nahe gerade die neue Ausstellung.

Über das Depot sei noch immer nicht abschließend entschieden, da tue der Bericht über das, was gelungen ist, gut.

Er hätte Karriere machen können an großen Museen, so Volker Habermaier, er blieb in Lörrach, hier fand er genügend Anregungen.

Für Habermaier wird Moehrings Arbeit vom Aufklärer Hebel geleitet. So verwurzelt Hebel ist, so weltläufig sei er im Denken und Schreiben.

»Moehring habe das Museum systematisch zu einem der großen und bedeutenden Museen Baden-Württembergs ausgebaut und international positioniert«, unterstrich Volker Habermaier die Verdienste von Markus Moehring in seiner Laudatio.

Das Haus widme sich als einziges Drei-Länder-Museum Europas der Geschichte und Gegenwart der Region zwischen Breisgau und Bodensee, mithin der Gegend ums Rheinknie. Volker Habermaier erwähnte die von dem Geehrten und seinem Team zusammengetragene und gepflegte größte Museumssammlung zu Johann Peter Hebel mit mehreren hundert Objekten. Immer wieder schaffe Markus Moehring Verbindungen zum Dichter, Theologen und Pädagogen Hebel, der einst im heutigen Museumsgebäude gewohnt und gewirkt hat.

Dem Hebelbund sei Markus Moehring seit langem ein »stets präsenter, hilfreicher und kundiger Begleiter«. Er leite das Museum seit 1991 und habe es »systematisch, umsichtig und innovativ« um- und ausgebaut.

»Als ich mich später mit Hebel beschäftigte, hat mich sein Werben für Toleranz fasziniert«, sagt Markus Moehring.

Im Festvortrag widmete sich der profunde Hebelkenner Franz Littmann, Hebeldankträger des Jahres 2013, der Reise des Dichters ins Nachbarland. Littmanns Thema: »Ein Aufklärer auf Reisen – Johann Peter Hebels Schweizerreise 1805.« Mit den Hintergründen befasste sich der Festredner auch in einem Text für das »Lörracher Heft« Nr. 26. Franz Littmanns Ausführungen zu Hebels Reise in die Schweiz zeigten den Dichter als den Menschen zutiefst zugewandt.

Dem protestantischen Geistlichen ist jede Abgrenzung fern. So lobt er die Schweiz als ein Paradies des zukünftigen Zusammenlebens der Völker. Nicht Abgrenzung suchte er, sondern Konsens.

Denis Liske (Piano) und Matthias Haller (Schlagzeug), zwei Jazz-Musiker des Georg-Büchner-Gymnasiums in Rheinfelden, umrahmten die sehr gut besuchte Veranstaltung mit gehaltvollen, passenden musikalischen Beiträgen.

Der Hebelbund Lörrach e. V. hat eine gute und bemerkenswerte Entscheidung getroffen, in der heutigen Zeit, wo Museen täglich »kämpfen« und sich behaupten müssen, mit Markus Moehring einen weit über das normale Arbeitspensum hinaus, engagierten und über die (Länder-)Grenzen hinaus denkenden und wirkenden Museumsleiter auszuzeichnen.

Elmar Vogt

Anmerkungen

1 Aus Hebels Gedicht »Der Schmelzofen«, erste Verszeile der dritten Strophe.
2 Aus Hebels Gedicht »Zufriedenheit«, elfte und zwölfte Verszeile.

Christoph Meckel wurde mit dem Johann Peter Hebel-Preis 2018 des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet

´s chunt alles jung und neu,
und alles schlicht sim Alter zue,
und alles nimmt en End,
und nüt stoht still.
(J. P. Hebel: Die Vergänglichkeit)

Unter allen Künsten ist die Literatur, weil sie *ohne* Sprache nicht auskommt, am stärksten an den Inhalt, an die Mitteilung gebunden.

Was Literatur sein soll, steht nicht ein für alle Mal fest, es ändert sich mit den Methoden und Stimmungen. Die Literatur möge das Leben spiegeln, das des Lesers wie das des Verfassers, damit beide einander näher kämen.

Folgendes wurde über das Schreiben schon oft gesagt oder gedacht, vielleicht einfach deshalb, weil es sagenswert und wahr ist: *Man kann schreibend ein anderer sein.* Folgendes wurde nicht weniger oft gesagt oder gedacht, vielleicht einfach deshalb,

weil es nicht weniger sagenswert und wahr ist: *Man kann schreibend der sein, der man ist.* Es gibt niemanden, der die eigenen Gedanken zurechtstutzt, niemanden der bestimmt, wie man was zu äußern hat und welcher Sache man Gewicht geben möchte und muss.

Nur beim Schreiben kann man sich gestatten, hinzusehen, der Welt ins Auge zu sehen, ihrem Schweren und Schönen, und unbeschadet zurück ins Leben treten.

Der Johann Peter Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg kann zum einen an Schriftstellerinnen und Schriftsteller verliehen werden, die durch ihr literarisches Werk dem alemannischen Sprachraum oder Johann Peter Hebel verbunden sind. Zum anderen können ihn Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler erhalten, die sich um die Pflege von Hebels Werk oder um die Literatur des alemannischen Sprachraums verdient gemacht haben.

Beim Festakt zum Hebelfest am 10. Mai 2018 überreichte Petra Olschowski, Staatssekretärin im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, den mit 10 000 Euro dotierten Preis an den Freiburger Schriftsteller Christoph Meckel. Sowohl Petra Olschowski als auch der Laudator Werner Witt stellten die geistige Nähe des Preisträgers zu Hebels Werk in den Mittelpunkt ihrer Reden.

In ihrer Rede zur Preisverleihung warf Petra Olschowski einen persönlichen Blick auf ihre eigene Begegnung mit dem schriftstellerischen Werk von Christoph Meckel und auf den Einfluss, den diese Begegnung auf ihren eigenen Blick aufs Leben nahm sowie darauf, was möglich ist: »Er hat mir Wege eröffnet, in denen man denken, träumen, sprechen, leben kann, um hieraus eigene innere und äußere Welten zu entwickeln«.

Der Laudator Werner Witt, Mitglied der Preis-Jury, widerlegte ein Mythos über den Preisträger: Anders als einige Schriftstellerkollegen habe sich Meckel nicht für unmittelbare politische Kampagnen eingesetzt; einigen galt das als Argument für den Vorwurf, er entziehe sich und verstecke sich hinter seinem Werk. Das sei grundverkehrt: »Er hat sich in seinen Schriften gezeigt. Schonungslos, verletzbar – ohne Tarnkappe«, bekundete Wener Witt höchsten Respekt für Leben und Werk Meckels: »Ehren sie mit mir einen großen Lebenskünstler«.

Aus vier Jahrzehnten schriftstellerischer Arbeit ist ein großes Werk entstanden.

Staatssekretärin Petra Olschowski überreichte den Hebelpreis 2018 des Landes Baden-Württemberg an den Freiburger Schriftsteller Christoph Meckel. (Foto: © Gemeinde Hausen im Wiesental)

Am Vorabend der Preisverleihung las Christoph Meckel aus Texten mit Bezug zur Region im Elternhaus Hebels, dem heutigen Literaturmuseum. Seine ergreifende Beschreibung über die Bombardierung der Stadt Freiburg im Breisgau im Jahr 1944 hinterließ nicht nur bei den älteren Zuhörenden tiefe Spuren. Wie der neunjährige Junge die Feuersbrunst am Horizont erlebte, wie er zuerst Angst um das Münster hatte, erst anschließend sich um die Menschen sorgte.

Christoph Meckel selbst wiederum stellte Johann Peter Hebel in den Mittelpunkt seiner Dankesrede und gab seiner großen Bewunderung für den Dichter und seiner Verbundenheit zu dessen Sprache Ausdruck.

Die Dankrede ist nachfolgend abgedruckt.

Elmar Vogt

Dankwort zum Johann-Peter-Hebelpreis am 10. Mai 2018 in Hausen im Wiesental

Johann Peter Hebel ist der Klassiker überhaupt, unser aller Hausfreund und ein europäischer Dichter. Er hat alles, was es dazu braucht. Er ist der Createur einer Sprache, des Alemannischen, die ohne sein Werk Dialekt geblieben wäre.

Kann es Größeres in der Literatur geben, als Createur einer Sprache zu sein, Grammatik, Syntax und

Wortschatz dieser Sprache geschaffen, ihren Zauber und ihre Melodie durch seine Gedichte und Prosa wahrhaft und wirklich gemacht zu haben?

In einem Brief Hebels an den Pfarrer Friedrich Wilhelm Hitzig, seinen besten Freund, aus dem Jahr 1809 stehen die Sätze: »Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, dass es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Zelebrität zu ersingen«.

Keine Ideologie hat Hebel beeinträchtigt oder verfälscht. Sein Glaube, die protestantische Religion, hat ihn nicht begradigt oder verengt, sondern aufgeschlossen für alles Lebendige, Mensch und Tier, Natur und Geschichte, das alles gehört ihm, in Bescheidenheit und souverän.

Niemand und nichts kann seinen Ruhm vermehren, schmälern oder abschaffen.

Vom gewaltigen Simultanbetrieb alles Möglichen und Unmöglichen des Weltgeschehens, in dem wir uns heute zurecht finden müssen, wird Hebels Werk nicht berührt. Die Zeitlosigkeit seiner Sprache ist unser profundes Vergnügen.

In Hebels herrlichem Gedicht *DIE VERGÄNGLICHKEIT* erzählt der Ätti dem Bueb vom Untergang der Welt. »He, d' Lütt sinn nümme do, wenn's brennt. Sie sin – wo sin sie? D' Wiese het ke Wasser meh. Jee s' isch nit anderst, lueg mi a wie d' witt.

Un wemme nootnoo gar zweituusig zehlt, isch alles zemmekeit; un' s Dörfli sinkt no selber in sy Grab«.

Hebel hat das Ende der Welt auf das Jahr zweitausend vorausgesagt. Das Jahr zweitausend war um 1800, als Hebel die Vergänglichkeit schrieb, unvorstellbar weit in der Zukunft entfernt, der totale Untergang im Großen Feuer kam aus uralter Überlieferung. Die Erde verändert sich schnell, immer schneller, und die Zeichen häufen sich, dass sie, unser Welthaus, an ein Ende kommen könnte. Aber wir leben, und das Werk Johann Peter Hebels ist ein bleibender Gesang von der Lebendigkeit allen Lebens.

Meine Damen und Herren, ich danke von ganzem Herzen für den Hebel-Preis. Er ist der schönste Preis, den ich erhalten kann. Ich habe eine lange Zeit, neun Jahre, nicht weit von hier, in Ötlingen im Markgräflerland, gelebt. Ich kam aus Freiburg hierher, weil ich in der alemannischen Sprache zuhause sein wollte, in der Landschaft Hebels, wo seine Sprache am reinsten gegenwärtig ist. Hier schrieb ich ein Gedicht für Johann Peter Hebel. Es lautet:

WIDMUNG FÜR J. P. HEBEL

»Eure heißen Wangen kühle
der Haselbusch oder die Akazie«. Eure Augen
erfreue die weiße Wolke. Eurer Sehnsucht
wachse das Gras.

Eurer Vergänglichkeit verfalle
der große Wald, das Heu und die späte Beere
doch Euren Episteln bleibe ewig
die Ofenbank, und Eurem Gedächtnis
bewahre sich Kuckucksruf und Morgenstern
und bewahre sich, was neben ihnen einherging
in Bitternis und süßem Wahn.

Euren Traum versehe die Mutter Gottes
mit einem Lächeln am Sonntag, und Eure Weisheit
vermehre das Vergebliche
um einen Weinkrug und einem Strauß Gamänderlein.

Möge bei den Jüngsten Gerichten
Euer Fürsprech der Dengelegeist sein, und Eure
Hoffnung sich erfüllen im Oberland,
und das Gras gewachsen auf Euren Spuren,
mähe der starke Engel mit der goldenen Sense.

Ehrennadel des Arbeitskreises Heimatpflege an Dr. Konrad Exner

Die Ehrung für Verdienste in der Heimatpflege durch Verleihung der Ehrennadel fand am 22. März 2018 in Hockenheim statt. In diesem Rahmen überreichte Regierungspräsidentin Nicolette Kressl dem Mitglied der Badischen Heimat Dr. Konrad Exner aus Weinheim diese Auszeichnung. In ihrer Laudatio stellte die Regierungspräsidentin das Engagement für die Evangelische Kirche und den Abschluss eines Theologiestudiums nach Eintritt in den Ruhestand besonders hervor.

Doch dies waren nicht die einzigen beeindruckenden Leistungen. Dr. Konrad Exner, geb. 16. September 1944, OStR a. D., war Lehrbeauftragter in Wissenschaftlicher Politik und hat im Arbeitskreis für Landeskunde/Landesgeschichte am Regierungspräsidium Karlsruhe dienstlich mitgewirkt. Hier

(Foto: Stadtverwaltung Hockenheim / Fotografen Dorothea und Norbert Lenhardt)

hat er über mehrere politische Persönlichkeiten vor und nach dem Ersten Weltkrieg publiziert. Zu seinen wichtigsten Werken zählt das Buch »50 Jahre Grundgesetz – Vorläufer des Grundgesetzes – Abgeordnete des badischen Landtages« (1999). Weitere Werke können dem Online-Portal www.leo-bw.de entnommen werden.

Seit 1998 veröffentlicht er Beiträge für die Badische Heimat und ist in der Regionalgruppe Mannheim seit 2000 Vorstandsmitglied. Dem AKH ist er im Februar 2016 als Mitglied beigetreten, wo er in der Zeitschrift Hierzuland ebenfalls Artikel veröffentlicht. Schwerpunkt seiner Veröffentlichungen sind die Badische Ständeversammlung bzw. der Badische Landtag im 19. und frühen 20. Jahrhundert und deren Abgeordnete.

Neben seinen landesgeschichtlichen Interessen, engagiert sich Herr Dr. Exner sehr für die evangelische Kirche. So war er vor seiner Pensionierung 20 Jahre Mitglied im Ältestenrat der ev. Kirche in Bad Schönborn und Weinheim, gehört zum Vorbereitungskomitee des Mittwochmorgen-Gottesdienstes an der ev. Peterskirche der Universitätskirche Heidelbergs und ist Leiter des ökumenischen Bibelkreises der Weststadtgemeinden Weinheims. Beim Unterstützungskreis Berufsstart in Weinheim ist er ebenfalls Mitglied. In Weinheim unterstützt er die evangelische Singgemeinde sowie den Projektchor St. Marien mit seiner Stimme.

Neben Dr. Konrad Exner wurden das Ehepaar Felicitas Offenloch-Brandenburger und Klaus Brandenburger aus Hockenheim, Roland Bruchmann aus Karlsruhe-Neureut, August Greiner aus Bruchsal, Wolfgang Haaß aus Hamburg und Norbert Schwing aus Limbach-Balsbach geehrt.

Volker Kronemayer

Heimatmedaille Baden-Württemberg 2017: Nachtrag

Leider wurde in der letzten Ausgabe der badischen Heimat der Beitrag zu Gottfried Rohrer, St. Peter, übersehen. Hiermit holen wir das nach:

Gottfried Rohrer (geboren 1947) war in St. Peter über 24 Jahre hinweg, bis 2008, Bürgermeister. Unter anderem war er Initiator und Motor bei der Einführung der alljährlich stattfindenden Kulturtage in St. Peter, die neben den Musiktagen eine überregionale Bedeutung haben. Ebenso war Gottfried Rohrer stets mit dem Leben der Pfarrgemeinde in St. Peter und mit dem ehemaligen Priesterseminar, dem heutigen Geistlichen Zentrum der Erzdiözese Freiburg, aufs engste verbunden. Immer wieder engagierte er sich mit besonderer Tatkraft und Hilfsbereitschaft für deren Belange.

Ein besonderes Anliegen war ihm die Förderung des kulturellen Erbes und die Erhaltung des überlieferten Brauchtums. Gottfried Rohrer hat sich viele Jahre für die barocke Klosterkirche und die Klosterbibliothek eingesetzt. Die Pflege des Brauchtums war ihm ein Herzensanliegen. Lange Jahre war er Mitglied und Vorsitzender der Trachtengruppe St. Peter, von 1988 bis 2008 Vorsitzender des Bundes »Heimat und Volksleben e. V.« sowie danach von 2001 bis zum Frühjahr 2017 mit unermüdlichem Einsatz Vorsitzender des Landesverbandes der Heimat- und Trachtenverbände. Dieser Dachverband pflegt das Brauchtum in ganz Baden-Württemberg gewissermaßen gebündelt und stellt dies in lebendiger Weise dar.

Krönender Abschluss seines jahrzehntelangen Wirkens war die Herausgabe des Buches »Trachtenvielfalt Baden-Württemberg« im Oktober 2016, welches nur durch Gottfried Rohrers beharrliches Wirken und durch sein großes Durchhaltevermögen erscheinen konnte. Diese Publikation und Dokumentation trägt dazu bei, dass das Kulturgut »Tracht« vielen Menschen, die sich für Brauchtum und Tradition interessieren, nähergebracht wird.

Volker Kronemayer

Buchbesprechungen

Martin Furtwängler (Bearbeiter): Die Protokolle der Regierung der Republik Baden, Zweiter Band, Erster Teilband und Zweiter Teilband, W. Kohlhammer Verlag 2016, 89 €.

Die genannten Bände umfassen einleitend die Seiten VII bis CXXIX und für die Protokolle 968 Seiten. Wir entnehmen der Einleitung »Die Bildung und Umbildung des Staatsministeriums« die grundlegenden Sätze: Mit der Verabschiedung der badischen Verfassung am 21. März 1919 und der Wahl der neuen verfassungsmäßigen Regierung, dem Staatsministerium, im Landtag am 2. April endete in Baden die Phase des Übergangs von der Monarchie zur Republik, die mit der Revolution vom November 1918 begonnen hatte. Diese rasche Überwindung des verfassungslosen Zustandes stellte eine beachtliche Leistung der jungen Republik dar, war man doch damit dem Reich um fast ein halbes Jahr voraus. Wie sehr man sich in Karlsruhe darum bemühte, schnellstmöglich in geordneten Verhältnissen zu leben, belegt nicht zuletzt die Tatsache, dass die Bildung der neuen Regierung noch vor der Volksabstimmung vom 13. April 1919 erfolgte, mit der die Verfassung und das Weiterbestehen der Nationalversammlung als Landtag formal bestätigt wurden. (S. VII) Die Stimmzettel für die Volksabstimmung am 13. April 1919 über die badische Verfassung und das Weiterbestehen der Nationalversammlung als Landtag fragten den Bürger: Wird die Verfassung genehmigt? Die Antwort lautete »Ja«. Sowie: Soll die Nationalversammlung als Landtag weiter gelten? Antwort: »Ja«.

Sodann benennen wir aus der Sitzung des Staatsrates vom 10. Mai 1920 zwei Beispiele: I. Teilnahme der Staatsregierung bei der Besichtigung des Mannheimer Schlosses durch den Oberbürgermeister von Mannheim, II. Die Besetzung der Amtsgerichte Ettenheim und Lörrach. Erhebungen haben ergeben, dass die in der Entschließung des Staatsministeriums vom 20. April 1920 angeregten Beschränkungen der Dienstwohnungen des ersten Richters sowie der übrigen Dienstwohnungen des Amtsberichts für die Staatsanwaltschaft in Lörrach nicht genügen. Das Staatsministerium beschließt daher, den Amtsrichter Dr. Johannes Ferdinand in gleicher Eigenschaft nach Ettenheim zu versetzen.

Aus dem Kapitel »Ergänzende Dokumente« ist die »Bekanntmachung des badischen Staatsministeriums vom 3. April 1919« aufschlussreich: »An das badische Volk! Am 2. April hat die verfassungsgebende Nationalversammlung ein Staatsministerium gewählt. Damit steht die Republik Baden am Wiederbeginn eines verfassungsmäßigen Lebens. Das Staatsministerium hat sein Amt angetreten in der Zuversicht, dass der große Teil des badischen Volkes, der hinter der Mehrheit der Nationalversammlung steht, dem Ministerium sein Vertrauen entgegenbringt. (…) An das badische Volk richten wir die Aufforderung, seiner Regierung die sorgenvolle Arbeit zu erleichtern durch den Entschluss, in der Ruhe und dem Sinne der Ordnung zu verharren, die uns Badener zu allen Zeiten ausgezeichnet haben. (…) Es lebe das badische Volk!« (S. 869)

Die Herausgabe des Werkes ist begrüßenswert. Der Rezensent will kurz gefasst den Leser anregen, eine Auswahl zu treffen, in welche Teile des umfangreichen Stoffes er sich zu vertiefen gedenkt. Hilfreich für den Leser sind etliche bebilderte Seiten. *Franz Filser*

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Schriftführerin	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Olaf Schulze Kronprinzenstraße 40 75177 Pforzheim Brigitte Wörle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	Tel. 07 11 / 26 71 39 olafwschulze@gmx.de blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de